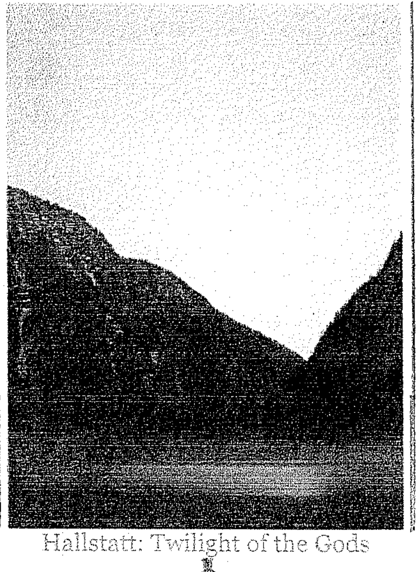
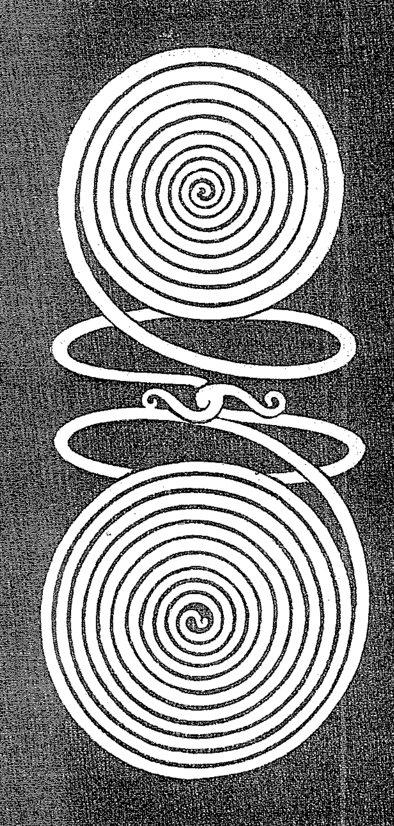
Die Charles Talin Sammlung

(The Charles Talin Collection)



Hallstatt: Twilight of the Gods

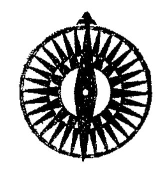
2008



ZWIEGESPRÄCH ZWISCHEN DEN VÖLKERN

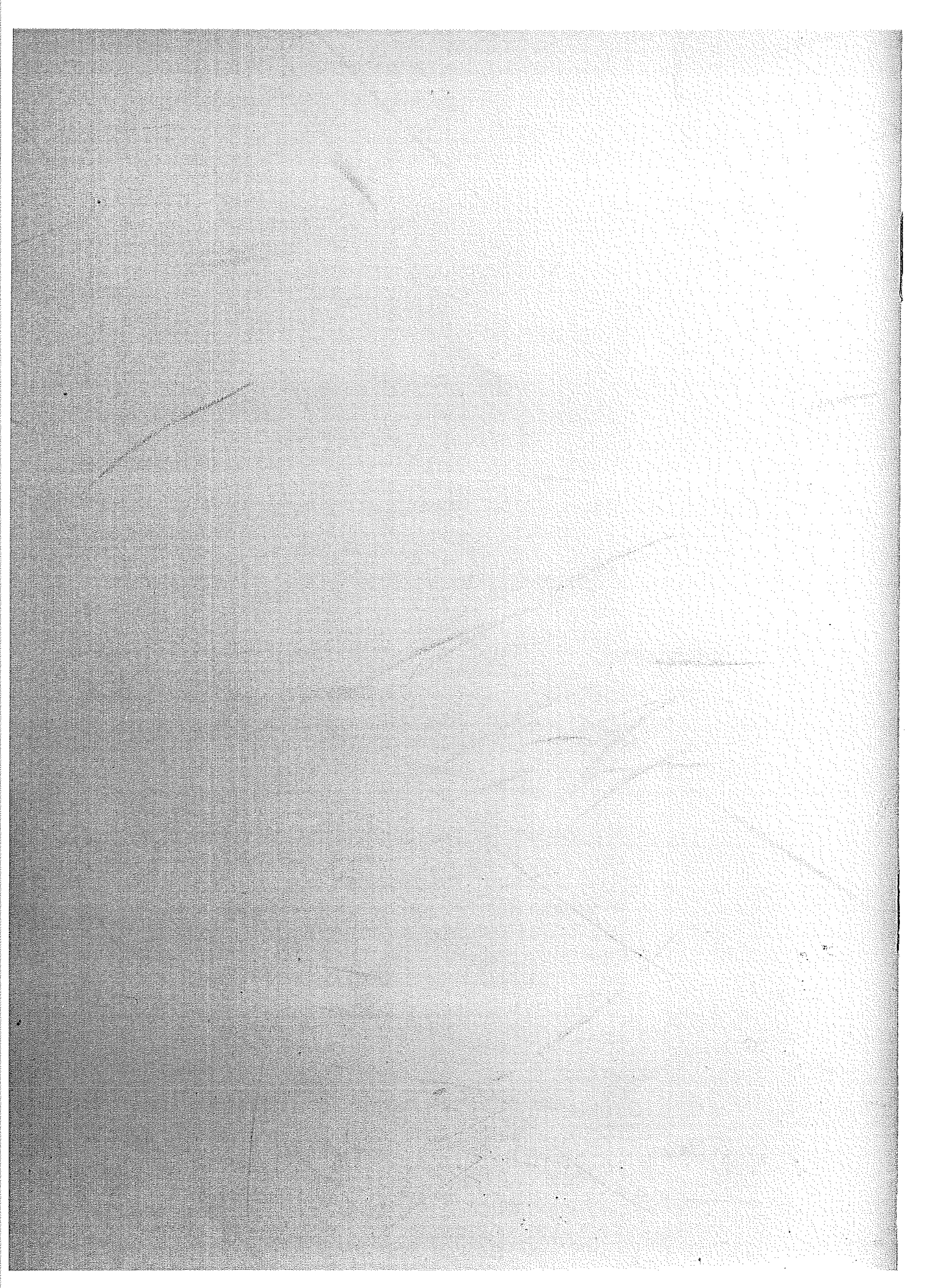
ZWIEGESPRÄCH ZWISCHEN DEN VÖLKERN

DEUTSCHLAND UND DER NORDEN



Herausgegeben von der Nordischen Gesellschaft

LÜBECK 1940



Beilage zur Veröffentlichung
der Nordischen Gesellschaft

ZWIEGESPRÄCH ZWISCHEN DEN VÖLKERN

Gunnar Gunnarsson

UNSER LAND

Mikkjel Fönhus

DIE HASENMUTTER UND IHRE KINDER

Die beiden eingelegten Beiträge wurden durch verschiedene Umstände bedingt erst nach Abschluß des Buches zur Verfügung gestellt. Wir wollen Sie unseren Freunden nicht vorenthalten und legen sie daher in dieser Form gesondert vor.

Gunnar Gunnarsson

UNSER LAND

Hoheitsvoll erhebt es sich aus der See, wenn man sich ihm vom Meere naht. Es ergreift das Herz gleich einem Heldenlied, ewigkeitsberührt, schicksalgesättigt. Nichts Kleines ist in seiner Erscheinung. Mag auch seine Gestalt mannigfaltig wirken, sie ist allenthalben fest geprägt, ein reiner Anblick. Diese erstaunliche Offenherzigkeit in jedem seiner Züge hat es zumeist seiner Nacktheit zu verdanken — und dann dem reinen Himmel, der sich darüber wölbt.

Die Säulen seiner Klippen sind wie die Stollen in einem streng gebauten Stabreimgedicht. Aber die Großartigkeit seiner Berge und die Gletscher in ihrer Schildgestalt, der Brandungsgürtel um den Strand, das tobende Grollen des Meeres und das Brausen der Stürme sind erfüllt von Geistesgewalt, Schwermut und dichterischem Hauch gleich einem Eddalied aus Stein geformt. Seine Hoheit wandelt sich unversehens in Erhabenheit.

Mit keinem anderen Lande läßt es sich vergleichen. Denn mag es auch im nördlichsten Norwegen und da und dort am Mittelmeer Berggestalten geben, die an isländische Landschaft erinnern, so ist die Ähnlichkeit in Norwegen doch nur oberflächlich: die Seele des Landes ist eine andere; ihm fehlt spürbar das Selbständige, Abgeschlossene, Insichruhende der Insel. Und in Italien sind Unfruchtbarkeit und Kahlheit von anderem Schlage: immer wieder mischt sich die südliche Üppigkeit traumhafter Gärten ein, die sich zwischen die schmuckloseren Berge wie ein Märchen von Fruchtbarkeit und Milde einschleichen. Die gänzlich unfruchtbare Kahlheit, die in Islands Wüsten herrscht — diese vollkommene Armut, die der einzige unverlierbare Reichtum des Lebens ist — das ist dort nirgends zu finden.

Für uns, die wir hier geboren sind, hat das Land nirgends seinesgleichen. Unsere Seele ist geformt nach dem Bilde seiner Täler und Berge, von Geschlecht zu Geschlecht — ob uns das nun klar oder verborgen sei. Unsere Sinnesart ist der rechtmäßige Abkomme der isländischen Jahreszeiten. In uns wohnen Islands Lenze, seine Winter und Sommer. Nicht nur jene, die wir erlebt haben, nein auch die Winter, Lenze und Sommer tief in die Zeiten zurück. Ein Erbe, das wir in unserm Leben und Handeln fruchtbar machen, jeder nach seinem Vermögen, und dessen Ertrag wieder unser Leben und Handeln ist.

Wir sind diesem Lande verbunden wie der Reim dem Gedicht. Darin stehen wir unter einem Bann, der sich nicht brechen läßt. Der Isländer ist noch nicht geboren, der die Bande zerreißen könnte, die ihn mit dem Heimatland und seinem Volk verbinden, ohne Schaden zu leiden. Wer auf Island geboren und aufgewachsen ist, fühlt sich nirgends in der Welt sonst so ganz heimisch wie auf Island. Zuweilen wird das Gefühl so übermächtig, daß es wie ein Zauberbann erscheint. Das tritt zutage, wenn man die geheimen Träume und Traumgesichte der Isländer sammelte. So war es schon vor alten Zeiten. Als der Skalde Hallfred auf hoher See starb, auf der Heimfahrt aus der Fremde, da war seine Seele nach dem langen Fernsein und der langen Trennung von seinen Freunden so voll Sehnsucht, daß sie im Todeskampfe vor seinen Augen Gestalt gewann. Er sah sie die Gestalt einer Frau annehmen, die über das Meer vorauseilte, und er erklärte, daß ihn jetzt sein Schutz- und Folgegeist verlassen hätte.

Es wäre schwer, im Einzelnen zu erklären, was den Isländer vor allem an die Stätte seiner Geburt, das Land seines Aufwachsens bindet. Es ist nichts Einzelnes, es ist alles. So viel ist gewiß: das äußere Wohlsein ist es nicht; niedere Antriebe haben kaum teil daran. Der echte Isländer in der Fremde sehnt sich genau so sehr nach dem isländischen Winter wie nach dem isländischen Sommer. Die langen Winternächte locken seinen Sinn nicht weniger als der ewige Tag des Frühsommers; der Mondschein über den Eisflächen und das reif-fahle Antlitz des Nachtgestirns steht seinem Herzen um nichts ferner als Sonnenschein und Südwind, an denen sich schon Jung Thordis freute, als ihr geliebter Sörli in den Hof geritten kam. Vielleicht ist es mehr als alles andre die Reinheit, die unerschütterliche Bestimmtheit und Eindeutigkeit der Natur, die ihre Unerbittlichkeit nicht unter dem lächelnden Grün blühender Gefilde versteckt, dem Beschauer nicht mit äußerlicher Freundlichkeit entgegenkommt. Die sich vielmehr einfältiglich und offenkundig zu erkennen gibt, die in den Runsen der Bäche auf Schritt und Tritt das offene Grab zeigt und einen jeden dazu erzieht, sich dem Leben zu fügen, wie es einmal ist — unverstellt, ungeschminkt, doch in seinen engen Grenzen ewig und allmächtig, mit übernatürlichen

Kräften und unlösbaren Rätseln gesättigt von Urzeiten her und über Grab und Tod hinaus.

Wenige Länder, die bewohnt heißen dürfen, sind so wenig wie Island von den Spuren der Zeiten berührt. Hier sind es nicht, wie anderwärts in wohlhabenden Reichen, Gebäude und Menschenwerk, die dem Lande übermächtig ihr Gepräge geben. Im Gegenteil. Vormals standen die Häuser im Lande so einfach und kunstlos, daß sie kaum als Häuser zu rechnen waren, und die menschliche Behausung schmiegte sich in die Landschaft ein und fuhr gut dabei. Darin ist in letzter Zeit eine erhebliche Veränderung eingetreten, und leider nicht zum Guten. Es ist traurig zu sehen, wie fremd so manche der neuen Häuser auf den Hofwiesen stehen und wie übel und linkisch sie sich in den isländischen Tälern, unter den Flühen und an den Felsbändern seiner Berge ausnehmen. Aus Geschmacklosigkeit aber, worin sie auch bestehe, entspringt Niedergang und Unstern. Unser Land ist anspruchsvoll, wenn man darin bauen will. Anderwärts hat man Gebüsche und Gärten, die sich über die Sünden seelenlosen Bauens decken und sie schonend verbergen. Hier kommt einem so etwas nicht zu Hilfe. Hier steht das Menschenwerk nackt auf nacktem Boden und muß es sich gefallen lassen, daß man es anschaut. Unser Land ist so uralt und seine Unberührtheit so vollkommen, daß zum Beispiel selbst recht anständig gebaute Brücken, die sich in schmiegsameren Landschaften schmuck ausnehmen würden, wie halbe Mißgeburten dastehen — hier in unserem Lande, wo die Natur, und sie allein, sozusagen jeden Handgriff tun sollte.

Ganz anders steht es mit allem, was sich in der Landwirtschaft begibt. Bereitete Dungwiesen, Saatplätze und andere Formen der Bebauung und Verbesserung des Bodens können der Schönheit des Landes sehr zu statten kommen. Das Land ist dankbar dafür und setzt auf einmal eine freundlichere Miene auf, ohne seiner reinen Würde etwas damit zu vergeben. Aber man muß dabei auf das Gepräge der Landschaft sorglich Rücksicht nehmen und sich vor Mißhandlungen hüten. Denn das Gepräge der Landschaft ist das Gepräge des Menschen. Wird Geschmacklosigkeit in der isländischen Landschaft zur Gewohnheit, wurzelt sie sich ein und gedeiht, so wird das bald an dem Seelenleben des Volkes zu spüren sein. Vielleicht ist schon heute etwas davon zu merken. Aber noch ist die bodenständige Sonderart vorhanden, die das Land zugleich einfach und doch mannigfaltig macht, ohne daß der Gesamteindruck, das Gepräge des Landes darunter litte. Reist man durchs Land, so ist es fast erstaunlich zu beobachten, wie jeder einzelne Bezirk sein eigenes Gesicht trägt, nur sich selber gleich, ohne daß es die Einheit störte.

Was not tut, ist, die Augen der isländischen Jugend für die isländische Natur und ihre Schönheit zu öffnen. Nicht als ob sie sie nicht sähe; aber weiß sie, was sie sieht? Hat man den Jungen beigebracht und haben sie sich selbst klar gemacht, was sich in unserer isländischen Landschaft gut ausnimmt und was weniger gut? Wenigstens merkt man nichts davon an den isländischen Neubauten und in der Art der Menschen rings im Lande und zumal in den Dörfern. Man sieht mit Schmerz, wie das Land mißhandelt und durch Geschmacklosigkeiten entstellt wird, durch diesen Kitsch, der nachgerade zum Volkslaster wird und unser Land und Volk in Verruf bringt. Viel besser als aus Worten und Benehmen erkennt man das wahre Innere des Menschen daran, was er um sich her leidet, ohne Hand anzulegen. Darin zum Rechten zu sehen, ist viel wichtiger als man so obenhin glaubt. Und man bringt ja kein großes Opfer damit, wenn man in allem auf Geschmack und gute Sitte hält. Und wenn schon von Opfer die Rede sein soll, so hat es unser Land jedenfalls vollauf verdient, und unsere Freude an seiner Schönheit wird niemals vollkommen sein, solange diese Dinge nicht in einer Weise geordnet werden, die keinen Grund zum Tadel mehr lassen.

(Aus dem Isländischen übertragen von Helmut de Boor und Andreas Heusler)

Mikkjel Fönhus

DIE HASENMUTTER UND IHRE KINDER

Ein kleines Drama aus den Wäldern

In den Wäldern am Fuße des Hochgebirges war der Mai eingezogen. Noch lag metertiefer Schnee; aber die Tage strömten wie mächtige Wärmewellen über das Land, und der Strahl der Sonne ließ den Schnee schmelzen. In den Nächten aber legte sich wieder eine Eiskruste darüber.

Eine Senneralm war schon ein wenig schneefrei, sie lag nach Süden, und die Sonne hatte dort freien Spielraum. Die ersten grünen Grasspitzen lugten schon aus der nackten Erde hervor.

In der Dämmerung hüpfte ein Hase über die Alm. Er hatte drei neugeborene Junge unter einer kleinen Tanne am Holzzaun liegen. Aber nun wollte er gern ein wenig vom ersten Grün des Frühlings naschen. Er machte Männchen und lauschte, blickte um sich und lauschte wieder, eine ganze Weile; stets hieß es auf der Wacht zu sein, der Wald war immer gefährlich für einen Hasen. Ihm war als rühre sich etwas dort hinten auf der Alm. Ja, da bewegte es sich wieder! Aber es war nur eine Drossel. Nun flog sie hervor und zwitscherte.

Der Frühlingsabend hieß alle Stimmen auf der Alm schweigen, als Mitternacht näher rückte. Zuerst wurden die Vöglein still, die letzte Singdrossel hüpfte von den Zweigen und tauchte fast kopfüber im Walddunkel unter — und die letzte Waldschnepfe zog in ruhigem, wagerechtem Fluge über die Sennhütte.

Auf dem grünen Grasflecken vor dem Kuhstall lag die Hasenmutter auf allen Vieren und nagte. Sie klappte die Löffel zurück und zupfte mit ruckweisen kleinen Kopfbewegungen die Grasspitzen heraus. Es schien, als sänke sie mit zunehmender Dunkelheit immer tiefer in die Erde, und nur wenn die weißen Löffel sich bewegten, gaben sie eine Ahnung von lebendigem Leben dort auf der Alm.

Da krachte ein Schuß nördlich der Umzäunung. Laut und feindlich hallte er durch die Frühlingsnacht. Unerwartet war er da, wie ein Blitz, und wie ein Blitz flammte es aus dem Flintenlauf in das Dunkel. Eine weiße Wolke zog über den Holzzaun dort hinten, löste sich schnell auf und trieb in dünnen Schwaden weiter. Es war der Pulverrauch.

Ein Bursche sprang auf und blickte um sich. Und er sah, wie der Hase dort hinten am Kuhstall in langen Sprüngen über die Alm entfloh. Aber er bemerkte, wie die Sprünge des Tieres langsamer wurden, als es das dichte Weidengebüsch erreichte. Der Hase flog nicht mehr so flach über das Feld; er hüpfte gleichsam auf und nieder, wurde fast gleichgültig — da meinte der Schütze, daß er getroffen hatte.

Und er folgte nach und suchte, zwischen den Sträuchern, im Tannenwald, auf der anderen Seite der Alm. Aber das Einzige, was er fand, waren einige Fellstückchen, dort, wo der Hase gesessen hatte, als er schoß.

— — —

Gegen ein Uhr begann schon der Tag zu grauen.

Und als die Sonne aufging, war es, als öffne sich ein langer schmaler Spalt in der Wolkenwand im Osten, der ein wenig müdes Licht durchschimmern ließ. Die Höhenzüge wachten gleichsam davon auf, aber nur für einige Minuten. Dann zogen sich die Wolken wieder zusammen, und es herrschte das gleiche, schwere, glimmende Licht.

Gegen vier Uhr wurde es Tag, aber ein grauer Tag. Die Hasenmutter kam unter einem Holzhaufen neben dem Zaun hervor, unter dem sie sich nach dem Schuß verkrochen hatte. Gleich als es krachte, hatte sie die Schrotkörner als feine, brennende Stiche im Hinterkörper gespürt. Es tat nicht weiter weh; aber sie fühlte sich so merkwürdig matt; eine unbekannte, zitternde Schwäche überfiel sie, und es gelang ihr gerade noch, sich durch das alte Loch im Zaun zu schieben. Sie kroch dann unter den Holzhaufen und legte sich dort zurecht. Aber sie wußte, daß die Jungen nahe bei ihr lagen.

Und sie hörte das Rascheln des Schützen, der dort ging und nach ihr suchte. Die Jungen hörten ihn auch; aber sie lagen alle bombensicher zwischen Heidekraut und Zweigen. Das war ihr Instinkt.

Nun kroch die Hasenmutter unter dem Holzhaufen hervor. Blieb sitzen. Aber so schwindelig und benommen. Die Beine mochten nicht mehr laufen, am liebsten möchte sie sich wieder auf alle Viere legen, aber irgend etwas zog sie zu der Tanne, unter der sie die Jungen wußte. Sie machte einige kraftlose Sprünge, und bald hatte sie die drei Kleinen aufgestöbert, die dort versteckt lagen. Da legte sie sich nieder, und die winzigen, felligen Knäuel krochen ganz in sie hinein, und die stumpfen Mäulchen fanden, was sie suchten. Eine Fähigkeit, die angeboren war und nicht gelernt zu werden brauchte.

Und so blieben Mutter und Kinder den Morgen und Tag über liegen.

Die Mutter konnte sich jetzt nicht mehr bewegen. Und wenn die Jungen tranken, merkten sie, daß die Milch anders war als früher, sie schmeckte nicht mehr nach Milch. Wohl war sie warm, aber sie tat ihnen nicht gut. Und sie hörten

auf zu saugen. Denn jetzt bekamen sie mehr Blut als Milch in ihr Mäulchen.

Um Mittag brach warmes Sonnenlicht durch die Zweige. Aber für die Hasenmutter war es nur wie schwacher Mondschein.

Gegen Abend fühlte sie ihren Körper steif werden. Auch die Läufe begannen, sich auszustrecken. Und der Mund wollte sich öffnen, als bekäme sie zu wenig Luft. Er öffnete und schloß sich viele Male, und die langen Nagezähne wurden unter der Oberlippe sichtbar. Schließlich blieb sie liegen und starrte mit toten und stummen Augen in den Wald. Aber die Augen brachen nicht.
Die Jungen wußten nichts davon, daß die Mutter tot war. Sie blieben dort liegen und krochen dicht an sie heran. Eine neue Nacht stieg über den Wald mit klarem Himmel und großer Kälte; die Jungen fror; sie krochen noch dichter an die Mutter heran. Aber sie war jetzt kalt und wärmte nicht wie früher.

— — —

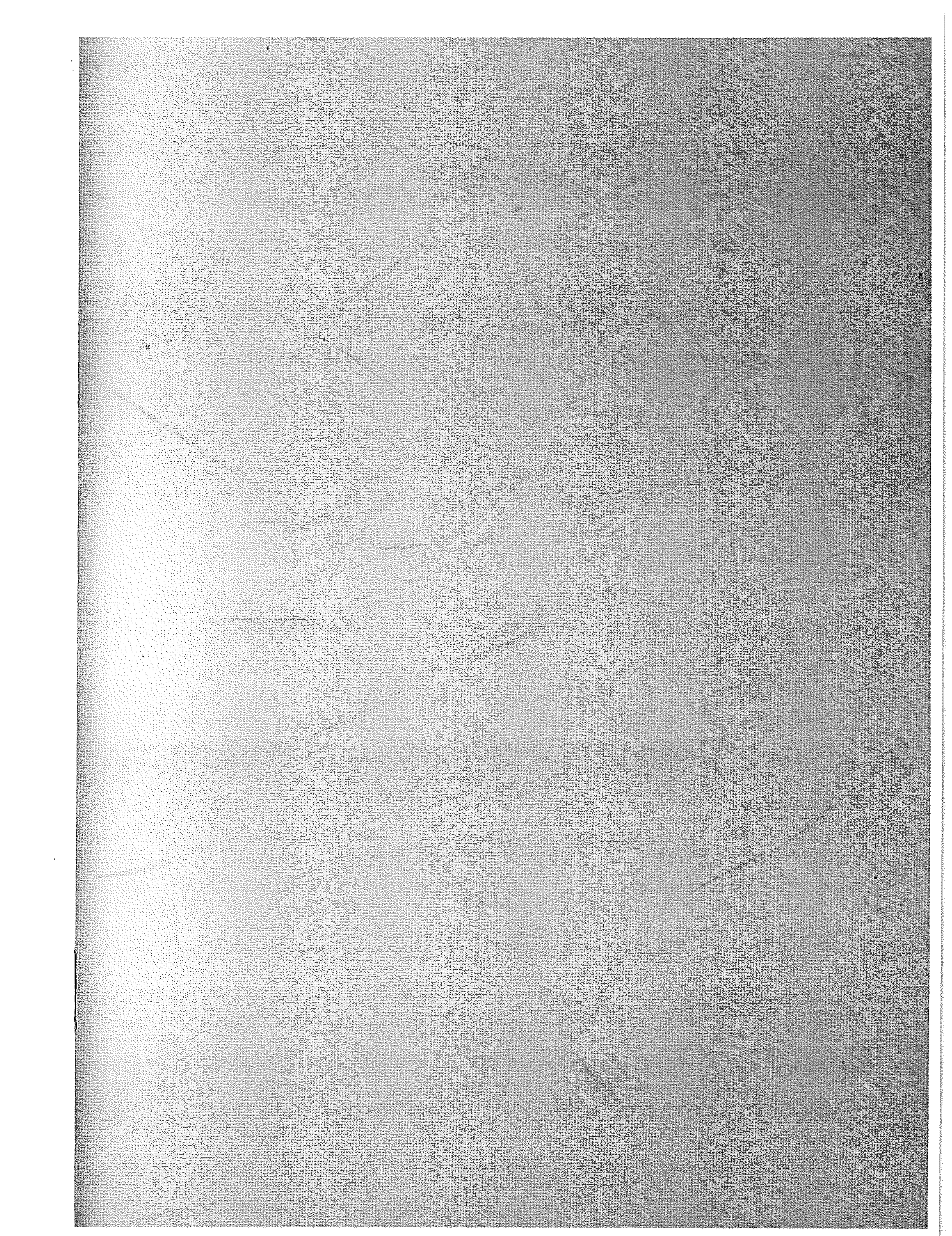
Es war sechs Tage später.
In diesen Tagen war dem Schnee arg mitgespielt worden, und die Sennereialm war ganz vom Eise befreit.
Jener Schütze, der den Hasen an dem Abend geschossen hatte, kam wieder daher. Heute wollte er auf Auerhahnjagd.

Als er die Sennerei erreicht hatte, ging er am Holzzaun entlang; es lag jetzt so wenig Schnee, daß es leicht war, vorwärts zu kommen.

Während er ging, erblickte er einen toten Hasen unter einer Tanne. — — Dort liegt wahrhaftig der Hase, den ich vor einer Woche schoß! — — dachte er und fühlte eine gewisse Befriedigung, weil er nun wußte, daß er nicht fehlgeschossen hatte. Er ging hin zu dem Hasen.
Da sah er, daß dicht an ihn gedrängt, drei kleine Junge lagen. Alle steif und tot.

Er war nicht mehr froh, als er weiterging.

(Aus dem Norwegischen übertragen von Eleonore Hynding)



EINBAND UND ZEICHNUNGEN (AUS VERSCHIEDENEN JAHREN):
ALFRED MAHLAU
DRUCK: CHARLES COLEMAN, LÜBECK



Zwiegespräche zwischen den Völkern — in keiner Zeit waren sie so wichtig, wie in unserer; aber es gibt auch keine Zeit, in der sie nicht vorhanden waren und ihren Wert hatten. Wenn die tiefsten Geister der Völker die innersten Werte ihrer Nationen prägten und wenn andere sie verstanden oder zu verstehen suchten, dann entstanden jene Beziehungen, die fruchtbar waren und sein werden auch in alle Zukunft. Je stärker sich in den letzten Jahrhunderten das nationale Gesicht der Völker prägte, je mehr die Volksindividuen erstanden, um so gewaltiger trat das Verstehen an die Stelle des gleichsam ohne Grenzen fließenden kulturellen Austausches. Als die falschen Begriffe der Menschheit, der Weltdichtung, als die Doktrinen kosmopolitischer Prägung in ihrer Fadenscheinigkeit erkannt wurden, da begann dieses Zwiegespräch seinen besonderen Wert zu erlangen und von diesem Zeitpunkt an auch seine Pflege einzusetzen.

Es gab schon vor dieser Zeit viele Ströme geistiger Natur über die Landesgrenzen hinweg, aber niemals haben sie den Charakter eines Zwiegespräches angenommen. Wohl fanden deutsche Sagenstoffe ihre Prägung im fernen Island, wohl drang das Christentum nur in den Norden ein, weil es vorher in Deutschland etwas unserer Eigenart sich angleichen konnte, wohl trug die Zeit stärkster merkantiler Tätigkeit die Kultur über das Meer in die Länder des Ostseeraumes, wohl drang Luthers revolutionäre Lehre über die Grenzen und der Pietismus fand seinen Weg; aber das, was wir heute ein Gespräch nennen, hat erst mit dem werdenden 18. Jahrhundert langsam seinen Anfang genommen, um dann im Laufe dieses Jahrhunderts wie nie zuvor zum

vollen Chor anzuschwellen — niemals hat diese Melodie so gewaltig geklungen wie damals, und sie ist seitdem auch nie verklungen.

Man wußte von den Eigenheiten der Völker und man mühte sich um ihre Entwicklung im eigenen Land und um ihr Verständnis im anderen.

Wir haben heute, wo Deutschland in eine schwere politische und militärische Entscheidung hineingezwungen wurde, einen Plan nicht fallen lassen, der uns wichtig schien, weil er aus dem vielstimmigen Gespräch zwischen den Völkern einige wenige Stimmen aufzufassen sucht, die früher und heute klangen und klingen. Der Krieg ändert nichts an dem Plan, denn auch frühere Streitigkeiten haben nichts zu ändern vermocht an diesen ewig die Menschen beschäftigenden Fragen. Wir haben alle Mitarbeiter vor dem Krieg gebeten, ihr Wort zu diesem Gespräch beizutragen und sie sind fast alle gefolgt. In gleicher Zahl sind sie aufgefordert für jedes Land. Hier liegen die Worte nun vor und künden von der alten geistigen Freundschaft und Verwandtschaft zwischen den Völkern des Nordens und Deutschlands.

Wir haben die Alten in ihren Briefen und Lebensbeschreibungen aufgesucht, haben gehorcht, was sie über einander zu sagen haben; wir haben die Lebenden gebeten, zu dieser Frage ihren persönlichen Beitrag, zu diesem Gespräch ihre persönliche Replik hinzuzufügen. Nicht alle in diesem großen Chor konnten gebeten werden, nicht alle kamen zu Wort, aber vielleicht ist es uns vergönnt, diese Reihe noch einmal fortzuführen in einem weiteren Band. Es sei ein Geschenk an alle Freunde und ihre Zustimmung möge der beste Dank aller sein, die uns dazu halfen, daß das Buch zustande kam. Jedem einzelnen „Beiträger" sei hier herzlicher Dank gesagt.

Nicht schönfärben ist der Sinn, so stehen auch böse Worte in diesen Seiten, Mißstimmungen in diesem Gespräch — auf beiden Seiten — aber das gute Wort siegt, wie die Geschichte der deutsch-nordländischen Beziehungen beweist, Jahrzehnte, Jahrhunderte hindurch. Wir müssen zueinander finden und finden können, denn wir sind verwandt, verwandter als zu anderen Völkern — das ist kein

Wort, das einseitiger Bewunderung entspringt, denn wir wissen kritisch zu scheiden; aber auch keine Werbung um Gunst, denn das dürfte nicht nötig sein. Wohl aber ist es die Feststellung einer unbestreitbaren Tatsache. Vielleicht hat diese entscheidungsreiche Zeit vielen, die das noch nicht erkannten, auch dafür die Augen geöffnet.

Manche Namen und Ereignisse mögen fremd sein, daher versuchten wir am Schluß des Bandes in Anmerkungen sachliche Mitteilungen und in kurzen biographischen Mitteilungen persönliche Hinweise zu geben.

In der heutigen Zeit ist durch die Ereignisse der letzten Monate die Benutzung ausländischen Materials erheblich erschwert; so kommt es, daß hier einige Motive und Stimmen fehlen und auch einige unserer Freunde fehlen, weil ihre Beiträge uns nicht mehr rechtzeitig erreichten.

Möge dieses Buch nun hinausgehen an die Helfer und Förderer unserer Arbeit, an die Freunde und Mitarbeiter. Es möge künden von dem geistigen Band, das den Norden und Deutschland von jeher verband. Wenn diese Seiten neue Freunde bringen, so ist das der schönste Lohn.

Heinrich Jessen.

Der erste Teil bis Seite 104 enthält einen geschichtlichen Überblick aus Briefen und Lebensbeschreibungen.

Der zweite Teil behandelt unser gegenwärtiges Verhältnis zum Norden. Dieser Teil wird daher auch allen Lesern in der heutigen Zeit besonders wertvoll sein.



ZWIEGESPRÄCH IN DER VERGANGENHEIT



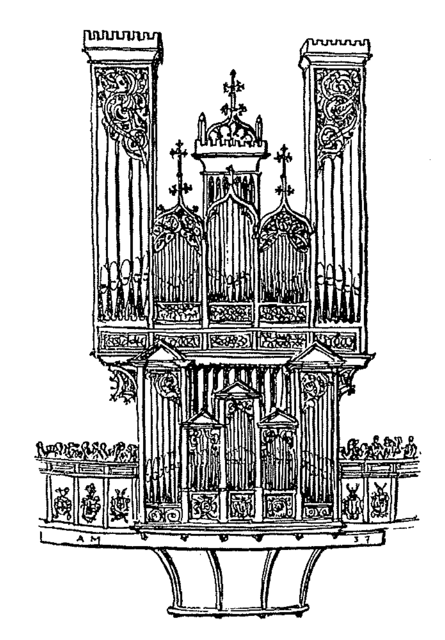
PRIVILEG FÜR EINE DEUTSCHE SCHAUSPIELERTRUPPE IN KOPENHAGEN

Sobald die Einführung der Souveränität die Verhältnisse gefestigt hatte, kamen die Theatertruppen aus Deutschland von neuem nach Dänemark und erfuhren dort eine freundliche Aufnahme. Am 23. Oktober 1661 begannen einige „Komödienspieler", vermutlich auf der Durchreise nach Kopenhagen, mit einer Aufführung vor dem Rathaus in Odense. Sie standen sicher unter der Führung des Andreas Wulff, der sich im Jahre darauf in Kopenhagen aufhielt und folgendes Privilegium erhielt, zweifellos das erste, das erteilt wurde für die Errichtung eines Theaters in Kopenhagen:

„Friedrich III. tut allen kund, daß Andreas Wulff untertänigsten Antrag gestellt hat, gewillt zu sein, auf eigene Kosten einen Komödienplatz (oder Schauburg genannt) hier in unserer Residenzstadt Kopenhagen herzurichten, auf dem verschiedene Tragödien, Komödien und andere solche Aktionen und Spiele mit dazugehörigen Personen und Instrumenten, vorgestellt werden können, und vor denen, so Lust dazu haben, spielen wird unter der Bedingung, daß ihm ein geeigneter Platz hier in der Stadt für notwendige Häuser und Wohnungen angewiesen, und ein Privilegium oder Freiheit gnädigst gewährt wird, dieweil hierfür großer Aufwand und Kosten erforderlich. Da haben Wir, nach diesem seinem untertänigsten Ansuchen und Begehren, gnädigst bewilligt und gestattet, was hierdurch bestätigt wird, daß besagter Andreas Joachim Wulff einen solchen Komödienplatz (oder Schauburg genannt) hier in unserer Residenzstadt Kopenhagen errichten kann, wofür der notwendige Platz angewiesen werden soll, den er ohne Bezahlung erblich benutzen darf, worüber er, seine Ehefrau und seine Erben im Laufe der folgenden 20 Jahre vom Tage dieses Briefes an verfügen und disponieren können und das durch diesen erworbene Geld von ihm und den seinen zu verwenden ist, so daß keine Zuwanderung von anderen Komödianten oder anderen ihn hindernden Schauspielern oder Veranstaltungen daselbst in den kommenden 20 Jahren in unserem Lande Seeland statthaft ist, und

sollen er und seine Leute bis zu 20 Personen, die er dazu gebrauchen wird, unter unser Hofrecht fallen und Exemtionen wie unsere Diener des Hofes genießen. Doch soll er dagegen darauf bedacht sein, solche Komödien und Werke vorzuführen, die nicht gemein sind oder von einigen ordinären Komödianten gesehen worden, sofern er diese unsere Vergünstigung achten und ausnutzen wird, und ferner möge er jede Woche eine Goldkrone oder 19 dänische Mark, die in besagter Schauburg erworben sind, zur Errichtung einer deutschen Kirche auf Christianshavn bezahlen . . ."

Kopenhagen, den 12. Dezember 1662.



Buxtehude-Orgel
in der Lübecker Marienkirche

BRIEFE VON KLOPSTOCK

Kopenhagen, den 4. Mai 1751.

Du mußt einen Brief von mir, vom großen Belte her, empfangen haben. Ich hätte auch wol von hier aus eher schreiben können, wirst Du sagen. Ich würde es eher gethan haben, wenn ich eher hätte umständlich schreiben können.

Ich habe an Moltke und Bernstorf zween so würdige Männer gefunden, als ich sie in der Ferne glaubte. Auch Moltke, den ich in der Ferne auf dieser Seite noch nicht gekannt hatte, ist ein Kenner. Er selbst hat mich veranlaßt, von dem jetzigen Zustande unsrer schönen Wissenschaften zu reden. Bernstorf, der zwar gegen das Ende dieses Monats verreiset, aber, wie mir es wahrscheinlich ist, wiederkommen wird, wird die Beyträge, von denen ihm nur der letzte Theil bekannt war, jetzt ausdrücklich lesen, und ich werde ihm die Namen der Verfasser über die vornehmsten Stücke setzen. Er ist recht im eigentlichen Verstande ein Kenner, sein Geschmack geht aber vorzüglich aufs Ernsthafte. Ich bin oft bey ihm gewesen, und habe viel mit ihm gesprochen. Wie kann ich Dir aber Alles dies schreiben? Ich will jetzt nur eins anführen. Er sagte mir: „Es würde mir völlig überlassen, ob ich in meinen Gedichten unterweilen etwas vom Könige sagen wollte, oder nicht. Er würde davon gar nichts sagen, wenn er nicht glaubte, daß es für einen rechtschaffenen und freydenkenden Mann ein wahres Glück wäre, von einem wirklich liebenswürdigen Könige zu reden. Unterdeß sollte ich ihm hierin nicht geradezu glauben, sondern, wenn ich etwas von dieser Art schreiben wollte, schreiben, wie ichs fände, gut oder böse.

Wie gefällt Dir das, kleiner Giseke? wie überzeugt muß Bernstorf, der zu nichts weniger, als zu Schmeicheley geboren ist, von dem edeln Charakter des Königs seyn? Da ich beym Könige war, so gab er mir in sehr gnädigen Ausdrücken seinen Beyfall wegen des Messias. Er redete von meiner Ode, und sagte, daß sie sehr schmeichelhaft für ihn wäre. Er beklagte Schlegels frühen Tod, der so viel Geist gehabt hätte. Er redete von der Wollust des

Gemüthes, die ein Geist, der sich immer zu erweitern fähig wäre, in den Wissenschaften fände; sagte, daß man wahre Gelehrte mehr, als Gold, schätzen müßte.
Ich muß Dir sagen, daß ich des Königs eigene Worte anführe. Er fragte mich, ob sich die Sachsen mit Recht der besten deutschen Sprache rühmten. Ich konnte hier etwas von der wenigen Unterstützung der belles lettres in Sachsen reden. Ich hatte auch vorher schon von unserm Schlegel, bey Erwähnung seines Bruders, geredet. Der König wußte auch, daß der jüngste Schlegel bey Ranzau wäre. Ich kann Dir nicht Alles auf einmal erzählen, lieber Giseke! So viel ist gewiß, daß der König Einer der liebenswürdigsten Männer ist, die jemals verdient haben, nicht in den Hübnern, sondern in der Geschichte wählender Geschichtschreiber vorzukommen.
Der König nahm mich, da ich wegging, bey der Hand; und schon vorher, noch eh als ich ihn sahe, hatte er mir hundert Dukaten für meine Herreise geschenkt . . .
Küsse Gärtnern von mir, und auch Louisen, wenn sie sich von Dir will küssen lassen. Und die kleine Frühlingsblume küss' auch von mir, denn da bist Du leider einmal eingewurzelt.

Dein Klopstock.

Klopstock an F. von Hagedorn

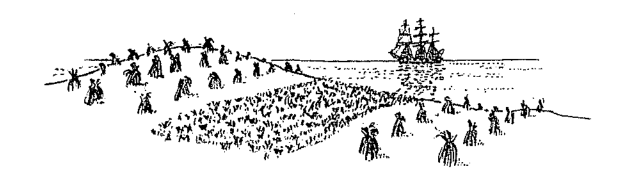
Koppenhagen den 19. October 1751.

Liebster Herr von Hagedorn,

Wie gerne hätte ich Sie dort überfallen, wo Sie mit Ihrem Horaz waren! Aber es waren diesen Sommer zu viel Umstände wider meine Absicht, daß ich alle diese Freuden bis auf künftigen Sommer aufschieben muß. Ich habe den vergangenen angenehm genug, größtentheils auf dem Lande zugebracht. Ich habe auch dort noch den Herrn von Bernstorf das erstemal wiedergesehn. Er verdient noch viel mehr als nur Hochachtung. Er ist in allem, was wissenswerth ist, bis zum Tiefsinn und zur Ausübung gekommen. Er ist — — doch wie viel müste ich noch sagen, ich will mich kurz ausdrücken. Ich liebe Ihn, und Sie würden Ihn lieben. Er wird nun bald alle meine Freunde unvermerkt

kennen. Denn so, glaube ich, muß ich sie Ihm bekannt machen. — — — Ein Franzose, de la Baumelle hat bisher die Neigung der Nation, den Fremden nicht gewogen zu seyn, standhaft unterhalten. Er schrieb ehmals eine Aspasie, wider die er sich jetzt, ich weiß nicht, ob völlig im Ernst, erklärt; sprach den Dänen darin Hohn; bekam gleichwohl eine neue fast seinetwegen errichtete Profession de la langue, et de Belles lettres Françaises; schrieb vor kurzem —: Mes Pensées, welche er nicht verkaufen durfte, erhielt seinen Abschied, und 300 Thaler Reisegeld. Er ist noch hier. Nachdem er alle unterdreißigjährigen étourderies erschöpft hat, so spricht er itzt so laut wider den Hof, daß unmäßig viel Glück dazu gehört, wenn er nur mit den ihm wohlbekannten coups de baton wegkömmt. Sein Urtheil von der Messiade ist jede Viertelstunde der Veränderung unterworfen. Da hingegen Herr von Holberg desto standhafter dafür hält, daß er sie nicht verstünde. Seine Fabeln haben der hiesigen Gültigkeit seiner Urtheile einen schlimmen Streich gespielt. . . . Ich würde gleichwohl diesen Sommer öfters an Sie und unsere Freunde geschrieben haben, wenn nicht ein gewisses Mädchen bei Ihnen, das Sie kennen, mir beinah alle Posttage besetzt hätte. Ich wünsche daß Sie, und kein Anderer, sie in meinem Namen küßten. Und weil ich nichts ungerner lange aufschiebe als einen Kuß, so bitte ich Sie, das süße Mädchen in dieser Absicht bald einmal zu besuchen.
Ich bin mit der aufrichtigsten Freundschaft Ihr

Klopstock.



C. F. Cramer

ÜBER KLOPSTOCK IN KOPENHAGEN

In Copenhagen ward er mit mehr als Achtung; mit Freundschaft von Bernstorfen aufgenommen. Er lebte aber damals, wie immer, sehr stil und eingezogen. Nie hat er sich zum Hofe gedrängt; zu genügsam, um zu verlangen; zu edelstolz, um zu schmeicheln; zu geizig auf die theuren Minuten seiner vorübereilenden Zeit, um sie in Bekantschaften zu verschwenden, die entweder zu leer oder zu zerstreuend für den großen Man sind. Er widmete sich ganz seinem Gedichte, arbeitete in diesem und den folgenden Jahren große Stücke daran, und gab nicht lange nach seiner Ankunft, zu den drey Gesängen, an denen, wie du einst sehen wirst, die Feile nicht gespart ist, den vierten und fünften hinzu.

Die wenigen Wochen des Winters brachte er in Copenhagen zu, wo er, wenn ich mich recht entsinne, in der Gotterstraße wohnte. Den Sommer pflegt der dänische Hof immer aufs Land zu gehn; damals nach Friedensburg, einem sehr ländlichen Schlosse; er folgte auf Moltkens Verlangen mit dahin. Dieser, der damalige Favorit, sah Klopstock viel, führte ihn auch nicht selten beym Könige ein. Friedrich wußte ihn zu schätzen. Blos auf seine Entscheidung kam Basedow nach Soröe; später war er die Veranlassung zu meines Vaters Rufe von Quedlinburg nach Dännemark. Damals hatte der König den Gedanken, auf seinen Vorschlag eine freye Druckerey zu errichten, um den besten Schriftstellern die Kosten der Bekantmachung ihrer Schriften zu schenken; ein Project, das sich aber zerschlug, wie so manches Nüzliche in der Welt. Friedrich unterhielt sich stundenlang darüber mit ihm, und bezeugte ihm jedesmal daß er ihn sah, wie er ihn schäzte, und wie wenig Eindruck die Feinde bey ihm machten, die er damals hatte. So oft! daß Klopstock einmal sagte: Er freute sich sehr darüber, aber er müßte Se. Majestät daran erinnern, Sie hätten es ihm schon mehrmals gesagt; und er wäre schon längst von diesen Gesinnungen überzeugt — So lassen Sie mir wenigstens das Vergnügen, antwortete

Friedrich mit seiner Menschenmilde, daß ichs Ihnen wiederhole! Ja so war er! der gute König! Wer ihn näher gekant hat, und näher sein schönes Leben betrachtet, wird Friedensburg verstehn, und mit Klopstocks dankbarem Herzen entbrennen, und fühlen, daß sie nicht von der gewöhnlichen Art Weihrauchkörner ist, die die Dichter den Fürsten streun.

AN CIDLI

Cidli, du weinest, und ich schlumre sicher,
Wo im Sande der Weg verzogen fortschleicht;
Auch wenn stille Nacht ihn umschattend decket,
Schlumr' ich ihn sicher.

Wo er sich endet, wo ein Strom das Meer wird,
Gleit' ich über dem Strom, der sanfter aufschwilt;
Denn, der mich begleitet, der Gott gebots ihm!
Weine nicht, Cidli.

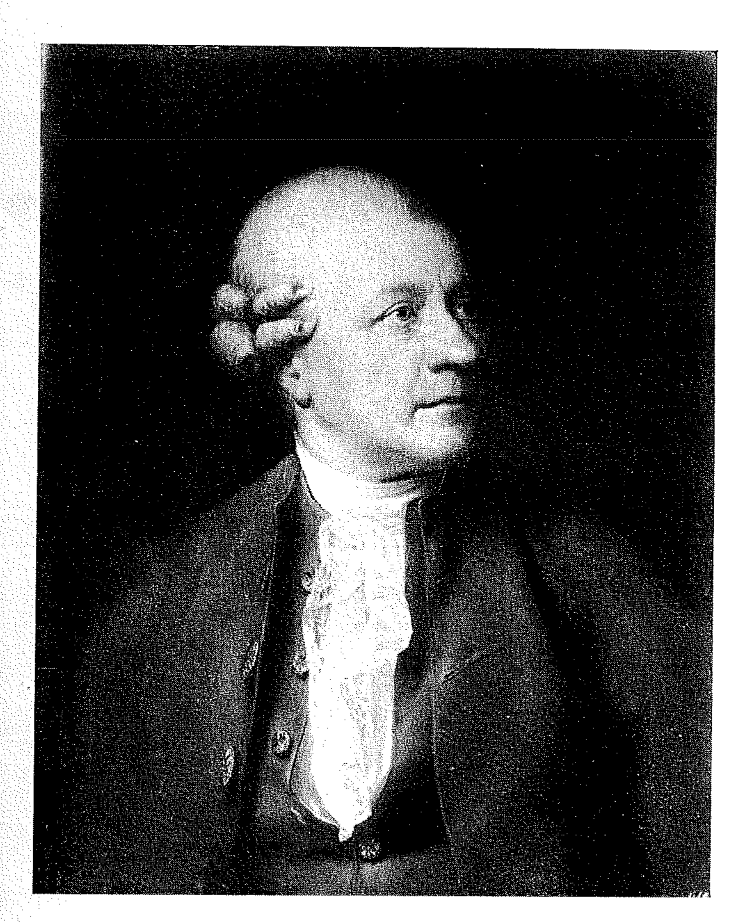
. . . Klopstock war dazumal in Hamburg bei Meta, und muste gegen das Ende des Herbsts sich wieder von ihr trennen, nach Copenhagen zu gehn. Wie sie ihn liebte, wie sie sich grämte, wie sie für ihn fürchtete wenn er von ihr abwesend war, das weis man. Er tröstet sie hier. Ich getraue mir sogar, Ihnen das Locale davon anzugeben. Der Weg, der im Sande verzogen fortschleicht, ist der ordentliche Postweg in Fühnen oder Holstein. Den schlummert er sicher. Warum? das Schif liegt im Belte, das ihn sicher herüberbringt; denn der ist das Meer, das von beiden Inseln gedrängt, ein Strom wird; und über den Strom, der sanfter aufschwilt, gleitet er hin. Ach, weine nicht Meta!

K. L. Rahbek

AUS DER „REDE AUF KLOPSTOCK AM 2. JULI 1819 ZU ALTONA"

Wenn der seit dreißig Jahren der Deutschen Sprache entwöhnten Zunge des Ausländers Töne, Accente, vielleicht wohl gar Ausdrücke, dem gebildeten Deutschen Ohre fremd, entschlüpfen möchten, wagt er um so mehr auf gütige Nachsicht zu rechnen, da es gewissermaßen zur Beglaubigung des tiefen innigen Gefühls, das ihn hieher rief, dienen darf, daß er, obgleich sich jener Unvollkommenheiten, jener Mängel, völlig bewußt, lieber sich die nachsichtsvolle Güte einer so angesehenen Versammlung hat erbitten wollen, als daß er diese feierliche Gelegenheit vorbeilassen sollte, den Manen des großen Abgeschiedenen den öffentlichen Dank seiner Litteratur, für das, was er auch ihrer Poesie war, ist, und bleiben wird, darzubringen. Denn so wie die Deutsche Poesie mit der Erscheinung des Klopstockschen Messias eine neue Hauptperiode beginnt, eben so ist in der Geschichte der unsrigen die Berufung Klopstocks nach Dännemark, der Wendepunkt, von dem der neue Lenz unserer schönen Litteratur ausging, und auf den wir noch immer dankbar zurückblicken. Die edlen Verehrer und Freunde des Schöpfers der Deutschen Poesie, die hier versammelt sind, das Andenken seiner unsterblichen Verdienste um die Litteratur seines Vaterlandes zu feiern, werden es dem erkenntlichen Ausländer nicht versagen, den hochverdienten Dank auch seiner Litteratur dem freundlichen großen Pflegevater ihrer zarten Kindheit und ihrer frühen Jugend darbringen zu dürfen.

Wie zu der Zeit, „da Klopstock am Scheidewege seines Lebens stand" nicht ohne Versuchung, einen Pfad zu erwählen, der ihn von seinem großen Ziele wahrscheinlich wenigstens entfernt haben würde, „der Genius Deutschlands" — der Humanität, würde ich lieber sagen — Bernstorfen — den ersten — diesen großen tief denkenden Mann, den das Herz eines jeden, der ihn gekannt hat, bis ins Grab verehrt, erweckte", ihn seinem großen Berufe zu erhalten, hat uns des Verewigten kindlich ergebener



J. G. Klopstock
Gemälde von Jens Juel, Akademieprofessor in Kopenhagen
Aufn. Kunsthalle Hamburg



Der nordische Aufseher.

Erstes Stück.

Donnerstags, den 5 Jenner, 1758.

Nestor Ironside ist unter denen, welche mit einer zärtlichen Liebe gegen die Tugend einen vorzüglichen Geschmack an vortrefflichen Werken verbinden, ein so bekannter und hochgeachteter Name, daß ich des Glücks, einen solchen Vater zu haben, unwürdig seyn müßte, wenn ich nicht denselben als eine starke Empfehlung für mich ansehen wollte. Ich kann mir leicht vorstellen, daß man sich verwundern wird, nach so langer Zeit zu erfahren, daß er einen Sohn hinterlassen,

A 2 und

Der nordische Aufseher
herausgegeben von Cramer in Kopenhagen
eine „moralische Wochenschrift", die zur Verbesserung der Sitten beitragen sollte, erschien 1758—61

Zögling und Freund, der biedre Carl Friedrich Cramer, wahr und kräftig geschildert. Von seinem Freunde, dem eifrigen und wohlthätigen Beförderer des Edeln und Schönen, Adam Gottlob Moltke, unterstützt, ward es Bernstorfen leicht, den Titus der Dänen, den Besten der Könige, wie ihn der nie schmeichelnde Klopstock zu nennen liebte, Friedrich den Fünften, zu bewegen, daß er ein Pflegevater der Deutschen Muse ward, daß er dem Dichter die zur Vollendung des Gedichts, das der Stolz seiner Nation und seines Zeitalters ist, nöthige Muße schenkte. Wie wenig ahnete er aber damals, dieser seltene König, welches Geschenk er dadurch zugleich seiner eigenen Nation machte, wie wichtig und wohlthätig das, was er für den Deutschen Dichter that, für die unter dem Mohnscepter des Pietismus fast gänzlich entschlafene schöne Litteratur seines eigenen geliebten Volkes werden würde. Wahrlich! Auch hier haben sie sich in ihrer ganzen Fülle bewährt, jene goldenen Worte Lessings:

> Wie aus einer guten That
> Doch so viel andre gute Thaten fließen.

Zwar leugne ich keineswegs, daß Männer, mit denen auch über unsere Litteratur einstimmig zu denken ich stolz bin, öffentlich behauptet haben, daß, was auch Klopstocks Messias und seine übrigen Meisterwerke mittelbar auf unsere Dichtkunst, wie überhaupt auf den ganzen Geist seines Jahrhunderts, gewirkt haben mögen, unmittelbar er und sein Aufenthalt in Dännemark auf unsere Litteratur schlechterdings keinen Einfluß gehabt hätten. Um so mehr schien es mir aber heilige Pflicht, so gut wie es mir hier, entfernt von den Quellen und von allen Hülfsmitteln entblößt, irgend möglich ist, was und wie er dafür und darauf gewirkt habe, factisch darzustellen. . . .

Ihm — ihm, in Verbindung, mit seinem edlen Freunde, dem von jenem herrlichen Siebengestirn des Deutschen poetischen Himmels uns jetzt allein zurückgebliebenen Gerstenberg, dem Nestor der Dänischen wie der Deutschen Litteratur, verdanken wir unsern Ewald, den Dichter, der unserer Dichtkunst das war und ist, was Klopstock der seinigen. Den großen, noch von Niemanden, auch von ihm selbst schwerlich geahndeten, poetischen Genius des

wenig bekannten Jünglings erkannte Gerstenberg zuerst, und gab die Veranlassung, daß ihm jene Trauercantaten beim Grabe Friedrich des Fünften übertragen wurden, deren die Schleswigschen Litteraturbriefe so ehrenvolle Erwähnung thun, und die zuerst der Nation ihren großen künftigen Dichter ankündigten. Durch ihn ward nicht lange darauf Ewalden — damit ich die eignen Ausdrücke seiner Dankbarkeit aus der Vorrede seiner Schriften entlehne — das Glück, vom großen Klopstock gekannt, geduldet, geliebt zu werden, und aus dem Umgange dieses Mannes eben so begierig, als aus den — ihm durch die nämliche Freundeshand eben eröfneten — Dichterschätzen Shakspears und Ossians zu schöpfen. Wie dadurch sein Geschmack sich bildete und besserte, zeigt schon seine nächste Arbeit, Rolf Krage, den er auch deswegen unverändert so gelassen hat, wie er damals Deutschlands erstem Barden gefiel.

— — Da ein Verfasser unter andern uns vorwirft, daß nicht einmal wir Dänen eine Übersetzung des Klopstockschen Messias besitzen, kann ich hier nicht unberührt lassen, daß unter Ewalds Litterarischem Nachlaß, der sich seit mehreren Jahren in meinen Händen befindet, unter mehreren unvollendeten Arbeiten, auch ein Anfang einer Uebersetzung jenes von ihm so bewunderten Meisterwerks da ist, den ich als litterarische Seltenheit schon vor einigen Jahren der skandinavischen Litteraturgesellschaft vorgelesen habe, der aber ungedruckt blieb . . .

Daß aber — von jener unvollbrachten und unvollständigen Uebersetzung ganz abgesehen — der Geist Klopstocks auf seinem Ewald und von ihm aus, auf unserer neueren Dichtkunst zu ruhen fortfuhr, davon möchte schon das ein Beweis seyn, daß die lyrische Poesie, der selbst von seinen Gegnern erkannte wahre Triumpf seiner Muse, ebenfalls die glänzendste Seite Ewalds, so wie überhaupt unserer ganzen neueren Poesie ist; so wie auch, daß in den vorzüglichsten Werken Ewalds und seiner würdigsten Nachfolger, die Begeisterung des Dichters sich an dem in seiner Brust lodernden Feuer des edelsten Patriotismus entzündete,

welches ebenfalls Deutsche Kunstrichter als einen charakteristischen Hauptzug Klopstocks gerühmt haben.
Ist demnach der erste und größte der Dänischen Dichter Johannes Ewald von und durch Klopstock gebildet; erkennen sich die vorzüglichsten seiner Nachfolger, die der Stolz unserer Nation sind, und die selbst Deutschland schätzt und verehrt, als seine dankbaren Schüler an; verdanken ihm selbst seine Gegner wenigstens mittelbar die Vorzüge, durch die sie sich an seiner Seite zu erheben vergebens versuchten; ist er der wahre einzige Schöpfer unsrer ganzen neueren Poesie, wie es Klopstock den Deutschen war, mit völligem Fuge mag sich dann sein dankbarer Zögling, sein funfzigjähriger Bewunderer und sein Freund bei der Feier des großen Mannes, den Ewald als sein Muster, seinen Meister, und seinen väterlichen Freund verehrte, gedrungen fühlen, sich das Wort zu erbitten, um im Namen seiner Litteratur das schuldige Opfer der Dankbarkeit den Manen des Verewigten darzubringen. Denn so lange das Andenken des Besten der Könige jedem patriotischen Dänen theuer und heilig seyn wird, so lange jeder Freund schöner, vaterländischer Kunst und Litteratur, die Namen seiner beiden würdigen Freunde Hartwig Ernst Bernstorff und Adam Gottlob Moltke mit dankbarer Ehrfurcht nennt; so lange Ewald und seine geistvollen Nachfolger der Stolz und die Ehre der Nation sind, das heißt, so lange es eine Dänische Litteratur, eine Dänische Sprache und eine Dänische Nation giebt, wird auch der Name Friedrich Gottlieb Klopstock in dem Pantheon, das unser dankbares Vaterland seinen großen Männern weihet, tief verehrt und verehrungswürdig unter den Namen jener seiner erhabenen Freunde und seiner dankbaren Zöglinge, unverdunkelt glänzen.



DER JUNGE MATTHIAS CLAUDIUS AN GERSTENBERG IN KOPENHAGEN

Mein liebster Freund!

Ich verfolge Sie mit meinen Briefen bis in Copenhagen. Sie sollen zwar Dank für Ihre Antwort haben, aber nicht den feurigen Dank, den ich für Sie fertig hatte; ich wollte von Ihnen nicht gelobt, ich wollte getadelt sein. Doch Sie wollten nach Copenhagen und zu guter letzt in Schleswig lieber loben als tadeln; nun gut, damals hatten Sie Lust zu loben, wenn Sie auch einmal die Lust zu tadeln ergreift, so denken Sie auch an mich. –
Der Magister Schmidt hat die Küsse, die ich ihm Ihretwegen geben sollte, richtig empfangen, und ich habe wieder ein halb Dutzend an Sie zu besorgen. Sie erhalten sie aber nicht mit Ueberbringer dieses, Sie sollen sie zu gute haben, wenn ich Sie einmal sehe und spreche; aber — wann sehe ich Sie einmal? Wenn die Russen wiederkommen? O nein, so soll mir lieber genug sein, daß ich sie gesehen habe, — also wenn ich einmal in die Gegend komme, wo Sie sind — na — ich hoffe alle Tage, daß irgend ein Mensch aus der Gegend meine Dienste nöthig haben möchte; in der That, mein liebster Freund, ich hoffe auf eine Gelegenheit, denn nach Glückstadt gehen, und anfangen zu plaidiren — das kann mir der Hunger nur süß machen; wenn Sie mal was für mich wissen, machen Sie sich um mich verdient, ich will Sie auch gerne lieber haben wollen, als Magister Schmidt . . .
Leben Sie wohl, ich bin

Reinfeldt, den 28. December 1762. Ihr

Claudius.

Mein liebster Freund!

— — —

Was die Auditeurstelle betrifft, mein Liebster, so überlasse ich es Ihnen gänzlich; was Sie für gut befinden, das will ich auch. An das Commerzcollegium habe ich gar nicht gedacht, als ich Ihnen schrieb, daß ich auch die Cameralia studirt hätte, so hoch verstieg ich mich nicht in meinen Projecten, sondern ich dachte, wenn etwa ein Herr, der ein

Liebhaber von dergleichen Sachen wäre, einen Secretarium nöthig hätte, oder — ich wußte selbst nicht was ich dachte; kurz, Sie sollten es nur wissen, daß ich auch das Cameral studirt habe. Schreiben Sie mir bald wieder, ich freue mich immer so, wenn ich einen Brief von Ihnen kriege; wenn mir ein anderer eben dasselbe schreibt, so ist's mir nur halb so angenehm, wie geht das zu? — Ich liebe Sie herzlich und bin

Reinfeldt, den 12. Mai 1763. Ihr

Claudius.

— — —

Stirbt in Copenhagen nicht ein Secretair, oder braucht nicht ein junger Herr einen Hofmeister, mit ihm auf die Universität zu gehn? Wissen Sie was mir neulich eingefallen ist? ich möchte wohl nach das Land Norwegen, wenn ich da nur was zu thun hätte, bei den Bergwerken, oder sonst.

Reinfeldt, den 2. October 1763. Ihr

Claudius.

— A horse! a other Horse! bind up my Wounds — have mercy Jesu. —
Denn mein itziges Pferd kann uns nicht beide tragen und sie muß mit mir. —
Ich habe mir die unnöthige Mühe gemacht, ein unbedeutendes Bauernmädchen lieb zu gewinnen, und ich habe es mit ehrlichem Blick und Hirn beschlossen, sie zur Männin zu machen, wenn mir irgendwo auf dem Lande eine kleine Amtsverwalter etc. Stelle werden könnte, im Dänischen oder Deutschen, gleich gut. Ich weiß nicht, mein lieber Rittmeister, ob Sie itzo etwas dazu beitragen können, oder mein ehemaliger Graf Hochgeboren. Ich hätte Oncle Lorck gebeten mit dem Grafen zu sprechen, aber er thut Ihnen eher etwas als Lorck, denn er ist ein großer Freund und Beschützer der gelehrten Leute. Ehlers seine Stelle in Oldenburg ist offen, ich weiß keine einzige Regel mehr aus der Grammatik und bin in dem Betracht gar nicht geschickt zum Rector, habe auch eben nicht große Lust in Oldenburg zu sein, aber wenn Sie's meinen, wollte ich's doch werden,

oder was Sie sonst meinen. Sie antworten mir bald eine vorläufige Meinung, ob ich gleich so unverschämt lange nicht geantwortet habe. Es haben ja schon die alten Dichter gesagt, daß die animae coelestes nicht Rache üben. Gott grüße Sie und die Frau Rittmeisterin.

Bei Bode am Holzdamm
in Hamburg,
d. 3. September 1771.

Ihr
Claudius.



Schloß zu Eutin

Matthias Claudius

DIE BIENE

Wohl uns des Königs, den wir ha'n!
Er ist ein gut Regent und Mann,
Und er hat keinen Stachel.

Henrich Steffens

WAS MIR DEUTSCHLAND WAR

In diesem Kreise der Romantiker unterhielt man sich fast ausschließlich von literarischen Gegenständen, von Streitigkeiten der Schriftsteller, von den Verhältnissen zu den Gegnern, und ich fand mich plötzlich, obgleich ich mich noch nicht als Schriftsteller hervorwagte, auf den Kampfplatz versetzt und sah wohl ein, daß ich früher oder später in den öffentlichen Streit verwickelt werden müßte. Ich war in beständiger Produktivität, ja fortdauernd in einer Art wissenschaftlicher Begeisterung. Ideen drängten sich, aber mir fehlte noch die besonnene Ruhe, die zur Ausarbeitung nötig ist. Ich studierte, experimentierte, und ward in den Zauberkreis neuer Gedanken immer gewaltiger hineingezogen. Schelling trug die Naturphilosophie nach einem Entwurfe vor, der gedruckt und bogenweise den Zuhörern mitgeteilt wurde. Ich besuchte diese Vorlesungen, und eine jede Stunde gab mir neue Aufgaben, und mit jedem Tage ward mir der Aufenthalt in Jena wichtiger . . .

Wie ganz anders trat mir meine jetzige Umgebung entgegen; was mich einsam beschäftigte, war Aufgabe bedeutender Männer geworden, war laut geworden in der Literatur und rang nach einer geschichtlichen Bedeutung. In diesen mächtigen Strom einer gewaltigen Entwicklung war auch ich hineingerissen und stand nicht mehr allein. Diejenigen Männer, die mich in meiner Einsamkeit beschäftigt hatten, nach deren, wenn auch nur entfernten Bekanntschaft ich mich so lange gesehnt hatte, waren nun in meine Nähe getreten. Der stille Monolog hatte sich in ein lebhaftes Gespräch verwandelt; fremde und eigene Aufgaben wurden von mir und den Freunden aufgestellt und gemeinschaftlich gelöst; oft erschien mir alles als ein Mitgeteiltes, als eine Gabe, die ich mit dankbarer Freude empfing, und dann doch wieder, als wäre alles mein innerstes Eigentum, rein aus der eigensten Betrachtung entsprungen. Schelling stand mir unter allen am nächsten,

und eben die entgegengesetzte Richtung unserer Bildung mußte die wechselseitige Anziehung verstärken.

Es gab Augenblicke, in welchen ich über die Macht seiner Gegenwart erschrak; denn ich war durch Neigung und äußere Verhältnisse früh nach der Natur hingezogen; ich war durch Gegenstände genährt, und der geistige Assimilationsprozeß verbarg sich in der stillen Entwicklung und äußerte sich lange mir in Träumen und Ahnungen, von dem Bewußtsein abgewandt. Durch Spinoza ward ich aus dem Schlafe gerüttelt, aber durch Schelling zuerst in Tätigkeit gesetzt.
Natur und Geschichte hatten eine andere Bedeutung erhalten, Klänge aus der Vergangenheit, Ereignisse und Lehren, Poesie und Kunst verrieten mir Geheimnisse, die ich früher nicht ahnte; selbst die geselligen Verhältnisse, die Personen der nächsten Umgebung, erhielten einen fremden Glanz und schienen mir aus der bis dahin verborgenen Welt hervorzutreten, die sich wunderbar für mich aufzuschließen versprach. — Ja es war eine Zeit warmer, reicher Begeisterung, und ich war gewiß nicht der einzige Enthusiast dieser Tage, aber den Fremden, aus fernen Gegenden mit Gewalt Herbeigezogenen mußten diese Tage mit ihrem plötzlichen Licht mächtiger aufregen, heftiger bewegen . . .

Eines Abends wurde ich zu Frommann eingeladen; Goethe wurde erwartet. Mit welcher Spannung ich dem Abend entgegensah, begreift ein jeder, der es weiß, was mir Goethe von meiner Kindheit an geworden war.
Meine genaue Bekanntschaft mit Goethes Schriften hatte in der Schlegel'schen Familie einiges Aufsehen gemacht. Man wünschte einst zu hören, wie Goethe sich in dem Munde eines Nordländers ausnehmen würde. Ich wurde aufgefordert, einen Teil von Faust, wie er damals in dem ersten Fragment erschienen war, vorzulesen. Das Buch war nicht gleich zu finden, und ich rezitierte den ersten Monolog aus dem Kopfe. Ich fragte, ob ich noch weitergehen sollte, und hätte in der Tat den größten Teil des Fragments ohne Hilfe des Buchs hersagen können. Die Frau war entzückt, und es ward beschlossen, mich baldmöglichst dem großen

Dichter vorzustellen. Nun war aber Frommann dem guten Willen meiner Freundin zuvorgekommen.
Es ist eine eigene Empfindung, wenn man zum ersten Male einem Mann vorgestellt wird, der einen großen und entschiedenen Einfluß auf unser Leben gehabt hat. Ein solcher Moment bildet eine wahre Epoche, und mir war es, als ich zu Frommann hinging, als stünde mir ein verhängnisvolles Ereignis bevor. Goethe erschien. Es ist einem jeden bekannt, der ihn jemals gesehen hat, wie seine edle Gestalt, seine Art sich darzustellen, sein mächtiges Auge und das wahrhaft Vornehme seiner ganzen Gestaltung, die Ruhe, mit welcher er erschien, während eine reiche Welt sich sichtbar in ihm bewegte, auch demjenigen imponierte und überraschte, der die Größe seiner Schriften durch die Gestalt ausgedrückt zu sehen erwartete. Ich mußte, als ich ihn zuerst erblickte, mich schnell abwenden, denn mir traten unwillkürlich Tränen in die Augen. Es war mir, als sähe ich Egmont, der sich als Oranien, Tasso, der sich als Antonio darstellte. In der Gesellschaft war ein Herr von Stackelberg aus Livland, dessen schöne und anmutige Frau mir sehr gefiel; er ward zugleich mir mit Goethen vorgestellt.
Die Selbsttäuschung, als müßte Goethe eine Ahnung haben von alle dem, was er mir geworden war, ist zu natürlich; er aber unterhielt sich den ganzen Abend mit dem Herrn von Stackelberg . . .

Den Tag darauf* hielt, der Verabredung gemäß, Goethe vor meiner Wohnung; ich eilte mit meinem Mantelsack hinunter und fuhr nun an Goethes Seite nach Weimar. Ich war dort einige Tage sein Gast . . .
Goethe war im höchsten Grade mitteilsam; es war ihm darum zu tun, junge Naturforscher für seine Ansichten zu gewinnen. Die paar Tage verflossen in einer beständig fortdauernden naturwissenschaftlichen Unterhaltung. Ich lernte nun Goethe von einer mir bis dahin unbekannten Seite kennen. Das tiefe Naturgefühl, die lebendige schöpferische Macht, die durch alle seine Gedichte hindurchging, über alle seine Darstellungen ein helles Licht ergoß, rang

* Einige Zeit später berichtet Steffens diese Begegnung.

nach Bewußtsein; Pflanzen und Tiere und das allbelebende Licht, welches als ein Ding unter den andern Dingen, zusammengesetzt wie diese, sich in Farben verteilen ließ und so nur in ein äußeres Verhältnis zu allem Lebendigen treten konnte, erschienen hier zwar nicht in einer bewußten Einheit, aber ein tiefer geistiger Instinkt faßte sie dennoch zusammen. Wer mein Leben und meine Neigung mit einiger Teilnahme verfolgt hat, wird einsehen, wie bedeutend mir diese Zeit sein mußte. Was ich zu erringen strebte, alle Richtungen meines Daseins schien er zu kennen, und der Schatz, den ich unruhig suchte, schien ihm ein, von einer günstigen Natur geschenkter Besitz zu sein. Ich verlebte diese kurze Zeit wie in einem Taumel, und hielt mich nun für entschieden überzeugt, daß eine lebendige Naturanschauung, die ich als die Quelle der echten Dichtkunst betrachtete und die so heitere und bedeutungsvolle Früchte getragen hatte, auf immer für die Geschichte gewonnen wäre. Mein ganzes früheres Leben schien mir eine dunkle Prophezeiung, deren Erfüllung nahe lag, und voll Begeisterung eilte ich nach Jena zurück, um Schelling mitzuteilen, was ich entdeckt zu haben glaubte. Er war aber schon mit allem bekannter als ich . . .

So lebte ich nun mit Tieck und Friedrich Schlegel einige Monate lang, und wir sahen uns alle Tage. Was mir diese Zeit geworden, ist schwer zu sagen; denn der geistige Einfluß eines so bedeutenden Mannes läßt sich nicht als etwas Vereinzeltes oder Gesondertes darstellen; er bildet nicht ein bloß Mitgeteiltes: er wirkt anregend auf die eigenste Natur. Wir fühlen uns nicht gefesselt durch ihn, wie durch etwas Fremdes, welches uns hinzugefügt wird. Was hervorgerufen wird, entspringt aus uns selbst, und je mächtiger der Einfluß ist, desto freier und selbständiger fühlen wir uns. Die Kunst schloß sich mir in dieser Gesellschaft reicher auf; ich lernte das Ursprüngliche von dem Abgeleiteten, das Einfache von dem Manierierten, die Natur der Kunst von der Einseitigkeit der Schule unterscheiden. Die großen Dichterepochen der Italiener, der Spanier, der Engländer und der germanischen Vergangenheit traten mir nahe, ja ich ward in ihre Mitte versetzt durch einen ihnen verwandten Geist. Ich erlebte diese blühenden Zeiten, ich

genoß die bedeutende Vergangenheit, als wäre sie eine reiche Gegenwart, und sah einem jeden Tage mit Freuden entgegen . . .

So als ein mit den Füßen spielendes, mit der Zunge lallendes Kind, aber auch mit der Prunklosigkeit der Entwicklung des Kindes und von der reichen Hoffnung erfüllt, muß man jene Rungeschen Anfänge der Kunst betrachten. Das Spielen zwischen Kindern und Blumen, die sich wechselseitig verständigen, soll einen Tag der Kunst herbeiführen, stellt ihn aber noch nicht dar; daß jedoch dieses scheinbar nutzlose Spiel nicht ein leeres sei, das beweist die tiefe Absichtlichkeit, die in ihm verborgen liegt wie in dem Organismus des Kindes.

Meine Bekanntschaft und innige Verbindung mit Runge rief zuerst die Bedeutung einer neuen Kunst, einer neuen Poesie, die ich erwartete, hervor; sie schwebt mir noch immer wie eine zukünftige, lebendige Hoffnung vor der Seele, obgleich die ersten Töne der Poesie, welche die künstlerische Vollendung der Mythe verkündigen und beleben sollten, mit der Tieckschen Märchenwelt ebenfalls in ihrem kindlichen Lallen verklangen. — Runge war dem Tode geweiht; die hektische Konstitution sprach sich entschieden aus, die roten Flecken auf den Wangen verkündigten die Annäherung der letzten Stunden, und ein tief wehmütiges Gefühl durchdrang mich, als ich mich zuletzt von ihm trennte . . .

Unter den jüngeren Männern, die auf diese Weise das alte Germanien durch die verklungenen Sagen und Gedichte neu zu beleben suchten, zeichneten sich die Gebrüder Grimm vorzüglich durch ein ernsthaftes, geregeltes, für das ganze Leben festgehaltenes Studium aus. Wilhelm Grimm hatte sich schon in Kassel mit der Übersetzung alter dänischer Gedichte beschäftigt. Sie wurden mir, während Reichardt sich in Kassel aufhielt, durch Luise zum Durchsehen und zur Korrektur zugeschickt. Ein Herzübel hatte ihn nach Halle gebracht, um Reil zu konsultieren. Er mietete sich in dem von mir bewohnten Hause ein, deren Besitzerin Reils Schwester war, und ich sah ihn fast ein

Jahr lang täglich. Sein stilles, ruhiges und mildes Wesen zog mich an. Er übersetzte Peder Syvs Kämpenlieder (Kiämpe-Wiiser) aus dem Dänischen, und es freute mich, daß ich ihm bei manchen zweifelhaften Stellen behilflich sein konnte. Seine Beschäftigung hatte für mich etwas sehr Anziehendes, und es war mir angenehm, durch freundliches Zusammenleben und täglichen lehrreichen Umgang, durch die stille Beschäftigung und durch das gründliche Forschen eines liebreichen jungen Mannes mit einer Richtung der Literatur, die so weit von meinen eigenen Studien entfernt lag und die schon seit meinem ersten reichen Aufenthalt in Deutschland mir so bedeutend erschien, auf die bequemste Weise bekannt zu werden. Wilhelm Grimm war mit Brentano zugleich da, und natürlich bildete die alte deutsche Poesie den Hauptgegenstand unserer Gespräche. Allerdings hatten Männer von hohem Rufe sich mit den Überresten der alten deutschen Poesie früher beschäftigt. Ich nenne nur Leibniz, Bodmer, Lessing, aber alles blieb fragmentarisch; die wichtigsten Schätze blieben in den Bibliotheken verborgen, der große Zusammenhang aller nordischen Mythen und Sagen war unbekannt, und als das Nibelungengedicht durch Müller gedruckt wurde, erregte es kaum einige Teilnahme. Seit August Wilhelm Schlegel und vorzüglich Tieck das Interesse für dieses Studium lebhaft anzuregen wußten, war es zu bewundern, mit welcher Schnelligkeit es sich allenthalben verbreitete. Früher nur halb gekannte oder ganz unbekannte Schätze entdeckte man in den Bibliotheken, und es entstand eine Bewegung in der literarischen Welt, die verglichen werden kann mit derjenigen, die in Italien sich äußerte, als die griechischen Manuskripte aus der klassischen Zeit dahin strömten. Das große Verdienst, welches sich damals besonders von der Hagen erwarb, indem er vorzüglich dazu beitrug, das Nibelungenlied und die Gedichte und Sagen, die sich an dieses anschlossen, zu bearbeiten und zugänglicher zu machen, indem er zugleich auf den innern Zusammenhang der ältesten deutschen Dichtkunst mit den skandinavischen Mythen aufmerksam machte, ist allgemein bekannt. Daß dieses Studium zuerst vorzüglich mit dem reichen Inhalte so vieler neuer Schätze, die den Forscher fast überwältigten, sich beschäftigen mußte, war sehr natürlich . . .

So war eine geistige Bewegung der Zeit, die mir fremd schien, mir durch bedeutende Repräsentanten nahegetreten, und doppelt wichtig erschien sie mir, weil sie in ihrer tiefsten Wurzel deutsch war, weil Deutschland, wie es aus der uralten, noch zum Teil verschlossenen dunklen Vergangenheit mir nahetrat, mir immer bedeutender ward, und selbst meine eigenen Studien, so fremd sie schienen, dennoch aus der alten Quelle deutschen Geistes entsprangen und eine Verwandtschaft der fremdartigsten Bestrebungen des einen, in allen seinen Richtungen bewegten Lebens kund taten und erkennen ließen . . .

Deutschland ist — das war meine durch ein langes Leben tief begründete Überzeugung — berufen, alle kultivierten Völker des Festlandes zu befreien, nicht dadurch, daß es seine Eigentümlichkeit fremden Völkern aufzudringen suchte, vielmehr dadurch, daß es ein jedes Volk nach sich selbst und nach seiner besonderen Geschichte hinwies. Nur so konnte ein tieferes Verständnis möglich werden, und Völker, zu eigener Persönlichkeit heranwachsend, konnten jenes wechselseitige Gespräch anfangen, welches die Mißverständnisse der Zeit lösen wird und auf dessen Herannahen alle tieferen Geister der Zeit warten. So wie in Europa Deutschland, so trat in Deutschland mir Preußen entgegen als dasjenige Land, welches als der befreiende Mittelpunkt hervortreten sollte . . .
Als Deutschland seine eigentliche geschichtliche Bedeutung zu verkennen anfing, erlahmten die Hände, verstummte der kunstreiche Geist, und unvollendet liegt das große Werk da. Aber es hat seinen kühnen, die Zeit beherrschenden Sinn für alle Zeiten ausgesprochen. Wir sollen den Bau aufnehmen und erneuern, nicht so wie er durch die Erlahmung der Zeit stockte, aber im frisch erneuerten Sinne. Was ein erkranktes Leben erfrischen will, muß selbst lebendig sein; es soll nicht bloß sich passiv hingeben, es soll die alte, in sich erkrankte Zeit über sich selbst aufklären, daß sie neu erstehe. Das wirklich Belebende einer neuen Zeit ist nur konservativ, indem es zugleich progressiv ist.

Henrich Steffens

GEDANKEN ZUR GEGENWÄRTIGEN ZEIT

Wir behaupten, daß alle Hoffnung einer, wenn auch nicht durchaus friedlichen, dennoch geordneten und heitern Zukunft, auf Deutschland beruht, und seine große Bedeutung soll durch eine gedrängte geschichtliche Uebersicht, welche die wunderbaren Wege Gottes, die, seit Jahrhunderten verfolgt, jetzt offen und kundig werden wollen, in großen Zügen zu erkennen giebt, sich dem Verständigen entfalten.
Deutschland liegt in der Mitte von Europa, wie sein Herz. Wo die Kälte hemmend hervortritt, da endigt es gegen Norden; wo die Sonnenstrahlen zu stark zu brennen anfangen, wird es gegen Süden begränzt. Es wird von anmuthigen Bergen durchzogen, ist mit schönen Wäldern und nahrhaften Pflanzen gesegnet; große Flüsse wälzen ihre mächtigen Fluthen in mancherlei Richtungen durch das Land, durchströmen fast alle Länder von Europa, und ergießen sich nach allen Weltgegenden. In diesem glücklichen Lande wohnt ein uralter Stamm . . . Dieser Stamm hat sich durch allen Wechsel der Zeiten wunderbar rein erhalten, und seine alte Sprache, mannigfaltig verändert und umgestaltet, hat den alten Grundton dennoch behalten, und die Erinnerung einer tiefen Vergangenheit, einer Kindheit, die seit Jahrtausenden verschwand, ruht noch, wenn auch dunkel und räthselhaft in dem deutschen nationalen Gemüthe. So von Gott auserkohren, das Größte und Heiligste in der Geschichte zu pflegen und zu erhalten, ward dieser Stamm mannichfaltig geprüft, glücklich, wenn er seinen göttlichen Ruf erkannte und was ihm anvertrauet war innerlich bewahrte, verlassen und unglücklich, wenn er fremden Göttern huldigte . . .
Die Scandinavier sind ursprüngliche Stammverwandte der Germanen. Ihre Sprachen haben eine gemeinschaftliche Wurzel, und je tiefer man beide, bis zu den ersten Stufen ihrer gegenseitigen Entwickelung, zu verfolgen vermag, desto vernehmlicher tritt die alte Verwandtschaft hervor . . .

Dänemark in der Klopstockzeit

Und, damit wir nur von der neueren Zeit reden, wie viele berühmte Deutsche kamen nicht mit Dänemark in Berührung. Klopstock erhielt von der dänischen Regierung eine Pension, ja sie war die erste, welche die Verdienste dieses außerordentlichen Mannes anzuerkennen, zu schätzen, zu belohnen wußte. Kramer und Basedow wirkten in Dänemark, wie in Deutschland, Voß kam durch die Nachbarschaft, die beiden Stollberge durch Verwandtschaft, durch Besitz, durch Aemter mit Dänemark in Verbindung; Lavater suchte in Koppenhagen mehrere mächtige Verehrer auf; Herder, Schiller waren mit dänischen Großen in freundschaftlichen Verhältnissen. Aus Göthe's Leben wissen wir, wie sehr Gellert an den dort studierenden reichen Dänen hing. Durch die seltene Liberalität der dänischen Regierung werden eine große Menge junger Studierenden, und eben solche, die zum Theil in ihrem Vaterlande durch Talente und Kenntnisse schon einen Ruf erlangt haben, in den Stand gesetzt, ihre letzte Ausbildung im Auslande zu vollenden, und das mächtige nachbarliche Land zieht diese vorzüglich an sich. Eine jede geistige Richtung, die in Deutschland hervortritt, klingt daher in Dänemark wieder, und die wissenschaftlichen Kämpfe, die philosophischen, pädagogischen, poetischen, so wie sie in Deutschland laut werden, wiederholen sich fast mit allen Schattirungen in diesem Lande. So war es natürlich, daß das tiefe Streben des erwachten Deutschlands einem Jeden, der geistige Bedürfnisse zu befriedigen suchte, mächtig ergreifen mußte . . .

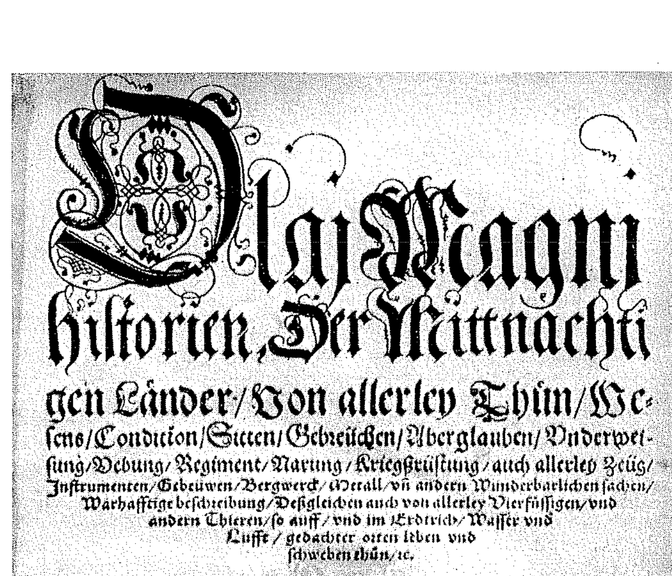
Deutschland und die germanischen Völker

Sie sind geistig Verbündete, und daher zeigt sich die deutsche Selbstständigkeit des Geistes auch hier. Dänen haben sich in allem, was den Deutschen eigenthümlich ist, ausgezeichnet . . . Daher sind so viele dänische Schriftsteller zugleich deutsche. Das Tiefste, was sie zu sagen haben, drückt sich mit gleicher Leichtigkeit in beiden Sprachen aus. Dieses gilt besonders von den Dichtern. Der herrliche Ewald war ächt deutsch: das bewundernde Studium englischer Dichter vermochte die germanische Natur nicht

zu überwinden. Ganz Deutschland kennt Baggesen und vorzüglich Oehlenschläger. Um den letzten besonders zu schätzen, muß man seinen Einfluß auf die dänische Sprache kennen; denn er hat in ihr bis jetzt verborgene Schätze entdeckt; sie hat durch ihn vorzüglich eine Bedeutung erhalten, die ihr Studium den Deutschen nothwendig machen wird. Ein Bündniß setzt wechselseitige Theilnahme voraus. Wenn Deutschland seine wahre innere Eigenthümlichkeit erkennt, dann wird es auch die skandinavischen Bruder-sprachen nicht verschmähen und der wechselseitige Bund würde für die tiefere Ausbildung beider Sprachen von großer Wichtigkeit seyn. Nicht, daß sie sich in einander verschmelzen; ihre Verschiedenheit voll tiefer Bedeutung, ist allmählig auf ächt historische Weise geworden, und würde durch eine vollendete äußere Sonderung und eigenthümliche Ausbildung die innere geistige Verknüpfung am deutlichsten darthun. Die Richtung der Deutschen gegen ihre uralte Vergangenheit, die in den neuern Zeiten so bedeutend hervortrat, fordert besonders zum Studium der skandinavischen Sprache auf, weil die deutsche Sprache, die skandinavischen und isländische, die der gemeinschaftlichen Wurzel so nahe liegt, nur in der genauesten Beziehung auf einander geschichtlich verstanden werden können . . .
Die innere Verbrüderung mit der geistig bedeutendsten Nation in Europa ist, denke ich, ein Segen, keine Schmach . . .
Die Schweiz, Holland und Skandinavien gehören zum großen deutschen Bunde, und würden durch einen solchen Bund die innere Eigenthümlichkeit und Selbstständigkeit retten, veredeln, im größern Styl ausbilden . . .

Über Deutschlands Zukunft

Zwar fühle ich es, daß, wem die Zuversicht nicht gegeben ist, sie auch durch keine Darstellung gewinnen wird, daß, wer mit seinen Wünschen und Hoffnungen an endlichen Bedürfnissen, welche nur in der endlichen Gegenwart geboren und befriedigt werden, klebt, sie selber die herrliche Gegenwart, die Vergangenheit und Zukunft in sich schließt, niemals schauen wird. Aber ich weiß, was mich bewegt, was mich belebt; nicht erdacht ist es, sondern erlebt, inner-



Olai Magni Historien, Der Mittnächtigen Länder/ Von allerley Thün/ Wesens/ Condition/ Sitten/ Gebreüchen/ Aberglauben/ Underweisung/ Uebung/ Regiment/ Narung/ Kriegßrüstung/ auch allerley Zeüg/ Instrumenten/ Gebeüwen/ Bergwerck/ Metall/ vñ andern Wunderbarlichen sachen/ Warhafftige beschreibung/ Deßgleichen auch von allerley Vierfüssigen/ vnd andern Thieren/ so auff/ vnd im Erdtrich/ Wasser vnd Lufft/ gedachter orten leben vnd schweben thün/ ꝛc.

Vnd ist solch Werck nicht allein lieblich vnd kurtzweilig/ sonder auch vast nützlich zülesen/ vnd zü wissen/ dann es mancherley Frembder/ andern Landen/ vnd Nationen der Welt/ vnbekanten/ vnd nie erhörten sachen/ so auch noch bißher von keinem Geschichtschreiber jhemals also manigfaltig an tag geben/ Welcher beschreibung jede Capitel mit eigentlichen vnd zierlichen Figuren herauß gestrichen/ das der Leser den innhallt so wol mit eüsserlichen sinnen der Augen/ als mit innerlichem verstande begreiffen vnd fassen mag.

Auß selb eigner erfahrnuß viler Jar lang/ zü Wasser vnd Landt/ züsamen verzeichnet/ vnd beschryben durch weilandt den Hochwürdigsten Herrn/ Herrn OLAVM MAGNVM auß Gothien/ Ertzbischoffen zü Vpsal in Schweden/ vnd Primaten in Gothien/ Hernach aber ins Hochteütsch gebracht/ vnd mit fleiß transferiert/

Durch Johann Baptisten Ficklern/ von Weyl/ vor dem Schwartzwald/ der Rechten Doctor/ vnd diser zeyt des Hochwürdigsten Fürsten vnd Herrn/ Herrn Johann Jacoben Ertzbischoffen zü Saltzburg/ des Stüls zü Rom Legaten/ Rhat vnd Dienern.

Getruckt zü Basel/ ꝛc.

Mit Röm. Key. May. Freyheit vnd Priuilegien.

Titelseite der ersten deutschen Übersetzung von Olavus Magnus berühmter „Geschichte der mitternächtigen Länder" gedruckt in Basel 1567
Aufn. Nordische Gesellschaft

Mit Hoher Obrigkeitlicher Bewilligung
wird heute
auf der
Schröderischen
Deutschen Schaubühne
ein
aus dem Dänischen des Herrn Prof. Hollbergs, von P. George
August Detharding übersetztes
Lustspiel
Zum ersten male
vorgestellet werden,
genannt:
Der
Politische Kanngiesser.

Personen:

Hermann Breme, der Politische Kanngiesser.	Sauer, ein Visitater.
Fr. Bremin, dessen Frau.	Ein Schulmeister.
Luischen, ihre Tochter.	Ein Gastwirth.
Meister Ehrlich, ein Liebhaber der Tochter.	Hr. Sand, ein Kaufmann.
Henrich, ein Diener.	Fr. Sandin, seine Frau.
Anna, eine Magd.	Hr. D. Rehfuß, ein Arzt.
Zween Knaben.	Fr. Rehfußin, seine Frau.
Franz, ein Messerschmid.	Zween Advocaten.
Ein Hutmacher.	Fr. Hufeisin, eine Grobschmidsfrau.
Ein andrer Bürger.	Eine Magd.
Fuchs, ein Kürschner.	

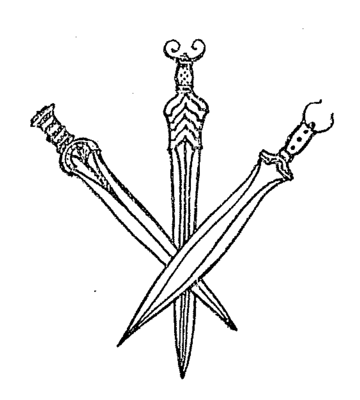
Den Beschluß macht das lustige Nachspiel:
Ich kenn dich nicht.

Der Anfang ist um 5 Uhr, in dem sogenanten Opernhause. Die Person giebt auf dem ersten Rang Logen 1 Marck 8 Schill., Parterre 1 Marck, auf dem andern Rang Logen 12 Schilling, und Gallerie oder auf dem letzten Platze 6 Schilling.
Donnerstags, den 31. May, 1742.

Hamburger Theaterzettel zu einer Holbergaufführung 1742
Aufn. Staatsbibliothek Hamburg

lich erlebt, ich habe seine Geburt in der finstersten Nacht des drohenden Unterganges geschaut, dieser habe ich mich angeschlossen, und ihr gehöre ich zu, die göttlichen Kinderaugen lächelten mich damals heiter an, und wo Tausende verstummten, ward mir das Wort gegeben. Ich weiß, daß ich nicht allein bin, daß ich geistige Brüder habe, ja einem stillen nationalen Bunde zugehöre, dessen Geheimnisse einem Jeden verkündigt werden, der sie vernehmen mag . . . Warum mußte Deutschland das Härteste erdulden? warum die furchtbarste Schmach, die unerträglichste Demüthigung? Deshalb, weil es bestimmt ist, das Heiligste zu offenbaren, weil das Größte im Volk noch schlummert, weil das Höchste aus der geistigen Bildung sich hervordrängt, weil Liebe und Glauben und Treue frei walten sollen. Daher die Prüfung, die Alles zusammenstürzte. Noch nie, seit die germanischen Völker als Deutsche, das Herz von Europa beherrschten, hatten sie eine solche Schmach erlebt, noch nie waren sie so scheinbar verloren. Hartes zwar hatten sie erduldet, innere Uneinigkeit und Politik fremder Völker hatten das Reich zertrümmert, aber fremde Fesseln kannte das freie Land nicht. Daher vermochten wir es nicht zu glauben, bis das Ungeheure geschehen war. Aber der Knoten, den keine irdische Gewalt zu lösen vermochte, sollte zerhauen werden, damit der keimende Geist eine neue Zukunft gestaltete. Was damals in den Zeiten der höchsten Noth dämmernd hervortrat, das sollen wir festhalten. Damals unter Jammer und Noth, unter unerträglichem Drucke ward Deutschland wiedergeboren, es war das allgemeine Losungswort, und ein Jeder nannte etwas Ueberschwengliches, etwas Heiliges, wenn er das theure Wort aussprach . . .
An dieses Deutschland glauben wir. Die alte Welt soll in ihrer Trefflichkeit uns vorleuchten, und das Erkennen bilden, die herrliche, eigene Vorzeit soll die erkaltete Liebe und Kraft unter uns erwecken, daher treten beide lebendig unter uns auf mit gleich großer Bedeutung, ein drittes Element, als unserer Zeit eigenthümlich, hat sich gestaltet, das ist die Natur, deren Erscheinungen uns mannichfaltig ergriffen haben, und so im Leben wie im Erkennen, nachdem wir in falscher Richtung sie fassend, irregeleitet wurden, einen großen Kampf und Sieg über den mächtigsten

Feind uns verspricht. Ob nach jener Prüfung, die wir eben überstanden, neue, vielleicht noch härtere uns bevorstehen, hängt lediglich von dem Sinne ab, in welchem wir die Aufgabe fassen, deren Lösung uns anvertraut ward. Denn nicht ein äußeres Glück ist uns geschenkt, nicht ohne Opfer von mancherlei Art wird Das nur gedeihen, was doch nur in einer großen Anlage keimt. Aber das wissen wir und verkündigen es laut, weil wir es erkannt haben, daß sie gedeihen wird die große Zeit, ja die größte, die die Geschichte sah, und die bedeutungsvoll vor uns liegt. Für uns, in der Fülle solcher Hoffnungen geboren, ziemt es sich nicht, mit krankhafter Sehnsucht an der Vergangenheit zu haften, vielmehr soll sie lebendig werden in einer herrlichen Zukunft, der wir uns nähern.



ADAM OEHLENSCHLÄGER AN JOHANN WOLFGANG GOETHE

Paris den May 1807.

In dem Augenblick da Herr von Herda fertig steht um nach Deutschland zu reisen, kann ich mich nicht enthalten Ihnen mein edler Meister und Gönner einen herzlichen Gruß zu senden, wobey ich jeziges Gedicht füge, das längste was ich noch in deutscher Zunge gemacht habe. Möchte es meine Erinnerung in Ihrer Sele zurückrufen, und die guten Gedancken, die Sie von meine Anlagen zu haben geruhten, erneuern; es wäre gewiß der beste Lohn den ich mir wünschen konnte. — Herr von Herda, dessen angenehme Bekanntschaft ich leider erst ein Par Tage vor seiner Abreise gemacht habe, wird Ihnen doch etwas von mir sagen können. — Ich habe ein dänisches Trauerspiel wieder gedichtet: Palnatoke, der Stifter Jomsburgs. Mit Sehnsucht erwarte ich, daß Herr Frommann mir das Mskript von Aladdin und Hakon Jarl senden soll, damit ich beide umarbeite. Mehrere kleine deutsche Gedichte habe ich gemacht, und wäre nicht ungeneigt solche in eine lyrische Samlung auszugeben, wenn es Herr Frommann genähmig seyn sollte, solche auf die selben Conditionen wie Aladdin und Hakon zu verlegen. Diese Samlung konnte dann gedruckt werden während ich die Schauspiele umarbeite. Ich bin gesonnen eine Künstlertragedie zu schreiben „Correggio" das dramatische Motif seines Todes kennen Sie . . . Ich bin bey der Frau von Stael Holstein gewesen, die ich angenehm und lebendig gefunden habe. Selbiges getraue ich mir nicht von ihren beiden Trabanten die Herren Schlegel zu behaupten, die mir wie ein Par versteinerte Mammonsknochen von der anorganischen Riesenzeit vorkommen; es sind petrifizierte Titanen, deren gestoßenes Gebein keinen Nuzen mehr in der litterairen Apotheke Deutschlands machen kann, und doch wollen sie noch immer die Götter bestürmen . . .

Wie oft wünsche ich mich nach Weimar auf einige Stunden wo das gastfreie Salve mich so freundlich einlud, bis es von die Füße wilder Scharen ausgelöscht wurde; aber jezt steht es gewiß wieder neu aufgefrischt. Der friedliche

Weihrauch winkt wieder und lockt zum kleinen attischen Tempel Deutschlands, wo Goethes Leben belebt, Schillers Geist begeistert. Der gräßliche Augenblick ist vorbey; die Verwundeten sterben jezt wieder einen Scheintod auf Thespis leichtgezimmertem Wagen, der nur Schatten und Idole tragen kann, und die grause Wirklichkeit ist wie ein flüchtiges Trauerspiel, das nur augenblicklich gaukelt, mit allen den übrigen von den Brettern verschwunden. Jezt blüht der Garten wieder. Das wüste Leben hat die Hamadryaden nicht länger weggescheucht, sie bewohnen wieder Felsen und Grotten, und geben einem jeglichen gern was er im Stillen begehrt.

Aber ich werd es alles wieder sehen auf meiner Zurückreise von Italien. Zum dritten Mahl werd ich mich erquicken vor dem Angesicht meines Meisters, meines Vaters. Der fruchtbare Herbst seines Lebens wird mir mit seiner heitern warmen Septembersonne bescheinen. Gewiß ich werde mein Vorbild der Vollendung, Besonnenheit und Seelenruhe wieder sehn.

Gott erhalte Sie! Ich bitte ihre Frau Gemahlin und den lieben Riemer, wie Frommanns innigst zu grüßen. Ich vergesse Sie gewiß alle nie, und hege die Hofnung daß ich auch nicht vergessen werde.

A. Oehlenschläger.

Verzeihen Sie mir theuerster Meister! Daß ich so übermüthig bin; aber habe ich nicht Ursache? Es ist heute der 4te Morgen der 5te September, und ich weiß doch mit ziemlicher Gewißheit daß weder heute noch Morgen Bomben und Feuerkugeln in mein liebes Kopenhagen* geworfen werden; daß weder mein Vater, meine Schwester noch übrige Freunde und Anverwante Arme, Beine oder Leben verlieren werden. Muß ich dann nicht froh seyn?

Hurra!!

Voriges Jahr war es anders; vier Wochen giengen hin worin ich Ursache zu vermuthen hatte daß Sie alle getödtet waren, und die ganze Gegend meiner Kindheit verwüstet und zugrunde gerichtet. Und doch hat Gott bis dato seine Hand über Sie gehalten, und wird es ferner thun. Hurra!

Meinen Aladdin haben Sie hoffentlich gleich erhalten von Herrn Brockhaus. Nehmen Sie vorlieb, lieber Meister! besser konnte ich es warlich nicht machen. Sie sehen ich habe eigentlich das ganze Gedicht umgearbeitet und viele von Ihren Winken benutzt und befolgt. Hat mein extemporirtes Stottern zum erstenmahl Ihnen gefallen, so weis ich daß die fleißige Aus- und Bearbeitung Ihnen nicht hat misfallen können, und daß Sie mir zugestehen werden: ich habe Fortschritte in der deutschen Sprache gemacht, seitdem wir uns letzens sahen . . .

Aber, mein geliebter Gönner! wollen Sie mir wohl die unsägliche Freude machen eine Recension über meinen Aladdin zu schreiben? Sind Sie doch Schuld daran daß er im Deutschen ausgekommen ist. Eine solche Recension wollte mich als Mensch außerordentlich freuen, als Dichter außerordentlich wehrt seyn und als Bürger außerordentlich nutzen. Die Herren zu Hause verstehen bitter wenig von der Aesthetik. Wenn Sie mich herunter gerissen in einem deutschen Blatte sehen, werden Sie sagen: Que diable vouloit mon fils à cette galère? Sehen sie dagegen eine Recension von Ihnen werden sie sagen: A la bonheur! c'est une autre chose! . . .

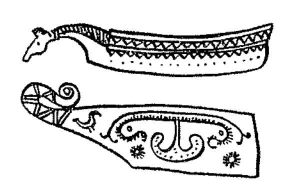
O wie hat mich der erhabne Faust, und der göttergleiche Achilles gefreut und begeistert. Edler Meister! ob sie mit Farben auf Glas mahlen, oder mit dem Meisel das Marmor bearbeiten, sind Sie immer der große unsterbliche Johan Wolfgang Goethe! Gott sey lob daß so ein Beyspiel vor uns jungen Menschen dasteht; das giebt Muth, denn es zeigt was ein Mensch werden kan.

Man sagt daß Sie in Carlsbad einen Roman geschrieben haben sollen. Ist das wahr? O wie ich in Werther im Frühlingswalde ging umgeduftet von Blumen durchgeblasen von Frühlingssturm und benetzt von Frühlingsregen, wie der Sommerschatten mich in Wilhelm Meister mich labend kühlte, so wird ein herrlicher Herbstwald mit seinen vollen dunkelgrünen gelbgefleckten Lauben sich jezt eröffnen und mich einladen. Da werden die reifsten Früchte röthlich auf den Zweigen hangen, die Walnüsse eben aus der Schaale

* Im Jahre 1807 überfielen und beschossen englische Kriegsschiffe Kopenhagen.

gesprungen braun vor mir im Grase liegen, der Abendpurpur in seinem erhabensten Glanz lebendig durch das dunkle Gehölz strahlen. Die Vögel werden nicht viel zwitschern, und nicht viele Blumen duften (wie sie es zum Eckel thun in den neuesten Wasserwiesen, wo eigentlich nur Kühe grasen sollten) aber Mädchenwangen werden schöner als Rosen glühen; und besser als Nachtigalle werden Mädchen wehmuthsvoll- und liebevoll in der Laube bey der Guitarre singen; der Vater Homer geht im langen Gewande mit der Harfe auf den Rücken durch den Wald, mit ewigen Rosen der ewigen Jugend um das Haupt; und als Lilie schlingt die silberne Locke sich ein, während die schwarzen Locken die mächtiger daneben sitzen, die vorige Kraft beweisen, und ein langes, heiteres Leben verkündigen. Wie freut es mich daran zu denken mit dem Frühlinge wieder in Weimar zu seyn; meinen vielgeliebten Meister wieder zu sehen, Ihnen von Italien zu erzählen und — vielleicht — meinen Hakon auf dem einzigen deutschen Theater wo Harmonie und edler Ton herrscht aufgeführt zu sehn. Ich werde Sie gewiß wieder sehen — das dritte, vielleicht das letze Mal. Ach wenn Sie wusten wie ich Sie liebe. Sie sind der einzige Jezt lebende vor dem ich mein Knie beuge und zu dem ich sage, Liebe, lehre mich. Ich bitte die Frau Gemahlin und Riemer innigst zu grüßen. Erfreuen Sie mich mit einigen Zeilen von eigner Hand.

A. Oehlenschläger.



Aus Oehlenschlägers Lebenserinnerungen

Jean Paul

Aber meine nach Liebe dürstende Seele konnte sich mit diesen classischen Dichtungen nicht begnügen; ich bedurfte eines unendlichen Dichtermeeres, in dem mein Geist sich wiegen und in Ahnung, Sehnsucht und Wehmuth, in Laune und Uebermuth taumeln konnte; und dies fand ich, als O. H. Mynster mich mit Jean Paul bekannt machte — und ich seinen Hesperus, Siebenkäs und das Campanerthal gelesen hatte. Freilich mußte ich mich hineinarbeiten; viele Gleichnisse und Anspielungen verstand ich nicht; ich mußte über Haiden gehen, durch Moräste waten, und Dornengebüsche durchbrechen, um zu den schönen Oasen zu gelangen, welche mitten in der Wüste der Weitläufigkeit lagen. Aber wenn ich nun dort stand, wie labte mich die Quelle, wie belohnt fühlte ich mich. Jean Paul hat ausgesprochen, was kein anderer Dichter auszusprechen wagt. Oft beginnt er da, wo Andere schweigen, und setzt seine Rede fort, bis sie gleich himmlischer Musik in den Wolken verschwindet. Welche Kenntniß von Allem, welch tiefer Blick in das menschliche Herz, welch schöne Liebe für alles Schöne! . . . Freilich flattert Jean Paul allzusehr in der Morgen- und Abendröthe umher, verliert sich allzu oft in der Milchstraße und den Nebelsternen; doch lohnt es sich wohl der Mühe, mit diesem Luftschiffer in dem poetischen Ballon in die Höhe zu steigen, wenn man auch zuweilen Nichts vor lauter Wolken sieht und von den Nebeln durchnäßt wird. . . .

Oehlenschläger will deutscher Dichter werden

Merkwürdig ist's, daß er*, der große Philolog, der es so weit in fremden Sprachen gebracht hatte, der einzige war, der mir davon abrieth, Deutsch zu schreiben; er meinte, man könne nur in einer Sprache Dichter sein. Abstract genommen, werden die Meisten ihm gewiß Recht geben, und Wolff, bei dem doch eigentlich das Griechische und Lateinische stets im Gegensatze zu seiner deutschen Muttersprache war, und der vom Dänischen gar nichts verstand, mochte sich wohl zu einer solchen Meinung befugt fühlen.

* Prof. Wolff.

Er wußte, daß er mit all' seiner Gelehrsamkeit und seinem philosophischen Genie doch niemals Grieche oder Römer werden könne. Er wußte, daß ein großer Unterschied zwischen einem Deutschen aus dem 19. Jahrhundert und einem Griechen aus Perikles', einem Römer aus Augustus' Zeit stattfand. Aber er vergaß, daß der Däne und Deutsche Germanen, sie beide Brüder eines Hauptstammes sind, mit fast gleichen Charakteren, Neigungen, Gefühlen und Ansichten, daß sie in demselben Zeitalter, einander nahe und in steter, geistiger Verbindung leben.

Noch hatte ich außer einigen Kleinigkeiten nichts Deutsches geschrieben; aber ich fühlte doch bald, daß es nicht lange dauern würde, bis ich in den Besitz einer Sprache käme, die meinen Leserkreis auf 40 Millionen Menschen mehr ausdehnte und mir die Freude bereitete, ausgezeichneten Männern wieder Etwas von den Producten meines Geistes mitzutheilen, um einigermaßen all' das Herrliche zu vergelten, das ich von ihnen empfangen hatte. Ja, ich fühlte mich bald so begeistert, auch Deutsch, das zwar nicht meine Muttersprache, aber doch meiner Mutter Sprache und die meiner Väter war, zu schreiben, — daß ich zwei Jahre darauf meinen Aladdin übersetzte . . .

Berliner Gesellschaftsleben

Als ich nach Berlin gekommen war, ging ich am ersten Abend in die Redoute, wo ich zum ersten und letzten Male die holde Königin Louise — merkwürdig genug — als Psyche, mit Schmetterlingsflügeln an den Schultern, sah. War es eine Vorahnung, daß die edle Seele bald dem Irdischen enteilen würde?

Reichardt war vorher mit Arnim nach Berlin gekommen. Er schlug mir vor, ein Zimmer neben dem seinigen in der Leipziger Straße zu miethen, und erwies mir viel Artigkeit; denn drei Wochen lang war ich fast immer mit ihm zu Mittag und Abend in großen Gesellschaften. Wie er es gemacht hat, weiß ich nicht. Ich hatte nichts Anderes zu thun, als mich anzukleiden und ihm zu folgen; ich kannte die Leute nicht zu denen ich kam und wußte selten ihre rechten Namen; als ein junger, verlegener Mann sprach ich auch nur wenig mit ihnen. Reichardt präsentirte mich

als einen dänischen Dichter; und so kam ich an den Tisch wie die Kartoffeln, als sie zum ersten oder zweiten Male nach Europa kamen, auf den Tisch: als eine Naturseltenheit. Denn mit Ausnahme von Baggesen hatten die brillanten deutschen Gesellschaften damals noch keinen dänischen Dichter gesehen; später hat die Race sich bedeutend vermehrt . . .

So sehr ich nun auch Reichardt verpflichtet war, daß er mich mit der großen berlinischen Welt bekannt machte, so amüsirte es mich meiner Natur nach doch nicht lange, eine Art geistigen Pumpernickels oder nordischen Schwarzbrotes in ihren Theezirkeln zu sein. Ich pflegte hauptsächlich die Bekanntschaften, wo ich eine Heimath wiederfand, die mir stets unentbehrlich war . . .

Mein Wirth war ein alter Friseur, der mir gleich bei meiner Ankunft einen schlechten Streich gespielt hatte. Meine Haare mußten nämlich geschnitten werden, da sie seit einem halben Jahre keine Scheere berührt hatte; ich fragte ihn, ob er das Haar nach Berliner Mode schneiden könne? — „Das versteht sich," sagte er, „lassen Sie mich nur machen." Nun fing er an zu schneiden; aber da er ein alter Perückenmacher war, der nur mit todten Haaren zu thun gehabt hatte, so verstand er sich gar nicht darauf, mit den lebendigen umzugehen. Er machte einen Fehler nach dem andern, die er alle damit gut machen wollte, daß er noch mehr wegnahm; und so schor er mich ganz entsetzlich, so daß ich zuletzt nur einen kleinen Schopf auf der Stirn hatte. Mit dieser Coiffüre mußte ich alle meine Besuche mit Reichardt in der großen Welt, als dänischer Dichter machen. Die Leute glaubten vielleicht, daß das Mode in Kopenhagen sei und das verdroß mein patriotisches Gefühl . . .

Vorlesung bei Goethe

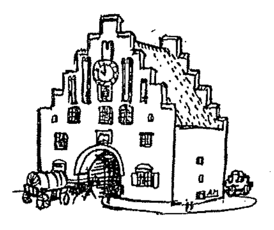
Er empfing mich väterlich, ich war oft zu Mittag bei ihm und mußte ihm meinen ganzen Aladdin und Hakon Jarl aus dem Dänischen deutsch vorlesen. Da machte ich mich nun vieler Danismen schuldig; aber er verwarf sie nicht alle; er meinte, daß beide verwandten Sprachen, einer Wurzel entsprungen, einander geschwisterliche Geschenke machen dürften . . . Reichardt, der nach Weimar kam,

wurde von Göthe gefragt: „Kennen Sie Etwas von Oehlenschläger's Gedichten?" — „„Nein,"" entgegnete dieser, „„aufrichtig gesprochen, es amüsirt mich nicht, die deutsche Sprache radebrechen zu hören."" — „Und mich," antwortete Göthe mit imposantem Feuer, „amüsirt es sehr, die deutsche Sprache in einem poetischen Geiste entstehen zu sehen."

Begegnung mit Schlegel

In einer Restauration bei Grignon lernte ich Friedrich Schlegel kennen. Er sah gar nicht so aus, wie ich ihn mir vorgestellt hatte; ich erwartete einen magern Kritikus, und es glänzte mir ein ironisch fettes Gesicht sanguinisch entgegen. Wir mochten uns recht gern; aber Schlegel war es nicht recht, daß ich nicht mehr zu seiner Schule gehörte . . .

. . . Ach hätten wir statt Schlegeln Lessing!
Nur ein Stück Gold für zwei Stück Messing.



Nordertor in Flensburg

JEAN PAUL ÜBER OEHLENSCHLÄGER

„Dank gebührt der Kraft, welche, ohne einen Uebersetzer, gleichsam auf einer Landesgrenze gepflanzt, über zwei Nationen zugleich den Ueberhang seiner Blüthen und Früchte ausbreitet."

Philipp Otto Runge

STUDIUM AN DER KOPENHAGENER AKADEMIE

Den 31. December 1799.

Was ich gern wollte, ist jemand, der mich als recht dumm tractirte und es doch gut mit mir meynte. — Ich habe so oft Abildgaard oder Juel um Hülfe ansprechen wollen, aber immer erst vorher ein wenig sondirt und wurde dann immer mit Protest zurückgeschickt. Sie sagen weiter nichts als, wenn man z. B. einen Kopf gezeichnet hat: „Sie müssen das höchste Licht immer auf den Theil halten, der am meisten hervorsticht, so wie auch den stärksten Schatten; nach unten muß alles Licht mehr abgedämpft seyn, und was im Stück hineinliegt, da muß sowohl Licht als Schatten alles leichter und nebliger gehalten werden." Das sind nun wohl alles Dinge, die wahr sind, aber wenn sie weiter nichts sagen, so ist es verflucht wenig, denn das sieht man selbst zulezt ein, und kann sich erst durch größere Practik ganz erlernen lassen. Sie sagen dann hinterdrein: „Es ist sonst recht gut, zeichnen Sie nur mehr." Wenn ich dann Courage kriege und frage, ob sie meynen, daß ich nach ganzen Figuren etwas skizziren, oder Abends zu Hause Perspectiv treiben soll, oder die Anatomie u. s. w. u. s. w., so heißt es gleich: „Ja, das ist noch zu früh; fahren Sie nur fort, nach meinen Zeichnungen können Sie zeichnen — und dann die Perspectiv? das brauchen Sie nicht, und die Anatomie? wenn Sie das nur bisweilen ansehen, Sie verlieren nur Zeit damit." — Nun sage mir um Gottes willen, was soll ich denn weiter mit den Männern sprechen? Auch machen sie nur immer, daß sie einen wieder los werden. Die paar Stunden, die man dort zeichnet, kann doch nicht alles seyn, wovon sie meynen, daß man es thut, oder ob sie einen für solchen E. halten, daß man das für die Kunst hielte, einen schönen glatten Kopf ausführen, oder nach dem Modell eine Figur zeichnen zu können? Hätte ich nur jemand, der mit mir eines Sinnes wäre! Ich habe schon zu Juel gehen und ihm auf Gerathewohl meine ganze Lage vor Augen stellen wollen, aber immer habe ich den Muth nicht gehabt; wenn du es aber meynst, will

ich es doch thun. Sie können doch nicht mehr, als mich auslachen. Ich stehe so ganz allein unter all' den Leuten. Sonst war mir alles so lebendig, und wenn ich einen Gedanken hatte und ihn nun zeichnen wollte, so fielen mir hundert andre Kleinigkeiten dabey ein; jetzt aber weiß ich immer nicht, was ich machen soll, das ängstet mich entsetzlich, ich fühle es, daß ich allein bin, und man ist sich nicht genug allein.

Den 14. Januar 1800.

— Ich bin von der zweyten Classe nach dem Gypssaal vorgerückt, wo ich nach einer Figur zeichne, die ebenfalls zur Probe seyn soll, um nach dem Modellsaal zu kommen, was ich aber zu erlangen weder hoffe noch wünsche, weil ich es doch nicht genug würde benutzen können.

Den 28. Januar 1800.

— Bey Prof. Juel bin ich gewesen, habe aber nicht viel Trost gekriegt; ich soll noch wieder zu ihm kommen. Sonst habe ich hier dieser Tage etwas Lustiges erlebt. Zwey Franzosen, fatale Kerle, aber dabey sehr original, die bey meinem Speisewirth logirten, hatte ich en caricature dargestellt, im Gespräch begriffen. Diese Herren sind plötzlich verschwunden, nachdem sie hier für 3000 Thlr. falsche Wechsel gemacht, und meine Zeichnung dient jetzt der Polizey, um sie wieder aufzufangen. So habe ich einsehen gelernt, wie nützlich, ordentlich nützlich, die Kunst doch seyn kann; doch habe ich heut auch sagen hören, die Gemählde würden heutiges Tages nicht mehr „gebraucht".

Den 8. Februar 1800.

— Ich merke jetzt wohl, daß es hier das allgemeine Loos ist, daß jeder für sich allein steht. Die Professoren wohnen alle auf Charlottenburg, wo sie gleichsam Eine Familie auszumachen scheinen, allein sie sprechen sich nicht anders als höchstens alle Monate einmal, wo sie am ersten Montag Zusammenkunft haben sollen, da kommen denn einige hin. Man muß hier, wenn man etwas lernen will, durchaus sich Einen erwählen; hat man denn das Glück, daß er sich für einen interessirt, so ist es gut; schlägt es aber fehl, so ist gar nichts zu machen, denn nun sind die Andern schon bloß durch diesen Versuch gleichsam zu Feinden geworden.

Daß ich mich am liebsten an Juel wendete, weiß ich wohl, aber wie soll ich Abildgaard entbehren, der die Aufsicht über den Antikensaal hat? — — Ich habe die Zeichnung für Schmidt (Triumph des Amor's) beynahe fertig und hoffe, daß sie mir wohl geräth, dann will ich sie doch einmal Juel zeigen, und sehen, was sie sagen, da sie mir ja immer vom Selbstzeichnen abgerathen. Ich habe dadurch mir eine neue Aussicht gewonnen, und so ist es, daß es nämlich immer darauf ankommt, ob man ein neues Unternehmen grade in einer guten Stunde in's Werk richtet; ich habe nun wieder Muth und Lust voll auf, und sehe, daß ich zwischen allen Krüppeleyen doch vorwärts gegangen bin. So habe ich denn nun den einen Fuß gewaltig aufgehoben, um weiter zu schreiten; wenn ich jetzt nur den andern nachzuziehen verstehen werde!

Den 31. März 1800.

Soeben habe ich die Preisaustheilung auf der Academie mit angesehen, wobey die schönen Antiken-Abgüsse sehr zu leiden hatten. Ich will dir aber die Sache etwas nach der Folge erzählen. — Erster Act. Es ist noch Tag auf den Zimmern, die eben erst rein gemacht und sehr sauber sind. Jeder steht bey seiner letzten Zeichnung, in Furcht und Erwartung der Dinge, die da kommen sollen; die Scene ist im Gypssaal. Der Erbprinz tritt herein, mit Gefolge von dem Minister u. s. w. u. s. w. und alle Professoren. Die Fensterläden werden zugemacht und Lichter und Lampen thuen ihre gehörige Würkung. Erste Zeichnung (vorstellend, wie alle die andern, den kleinen Apollo, der ist aber hier in der Zeichnung schwanger und übrigens auch eher für eine Furie zu halten). Der Prinz betrachtet aufmerksam und geht weiter, Juel hinter ihm drein und lacht; die andern folgen, thun alle nach der Reihe aufmerksam, und indem die Augen drüber weggehen, sollte man der Richtung der Köpfe nach fast glauben, sie besähen es würklich. Meine Zeichnung war die lezte. Prinz zu Juel: „Den er den bedste (das ist die beste)". Er geht schnell zum Modellsaal; Juel zu mir: „Ist das Ihre Zeichnung?" Ich: „Ja". Die noch folgenden Personen sehen mit den Augen immer dem Prinzen nach, betrachten aber mit dem übrigen Körper die Zeichnungen. Alles zum Modellsaal ab. —

Zweyter Act. Wird erstens vorgestellt, wie man nach dem Mann lauert, der die Thür zum Antikensaal öffnet; dann mit Gepolter hinein . . . Nacheinander stürmt die Jugend von all' den Classen, wo der Prinz durchmarschirt ist, herein und drängt heftig; die Antiken werden in ihren Grundfesten erschüttert und drohen umzufallen, die Soldaten drängen unsanft dagegen an, einem wird das Bayonnett zerbrochen: Sieg! Sieg! die Burg ist unser! — Man bestürmt und ersteigt die Festung (die Antiken); einige unbewaffnete tapfere junge Künstler (worunter ich) vertreiben die Stürmenden mit Gewalt, ein Stuhl wird zerbrochen u. s. w. . . . — Dritter Act. Die Scene bleibt unverändert. Der Prinz kommt mit Gefolge, sie setzen sich; der Durchgang schließt sich, und es entsteht ein Gemetzel, die Antiken werden bestiegen, ein Kopf, oder was es ist, wird zerschmettert, und unbemerkt gewiß noch vieles beschädigt. Der Secretair winkt stille zu seyn, und fängt ohne dies abzuwarten, an zu lesen, (unter anderm, daß ich nach dem Modellsaal avancire), die Namen werden ausgerufen, die Preise ausgetheilt, und die Gesellschaft geht auseinander. — — Den 1. April. Ich habe heute die Bescherung gesehen: dem liegenden Fechter sind die Zehen vom linken Fuß alle abgebrochen; ingleichen der Medicäischen Venus zwey Finger, die schon angesetzt gewesen, und der linke Fuß; dem jüngsten Sohn des Laokoon's ein Finger. Was noch durch Treten abgescheuert und durch andre gewaltsame Mittel unbrauchbar wird, ist nicht zu sagen; es ärgert mich und ich möchte die Herren Aufseher — —

Den 1. July 1800.

Ich arbeite den ganzen Tag, und wenn mich Abends das schöne Wetter herauslockt, steht mir's vor, daß ich so wenig schaffe. Juel ist sehr mit mir zufrieden, das macht mich verwirrt; zu Hause freuen sie sich über meine Arbeiten, das ärgert mich; und ihr freut euch gar über mich selbst, das macht mich betrübt; kommt man zu Leuten, soll man lustig und spaßhaft seyn, das geht mir an die Seele, — ich habe mich selbst zum Besten und sehne mich nach einem Gegenstande, den ich nie finden werde. Lebe wohl, lieber D., ich will es mir vorsagen, daß ich ein Mann bin, ich habe dir nichts mehr zu sagen.

Den 23. August 1800.

Man ist hier gewaltig bange vor den Engländern. Nach Friedrichsberg haben sich die Herrschaften eine Escadron Husaren zur Bedeckung kommen lassen. Beym Castell werden Batterien aufgeworfen, die Kriegsschiffe werden alle zugetakelt, es marschiren viele Regimenter nach Helsingör, die Küsten werden bewacht, und die Engländer liegen im Sunde in Schlachtordnung. Beständig wird Pulver u. dgl. nach Helsingör gebracht, und bey alle dem tractiren sich der Englische Admiral und der Commandant des Wachtschiffes wechselweise. In Helsingör ist entsetzliche Theuerung, drey Kartoffeln kosten einen Schilling.

Den 30. August 1800.

. . . . wir haben unsre Winterabende so eingetheilt: Bis 7 Uhr wird auf der Akademie gezeichnet, dann gehen wir zu Hause essen Butterbrod, und dann wird Montags, Mittwochs und Freytags Geometrie, und weiterhin diese, angewandt auf die Perspectiv, getrieben, wobey ich vorerst der Präsident bin, weil ich sie schon vorigen Winter geübt habe; Dienstags und Sonnabends die Geschichte; Donnerstag ist frey, oder wird auch den schönen Wissenschaften gewidmet. Der Hauptgrund aber für mich, hier zu bleiben, ist, daß ich einen Platz bey Juel zum Mahlen habe und diesen aus allen Kräften benutzen muß. Mein Wunsch geht dahin, es diesen Winter so weit zu bringen, daß ich ein Portrait nach der Natur in Oelfarben mahlen könne; dann komme ich, wie D. mir geschrieben, im Frühjahr zu Hause, und er auch, da könnte ich denn (wenn auch nicht in Oel) alle unsre Bildnisse machen, wie ich sie hernach zu dem Familienstück brauchen würde; dieses steht mir noch immer wie ein fernes Gebürge vor, und es ist kein Mittel, als Muth und sehr viel Geduld.

Den 30. August 1800.

Wir wackern Dänen entbieten unsern Freunden in Hamburg unsern Gruß! Noch stehen wir hier auf festem Fuß; die Bürger, (auch Juden darunter) sind in Waffen und haben die meisten Posten besetzt, eine allgemeine Ruhe herrscht seit vorgestern wieder, die Nation ist von dem Muth und der Thätigkeit des Kronprinzen beseelt, nun laß die Kerls kommen!

Den 6. Januar 1801.

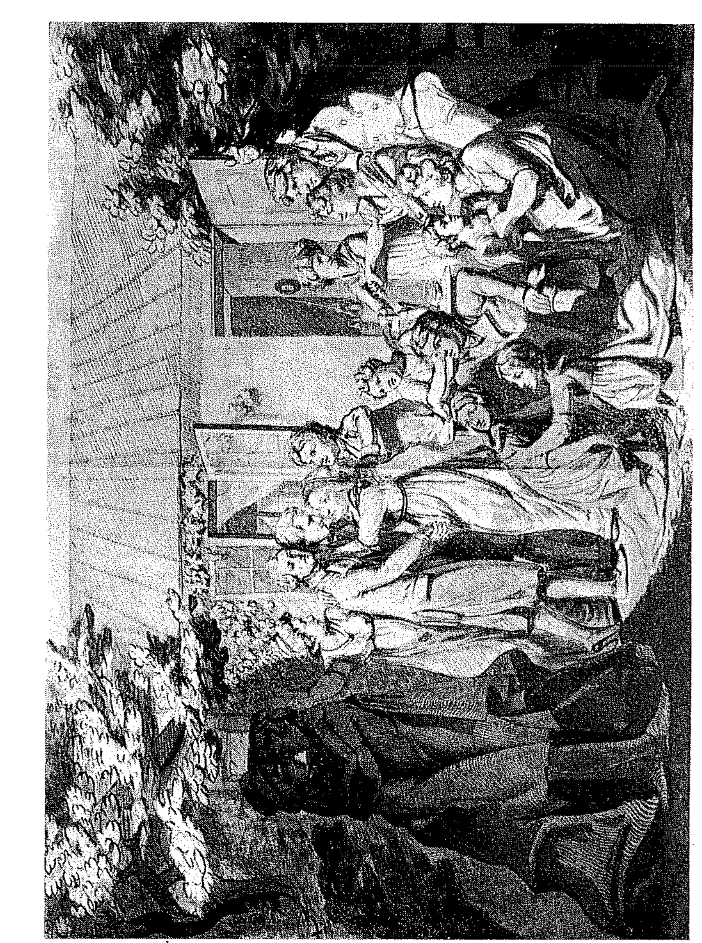
Liebe Frau Karoline Perthes, es ist doch ganz was erstaunliches, so ein Weihnachten! und so ein Neujahr! und so ein Neujahrhundert! Ich kann mich gar nicht erwehren, Ihnen so mit einmal und gradezu ein ganzes Neujahrhundert zu wünschen! D. sagt mir, daß ich zuerst nach Hamburg kommen soll, Sie glauben gar nicht, wie ich mich dazu freue. Gestern war es ein gemeines Wetter, da konnt' ich nicht fünf zählen, aber heute ist es so göttlich, daß ich neues Leben geschöpft habe und nun die große Zahl der Tage, die noch zwischen uns liegt, wie einen Augenblick überfliege und mich ganz unter euch träumen kann. Küssen und drücken Sie alles in der ganzen Familie vom Kleinsten zum Größten; es ist dumm, daß ich keine Zeit habe, wenn ich doch eine Ewigkeit (eine kleine meyne ich) hätte, es sollte mir an Stoff nicht fehlen und nicht an Lust, euch gar viel Lustiges und Schönes zu sagen. Grüßen Sie draußen (in Wandsbeck). Von ganzem Herzen Ihr getreuer Otto.

Den 13. Januar 1801.

Ich war im ganzen December nicht nach der Mahlerstube gewesen, weil die Tage so kurz; so inquirirte mich denn Juel neulich auf der Akademie, was ich mache? ich solle es ihm doch einmal zeigen. Ich brachte ihm den andern Tag meine Skizzen, womit er sehr zufrieden war, sagte aber, ich sollte sie lieber in Oel machen, weil ich mich dadurch zugleich an die Farben gewöhnte; da habe ich denn erst angefangen, eine nach ihm zu copiren, und will dann frisch dabey. — Er hat Eiffe nun auch die Erlaubniß gegeben, bey ihm zu mahlen, so sind wir drey denn da; er ist überhaupt viel freundlicher geworden, obgleich er noch immer nichts oder wenig sagt.

Den 24. Januar 1801.

— — Wir kommen jetzt auf die Politik und da muß ich dir sagen, daß mir die hiesige Flotte Respect eingeflößt hat. Es sieht ganz vortrefflich aus; bey der Zollbude liegen zwölf Linienschiffe völlig im Stande, es ist doch was kühnes, so ein Linienschiff, und ich bilde mir ordentlich was darauf



Zeichnung von Philipp Otto Runge aus der Kopenhagener Studienzeit
Kunsthalle Hamburg — Aufn. Rommel



Fredrik Pacius
finnischer Komponist, geboren 1809 in Hamburg. Schöpfer der finnischen Nationalhymne
Bleistiftzeichnung von C. Mazer 1836 — Aufn. Nationalmuseum Helsinki

ein, eines ablaufen gesehen zu haben. Nun laß die Engländer denn kommen, das Landen soll ihnen so leicht nicht werden. Die Bürgerregimenter hier machen 10 000 Mann aus u. s. w.

Den 6. July 1801.

In Corsöer kamen wir um 2 Uhr in der Nacht an, nachdem wir (ich spreche immer von mir und meinem damaligen Reisegefährten, den du kennst) in Roeskilde die Domkirche besehen hatten. Peter der Große hatte sich dort gegen Christian I. gemessen; der leztere ist darnach grade so hoch gewesen, wie ich hinauf langen konnte, ohne auf den Zehen zu stehen, Peter eine Handbreit kleiner. Morgens kamen die Posten von Kopenhagen in Corsöer an und wir gingen mit denselben über den Belt in 8 Stunden nach Nyborg, wo wir zu Abend aßen, und kamen dann um 3 Uhr Nachts in Odense an, wo wir zwischen Schlafen und Wachen wieder abfuhren. Zwey Meilen weiterhin ging die Sonne auf; wir waren nun ungefähr in der Mitte von Fühnen, und fast immer bergan gefahren, es ist ein herrliches Land lauter kleine Hügel und Seen, und Teiche oben auf; den Aufgang der Sonne konnten wir noch über Odense und Nyborg im großen Belt sehen. Ueber den kleinen hatten wir eine hübsche Fahrt. In Kolding besahen wir das Schloß und als wir auf den Hof kamen, exercirten dort die Bürger mit Sensen, alle in grader Richtung an einer Stange accomodirt. Es war dort eine schöne Aussicht, wie ich mir denn auch die ganze Tour so schön nicht vorgestellt hatte, wie sie würklich ist; man muß nur nicht im Herbst und Winter reisen. Der kleine Belt, Kolding, Apenrade, Hadersleben, Flensburg, Schleswig, alle Orte liegen sehr hübsch, besonders aber Flensburg; dann jedoch kommt unendlicher Sand bis einige Meilen hinter Rendsburg.

Dresden, den 18. Dec. 1801.

Aber um endlich an dich und deine Antwort zu kommen, so glaube ich in alle Wege, du thust doch besser, daß du hieher kommst, wenn du es irgend möglich machen kannst. Zwar ist hier die Akademie nicht so gut wie dort, denn Leute, wie dein Professor Wiedewelt, und Juel, Abildgaard, fehlen dabey . .

POSITIVE UND NEGATIVE AUFFÜHRUNGEN UND AUFFASSUNGEN VON KLEIST IM KÖNIGL. THEATER IN KOPENHAGEN

„KÄTCHEN VON HEILBRONN"
(29. Oktober 1818)

Heinrich von Kleists nicht für die Bühne geschriebenes und in seiner ganzen Fülle und Poesie überspanntes und mystisches Drama „Das Käthchen von Heilbronn" war in seinem Aufbau dadurch bedeutend verzerrt, daß Rosenkilde, um es zu einem bühnenbrauchbaren Stück umzuarbeiten, nicht nur große notwendige Veränderungen hatte vornehmen müssen, sondern, da es als festliche Galavorstellung verwandt werden sollte, auch größere konventionelle. Der Sinn ist in mehreren Teilen schlecht motiviert; denn, um durch Kürzungen Raum für viele Choreinlagen und schlecht angebrachte Tänze zu gewinnen, mußte er außer einigen poetischen auch einzelne sinngemäße Stellen streichen. Und als seine Bearbeitung auf der Bühne geprobt wurde, um zur Aufführung gebracht zu werden, blieb es nicht bei den Veränderungen, die er als annehmbar sich gezwungen gesehen hatte; teils aus szenischen Gründen, teils, um es nach Holsteins Meinung so umzugestalten, daß es dem Hof gut gefiele, wurden noch mehr Poesie und das gesunde Empfinden kränkende Umänderungen befohlen. So wurde das Stück schließlich als ein Imbroglio auf die Bühne gebracht, ohne inneren oder äußeren Zusammenhang, und das Geistige ging unter in plumper theatralischer Körperlichkeit. Bei der Aufführung ging man dazu im lächerlich Übertriebenen so weit, daß eine Burg innerhalb einer Minute von Flammen umzüngelt war und in der nächsten schon zusammenbrach, die ganze Feuersbrunst wirkte jedoch wie eine Illumination, bei der nicht einmal ein Fensterrahmen zerstört wurde, weshalb man auch ganz naiv den nächsten Akt in einem Zimmer der vollkommen heruntergebrannten Burg spielte; und schließlich wurde, um ein Schlußbild zu bekommen, auf eine Straße von Worms eine Laubhütte hineingetragen, in der das Mädchen in mehreren

Meilen Entfernung geruht hatte, im Hintergrund der Hütte war inmitten von Zweigen, Blättern und Blumen eine transparente Inschrift angebracht, die auf die dänische Königin Bezug nahm, deren Geburtstag durch die Aufführung des Stückes gefeiert wurde. Was Baggesen und mit ihm die meisten anderen am merkwürdigsten in diesem Wirrwarr fanden, war:

> Ein Ryge nur für gutes Spiel,
> als Mädchen eine Madam Rind,
> ein Frydendahl im Kaiserstil,
> wie Kaiser nie zu sehen sind.
> Ein Feuer bei dem nichts verbrannt'
> und über allem diesem Weinen
> ein Brandruf, der sie alle bannt'
> mehr als das Flammenscheinen.
> Und Wallichs Zaubermalerei
> einer Vened'ger Straße
> und Cocchis Aussicht, hell und frei
> hinter einer Blatterrasse.
> Eine Pracht in der Schule der Draperie,
> fast wie sie Athen gekannt
> vor allem auch Madam Dahléns
> junonisch schönes Gewand,

deren Kleid ein prächtiges ganz modernes Hoffestgewand war, das ebensowenig für eine Ritterfrau aus der Zeit des heimlichen Rechts paßt wie Wallichs für ganz anderen Gebrauch meisterhaft ausgeführte italienische Straße zu einem Marktplatz in Worms. Die auf so viele Arten zerpflückte Dichtung wurde einer der vielen Beweise dafür, daß Pracht und Dekoration und Garderobe nicht ein schlechtes Stück retten können; bei der zweiten Aufführung äußerte man Enttäuschung, bei der dritten entspann sich ein hitziger und langer Meinungskampf, bei welchem sich zeigte, daß die Roheit das Parkett beherrschte; denn die Pfeifenden wurden nicht nur verprügelt und hinausgeworfen, sondern die Unwissenheit, um wessen Dichterehre es sich handelte, ging so weit, daß die applaudierenden Sieger ein donnerndes Hoch auf den Übersetzer ausbrachten. Das Auspfeifen war jedoch so nachdrücklich, daß Holstein es nicht für ratsam ansah, das kostbar ausgestattete Stück noch öfter zu spielen.

„PRINZ VON HOMBURG“
(27. Mai 1828)

Eine nicht weniger gewagte und vortrefflich ausgewählte Erweiterung des Spielplans war das zweite Meisterstück, Kleists mit echtem dramatischem Genius geschriebenes und bewunderungswürdig kühn geformtes Drama „Der Prinz von Homburg“, das hier „Die Schlacht bei Fehrbellin“ genannt wurde. Es fehlte bei uns auch nicht die Beschränktheit, die nicht verstehen konnte, oder richtiger sich entblödete, die Möglichkeit einzuräumen, daß ein junger edler Mensch, der sich unerschrocken in den Kampf für Ehre und Vaterland gestürzt hat und ohne zu zittern dem Tode gegenüberstehen würde, in Lebensfreude und im Glück, geliebt zu werden, ein solches Entsetzen vor einem unehrenhaften Tode verspüren kann, daß er, im Augenblick davon überwältigt, um sein Leben fleht. Aber wie sehr auch das Publikumsgefühl für das Natürliche durch matte rührselige Stücke, in denen der Held in glänzenden Tiraden von seiner stolzen Todesverachtung erzählte, abgestumpft war, so empfand es doch die tiefe psychologische Wahrheit in der Furcht des Prinzen, wie der Dichter sie mit großer Genialität motiviert hatte, und ebenfalls das sowohl Poetische als auch Natürliche in der Art, mit der er seine Seelengröße zurückgewinnt. Die Hauptrollen wurden vortrefflich verkörpert: Die außerordentlich schwierige Rolle des Prinzen wurde mit großer Klarheit im Ausdruck, mit den vielen verschiedenen Übergängen von einem zum andern, höchst treffend und geistvoll von Nielsen gespielt; Ryges Kurfürst war eine herrliche Darstellung ernster, starker und gütiger Majestät; und ungeachtet der großen Schwierigkeiten, die ihre Stimme ihr bereitete, verkörperte Mad. Eisen Natalie mit so viel Gefühl und Kraft im Poetischen und Bestimmtheit in der Charakterisierung, daß sie würdig an der Seite der beiden ausgezeichneten Mitspieler stand. Es ist unverständlich, warum dieses ausgezeichnete Stück nach nur vier Aufführungen abgesetzt wurde, denn die Aufnahme jeder seiner großen Szenen und der ganzen Aufführung zeugte davon, daß es in dieser schönen Ausführung in hohem Grade das Interesse des Publikums gefangen hatte.

J. C. C. DAHL UND DEUTSCHLAND

Dresden, den 26. November 1818

So sehr ich es ersehne und mich darauf freue, den Rheinfall zu malen, wie Eure Hoheit es gnädigst von mir verlangt haben, so wird doch einige Zeit vergehen, ehe ich dazu die Gelegenheit haben werde, denn mehrere Bestellungen aus Gegenden hier bei Dresden verpflichten mich, hier länger zu verweilen, als ich mir vorgenommen hatte, ich werde daher kaum früher nach Schaffhausen kommen und mich der guten Empfehlungen Eurer Hoheit bedienen, als in zwei Jahren . . . Am liebsten stelle ich die Natur in ihrem freien und wilden Zustand dar, in Gegenden mächtiger Fels- und Waldpartien; deshalb bin ich auch hier nicht so vollkommen zufrieden; trotzdem die Natur in gewisser Hinsicht sehr schön ist, erscheint sie mir doch etwas kleinlich, man findet auch zu viele Spuren von Menschenhänden und Kunst, wodurch sie oft ein gezwungenes Aussehen erhält . . .

6. Dezember 1818

Auch in dieser Woche habe ich an meiner Landschaftsmalerei gearbeitet, und in der folgenden habe ich noch genug daran zu schaffen. Ich bin nicht so recht damit zufrieden, trotzdem sie in gewissen Partien leidlich gut ist. Landschaftsmaler Friedrich, der noch keine von meinen besseren Arbeiten gesehen hatte, fand sie überaus schön . . .

den 25. Dezember 1818

Gestern am 24. konnte ich mir zu Hause nichts vornehmen, mein Zimmer wurde in Ordnung gebracht, doch benutzte ich den Tag, um Landschaftsmaler Friedrich zu besuchen, bei dem ich den ganzen Vormittag in Kunstgesprächen zubrachte; er hat fast die gleiche Kunstanschauung wie ich, nämlich, daß das Kunstwerk in erster Linie auf jeden Menschen, ohne daß dieser Kenner ist, wirken muß, das Mechanische und Studierte ist wohl mehr für den Künstler bestimmt oder für diejenigen, die es eingehender zu würdigen wissen.

Ende März 1819

Gestern verlebte ich einen angenehmen Tag und hatte u. a. die Freude, von M . . . eine Seite für mein Stammbuch zu erhalten, auf die sie einige Zeilen geschrieben hatte, die mir für immer eine Erinnerung an sie sein werden, an sie, die mir so unsagbar teuer ist. Sie war am Abend allein zu Hause, und dieser wurde sehr behaglich verbracht; nachdem wir einen Spaziergang durch den Garten gemacht hatten, wurden Gedichte Schillers und Körners gelesen . . . Ich wurde so beeindruckt von einigen Gedichten Schillers, daß ich mir heute die kleine Ausgabe seiner gesammelten Gedichte gekauft habe . . .

den 26. Oktober 1819

Gestern abend Gesellschaft bei Tieck, wo Ingemann und ich uns sehr gut unterhielten; er ist ein sehr guter Mensch und es ist überhaupt eine sehr liebenswerte Familie. Man sprach sehr viel über Ahnungen und Vorbedeutungen; auch einige interessante Spukgeschichten wurden erzählt.

Den 3. Februar 1820

Heute war ich bei Herrn Vitzthum und gab mein Gesuch für meine Mitgliedschaft der Dresdner Akademie ab . . .

16. Februar 1820

Ich bin jetzt Mitglied der Dresdner Akademie und habe Arbeit und gar nicht so schlechte Aussichten, Gott, schenke du mir Kraft und Glück für meine guten Vorsätze.

C. D. Friedrich ist keineswegs des Glückes Günstling gewesen, und es ging ihm, wie es meistens den am tiefsten veranlagten Menschen in ihrem Leben geht, von wenigen werden sie richtig, von den meisten falsch verstanden. Die Zeit sah in seinen Bildern konstruierte Ideen ohne Naturwahrheit. Deshalb kauften die meisten seine Bilder nur als Kuriositäten, oder weil sie, besonders in der Zeit der Befreiungskriege, eine eigene, ich möchte sagen politische, seherische Ausdeutung darin sahen, Hindeutungen auf eine allmächtige, unsichtbare Hand, die eingreift in die Verwirrung der Menschen und für Deutschlands Befreiung vom Druck der Fremdherrschaft.

Die Künstler und Kunstkenner sahen in Friedrich nur eine Art Mystiker, weil sie selbst auch nur das Mystische suchten. Sie sahen nicht Friedrichs treues und gewissenhaftes Naturstudium in allem, was er schuf; denn Friedrich wußte und fühlte sehr wohl, daß man nicht die Natur selbst malt oder malen kann, sondern seine eigenen Gefühle — doch diese müssen natürlich sein. Friedrich sah dies auf eine eigene tragische Weise, die, wenn sie auch nicht gerade herbeigesucht war, doch oft über die Grenzen dessen hinausging, was man in der Malkunst darstellen kann. Dieses war wohl eine Folge seiner Eigenart, und wäre er nicht so gewesen, wäre er auch nicht das geworden, was er ist: einer der originellsten und eigenartigsten Menschen und Künstler, die ich gekannt habe, der seinesgleichen nicht hat und wohl auch nicht so schnell haben wird. Viele haben ihn nachgeahmt, doch keiner hat bisher verstanden, dieses stille Naturleben wiederzugeben, das so bezeichnend für die Kunst Friedrichs war und seinen oft scheinbar steifen Bildern eine eigenartige Anziehungskraft verleiht.

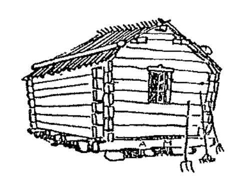
Eckersberg an Dahl 1825

Ich glaube, Sie haben sehr recht daran getan, Dresden zu ihrem Aufenthaltsort zu wählen, denn hier hätten Sie wohl kaum eine einigermaßen behagliche Lebensweise führen können — Sie kennen das Kopenhagener Publikum — das sich noch nicht gebessert hat.

Dresden, den 8. September 1847

Die neuere Landschaftsmalerei, deren Entwicklung nicht so erfreulich ist, wie man vor wenigen Jahren erwartete; denn kaum war die Landschaftsmalerei nach der langen Zeit stereotyper Methode durch den Einsatz so vieler tüchtiger Männer — wie Reinhard, selbst Mechau mit seinem dilettantischen Vortrag, Klengel in seiner Art, vor allem Friedrich — der Stube entschlüpft und atmete ein frischeres, freieres Naturleben, als man diese Kunst auch schon wieder in die Stube — in das Atelier hineinholte. Die edelste, großartigste Natur genügte ihnen nicht — man mußte zunächst lernen, zusammenzustellen, zu stilisieren und ich weiß nicht, wie man das alles nennt?, und erst, wenn das Auge durch alles dieses — diese konventionellen Farben

und Formen — verdorben war, erst dann wurde nach der Natur gearbeitet und die Natur in diese Form hineingezwungen; denn alles andere nannten diese Herren Prospekte, — ohne zu bedenken, daß beim Schauen der Natur auch unsere eigene Seele gebildet und Leben dort geholt wird. Ein trockenes Abschreiben der von den meisten als leblos angesehenen Natur — ist keine Kunst. — Man führte wohl die jungen Schüler hin und wieder hinaus ins Freie, damit sie kümmerlich einzelne Kleinigkeiten kopierten wie Häuser, Steine, Pflanzen, Bäume — aber alle diese Studien waren zum größten Teil ohne Frische und gleichzeitig in gezwungener Art, die wohl etwas Anziehendes für eine gewisse Art von Künstlern oder Kunstpedanten hatte und für Albumblätter dienen konnte; aber für die eigentliche Bestimmung, der Phantasie bei ihrem Anblick neues Leben zu verschaffen, sind sie nicht geeignet, denn alles Seelische ist fast ausgemerzt — und man kann nur die feinen Striche und die mühsame Bearbeitung eines Baumstammes, Steines oder ähnlicher Dinge bewundern.



ESAIAS TEGNÉRS UNFREUNDLICHE UND FREUNDLICHE AUSEINANDERSETZUNG MIT DEUTSCHLAND

Goethe ist der universalste aller Dichter. Wie das Licht breitet er sich in alle erdenklichen Richtungen aus. Daher jedoch fehlt ihm auch, was man im eigentlichen Sinn mit Individualität bezeichnet. Die Individualität der äußeren Natur gab uns Homer, die des Hellenismus Sophokles, aber Goethe gibt uns statt seiner eigenen die ganze vielgestaltige Individualität der Menschheit. Er ist ein Abstraktum der Poesie. Schiller haucht jedem noch so unbedeutenden Gedicht sein ganzes reiches Wesen ein. Goethe begnügt sich damit, das allgemeine Wesen der Poesie hineinzulegen. Deshalb blüht er auch in allen dichterischen Formen, und oftmals könnte man fast sagen, daß er nur mit diesen experimentiert . . .

Weshalb hat Herder nicht denselben Einfluß auf die deutsche Literatur wie Goethe? An Geist war er ihm doch ebenbürtig. Das haben wir den Schlegels zu verdanken. August Schlegel hat in der deutschen Literatur so viel böses angerichtet, daß er es nicht wieder gutmachen kann. Er ist eine unbedeutende Natur, deren wirklicher Verdienst sich auf Übersetzungen beschränkt. Er erhob Goethe mit Recht. Aber weshalb sollte dies auf Kosten von Herder, Schiller, Wieland geschehen, die doch seinesgleichen waren? Eitel Intoleranz . . .

Der größte deutsche Versdichter ist jedoch nicht Goethe sondern — Rückert . . .

Über die deutsche Sprache

Solange ich mich entsinnen kann, habe ich ein Vorurteil gehabt, nicht gegen die deutsche Literatur sondern gegen die Sprache. Ist sie doch dem Schwedischen nahe verwandt, neben dem Griechischen die herrlichste aller europäischen Sprachen. Sie hat, wie überhaupt die germanischen Sprachen, viel Klang, viel Biegsamkeit, viel Reichtum, denn sie läßt sich fast bis ins Unendliche zusammensetzen. Hast du zwei Worte so brauchst du sie nur zusammenzufügen, und sie bilden ein drittes, ganz als wären sie Menschen. Dieses gibt der Sprache den Reichtum, denn die Stammworte sind nicht besonders zahlreich. Auch muß hinzugefügt werden, daß das Deutsche ganz und gar dazu bestimmt ist, nuancierte wissenschaftliche Begriffe auszudrücken und festzulegen.
Was ich indessen gegen die Sprache habe, ist folgendes:
1. Ist sie die härteste aller germanischen, wahrscheinlich aller Weltsprachen. Ich spreche hier vom Hochdeutschen, nicht vom weicheren Plattdeutsch. Das Dänische ist vielleicht sogar zu weich. Sowohl dänisch als schwedisch sind Blondinen mit blauen Augen, und die Damen sprechen nicht nur mit der Zunge sondern auch mit den Augen. Aber wie

verschieden ist die Ausdrucksweise der beiden Schwestern. Die eine ist eine schmachtende Jungfrau, die andere eine Walküre. Ursprünglich ist Erzklang in beiden Stimmen, aber die eine (z. B. J. B. — eine Dänin) schaut und flüstert: ich kann und will mich nicht verteidigen, komm und nimm mich, je eher umso besser. Die andere (C. B. — eine Schwedin) sagt: ich will mich wohl ergeben aber nicht ohne Kampf. Ich mache mir nichts aus Bitten, setze auch auf dich nicht den höchsten Preis, aber gleichwohl, ça ira. Du sollst auch den „compliments de resistance" etwas Gerechtigkeit antun.
Das Deutsche dagegen klingt schlecht, selbst im Munde eines hübschen Frauenzimmers. Sie klappert wie eine Walkmühle, die Erz oder Knochen stampft; und ein hartes Knochengerüst führt die Sprache, die zermalmt.
2. Das Deutsche ist die bedachtsamste und langsamste aller Sprachen, die ich kenne. Wenn ich einem Wurm über den Rücken schlage, so schleppt er trotzdem unverdrossen sein Schwanzteil nach sich. Der Kopf mag auf der Schwelle liegen, aber der Körper kriecht draußen im Hofe. Ebenso liegt ein deutscher Satz mit dem Kopf auf der ersten Seite, aber der Schwanz mit seinem Verbum darf nicht vor der dritten oder vierten erwartet werden . . .
Sagt nicht, daß dieses nur bei den Metaphysikern wie z. B. Kant zutrifft. Wieland war schöngeistig und man schrieb ihm zu, ein ausgezeichnetes und klassisches Deutsch zu schreiben. Ich berufe mich auf seinen Agathon. Ebenso Goethe. Ich wünschte, daß Christus zum jüngsten Gericht deutsch sprechen würde, da hätten wir Sünder die Hoffnung, noch einige Jahre Bedenkzeit zu bekommen.

Einmal müßte ich wohl auch Deutschland sehen, über das ich mich, und mit Recht, oft belustige, aber das ich trotzdem als Europas Lehrstuhl anerkenne, obgleich dessen Holz viele geschmacklose Schnitzereien und merkwürdige Verzierungen hat. Alles in allem ist es doch das Land Luthers, Goethes und Friedrich des Einzigen.

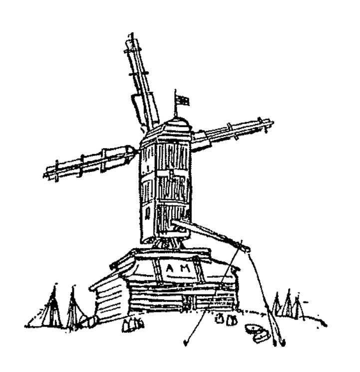
Nach einem Aufenthalt in Karlsbad

Was meine Gesundheit angeht, so ist wohl wenig oder nichts gewonnen. Aber in anderer Hinsicht habe ich keinen

Grund, mit der Reise unzufrieden zu sein. Ich habe wenigstens flüchtig einen großen Teil von Deutschland kennengelernt, das in all seiner Vernebelung und Tollheit doch zweifellos seit langem Europas Lehrstuhl war und ist; und Preußen im besonderen vertritt ohne Frage die Intelligenz der zivilisierten Welt. Ich habe Gelegenheit gehabt, seine bedeutendsten Lehranstalten, Universitäten und Schulen kennenzulernen und kann nicht leugnen, daß sie, und zwar in der einseitigen Richtung, in der sie ausbilden, vortrefflich sind. Schade nur, daß die armen Jungen allesamt überstudiert sind, daß alle Jugend- und Lebenslust verdrängt, jeder Funke eines selbständigen und originellen Lebens von Kindheit an erstickt ist, und der arme Deutsche durch seine Erziehung dazu verurteilt, alles zu sein, nur keine Zeit zu finden, er selbst zu sein, mit einem Wort, daß die ganze Nation, wenigstens ihre Vertreter, die Beamten, zu gelehrten Repetitoren erzogen werden und der ganze Staat nach und nach zu einer Schulmeisteranstalt wird. Es war jedoch interessant, dieses alles aus näherer Umgebung zu betrachten und in den Krater hinabzusteigen, dem die gelehrte Lava mit Rauch und Nebel entsteigt. Viele mich früher beherrschenden Vorurteile habe ich aufgegeben, oder richtiger mit neuen vertauscht und hoffe also, mein Inventarium unvermindert wenn auch mit einigen veränderten Artikeln behalten zu haben. Im übrigen wurde mir überall viel, manchmal lästige Höflichkeit zuteil. Zu den Vorteilen der Reise muß ich die Gelegenheit rechnen, die ich mehr oder weniger hatte, mehrere bedeutende Persönlichkeiten kennenzulernen, so z. B. Steffens, Schleiermacher, General Skrzynecki, den Kronprinzen von Preußen u. a. Außerdem mehrere bedeutende Wissenschaftler, vor allem Theologen, die mich im Augenblick am meisten interessieren. An Dichtern sah ich nur zwei, Tieck in Dresden und Fouqué in Halle, beide ganz flüchtig. Die anderen, die in Frage kommen konnten, Uhland, Rückert, Platen, Lenau, leben in Süddeutschland. Straßen- und Rinnsteinpoeten begegnet man in Deutschland, vor allem in Berlin, häufiger als anderswo in der Welt. Aber auf diese achtet kaum jemand in einem Lande, wo jeder Mensch, der das Schreiben gelernt hat, unbedingt dichten oder jedenfalls verfassen muß. In den Adern des heiligen Römischen

Reichs fließt kaum anderes Blut als Druckerschwärze. Und es war ein Glück, daß ich einen eigenen Diener mitbrachte, sonst hätte ich meine Stiefel nicht von einem Geringeren gebürstet bekommen können als einem Bruder in Apoll.

An polemischen Streitigkeiten und sogenanntem kritischen Urteil haben wir genug und übergenug in unserer Literatur. Mir scheint, es wäre besser, wenn jeder an seinem eignen Ort etwas taugliches zu produzieren suchte, anstatt unaufhörlich zu urteilen und meteorologische Beobachtungen über das literarische Wetter anzustellen. Dieses könnten wir ohne Schaden den Upsala-Bewohnern und den Deutschen überlassen, die Europas ständiges Kritiker-Institut sind.



Hans Christian Andersen

LANDSCHAFTEN, STÄDTE UND MENSCHEN

Wir leben in einer Zeit, wo große Weltereignisse einander Schlag auf Schlag folgen, wo sich in einem Jahre mehr zuträgt, als früher in zehn Jahren; Meteor folgt auf Meteor am politischen Himmel, wo will man da Zeit hernehmen, der einzelnen aufwärtsstrebenden Psyche Aufmerksamkeit zuzuwenden? — Die Welt ist jetzt im Stadium des Handelns, sie arbeitet dem künftigen Dichtergeschlecht vor, das unsere Jetztzeit unsterblich machen soll. Aber wenn die Flügel wachsen, dann will der Vogel auch fliegen, und mag es Krieg oder Frieden, Hochzeit oder Begräbniß geben, er singt sein Lied, bis sein Dichterherz bricht; es giebt immer noch eine oder die andere verwandte Seele, die mitten im großen Weltgetümmel an seinen Tönen sich labt, und mehr kann der kleine Himmelsbürger ja nicht verlangen.

Ostseereise

Wir sind inzwischen auch über die ganze Ostsee gesegelt; wir haben Stevns-Klint mit seiner wandernden Kirche, Möens weiße Kreidefelsen, wo die Wälder schon zu grünen anfangen, und selbst Laaland passirt, wo das rothe Feuer in der halbdunkeln Nacht brannte. Die Sonne ist wieder aufgegangen und das war schön anzusehen, aber die meisten Passagiere schliefen, indem sie wahrscheinlich wie Arv in Holberg's Lustspiel dachten: „Der Morgen ist sehr schön, wenn er nur nicht so früh am Tage käme!"

Travemünde und Lübeck

Es fehlte aber nicht viel daran, daß wir den Eingang in die Trave nicht gefunden hätten; ein dicker Nebel hatte sich über die Küste gelegt, aber endlich trafen wir die rechte Stelle, kamen hinein und nun lag das ganze Nebelland hinter uns . . .

Links erstreckte sich die Halbinsel Priwall, wo das Vieh bis an den Bauch ins Meer hinein watete, und zeigte uns ein lebendiges Potter'sches Gemälde mit dem großen Luft-

hintergrund und den herrlichen Thiergruppen. Rechts lag Travemünde mit seinen rothen Dächern, aus allen Fenstern schauten Männer- und Mädchengesichter hervor, die in der Ferne recht hübsch aussahen. Ach ja, „die Ferne" ist doch des Lebens magisches Zauberland, die geistige fata morgana, die jedesmal verschwindet, wenn man sich ihr nähert. In der Ferne liegen die Träume der Kindheit und die Hoffnungen des Lebens, in der Ferne werden die Runzeln von der durchfurchten Stirn geglättet und steht das graue Mütterchen wie ein von Gesundheit strotzendes junges Mädchen da. Vielleicht war dies auch hier mit den Schönen von Travemünde der Fall.

Die Trave ward nun schmäler; das Dampfschiff schien beinahe ihre ganze Breite einnehmen zu wollen. Bald sahen wir das siebenthürmige Lübeck aus Wäldern und Wiesen hervortauchen, aber es spielte gar wunderlich Verstecken mit uns, bald war es hier, bald da. Die vielen Krümmungen des Flusses machen, daß man nicht recht weiß, ob man nach der Stadt hin oder von ihr fort reist.

Hamburg

Ich fühlte ordentlich einen tiefen Respect vor der alten Stadt, die die engen Straßen und das Menschengedränge beibehalten hatte. Ich glaube, unser Kutscher fuhr uns Straße auf, Straße ab, um uns durch die Größe der Stadt zu imponiren, denn es dauerte eine kleine Ewigkeit, ehe wir ans Hôtel de Bavière auf dem neuen Jungfernstieg gelangten, wo wir abstiegen. Hier, im Innern der Stadt selbst, nimmt sich die Stadt herrlich aus, indem die Alster, die groß und breit ist, die Altstadt gleichsam von der Neustadt trennt. Die hohen Thürme spiegeln sich auf ihrer Wasserfläche, auf welcher Schwäne dahingleiten und Böte mit geputzten Menschen sich schaukeln. Der Jungfernstieg wimmelt von Spaziergängern, demselben entlang liegt Hotel neben Hotel, deren Thüren mit Kellnern, Oberkellnern und Oberkellners Oberkellnern besetzt sind.

Lüneburger Haide

Ich blickte hinaus auf die große Lüneburger Haide, die als häßlich verschrieen ist. Herr Gott, wie die Leute doch

reden! Ja sie reden, wie sie es sehen und verstehen. Jedes Sandkorn war ein blitzendes Granitstück; die langen Grashalme, die voll von Staub über den Weg hingen, waren die niedlichsten macademisirten Wege für die kleinen Elfen; aus jedem Blatt schaute so ein kleines lächelndes Gesicht. Die Fichten sahen aus wie vollendete babylonische Thürme, da wimmelte es von Elfen von den niedrigsten breiten Aesten bis zu den hohen Spitzen, die ganze Luft war voll von den wunderbarsten Gestalten, und alle klar und schnell wie das Licht. Vier bis fünf Blumengenien ritten auf einem weißen Schmetterling, den sie aus seinem Schlaf aufgeweckt hatten, während andere Schlösser bauten aus dem starken Duft und den feinen Mondstrahlen. Die ganze große Haide war eine Zauberwelt, voll von Wunderwerken. Wie künstlich war nicht jedes Blumenblatt gewebt! Welch ein Masse von Leben lag nicht in den grünen Fichtennadeln! Jeder Staubfaden hatte seine verschiedene Farbe und eigenthümliche Zusammensetzung, und welche Unendlichkeit in dem großen Himmel darüber!

Braunschweig

Es war Pfingstmontag, die Glocken läuteten und viele Leute strömten nach der St. Blasius-Domkirche; ich folgte dem Strom. Die Orgel brauste durch die hohen Wölbungen, die Gemeinde sang und die alten braunschweigischen Herzöge lagen in Staub und Asche dort unten in ihren kupfernen und marmornen Särgen. Das ist Alles, was ich von meinem kurzen Besuche dort erzählen kann, aber es ist Wahrheit.

Ich verließ die alte Kirche, besah mir die Grabschriften an den Mauern und die alterthümlichen Gebäude rund umher. Das alte Rathhaus war in einen Weinkeller verwandelt, stand aber noch da in seiner ganzen gothischen Ehrwürdigkeit, mit dem großen gemauerten Altan, und zeigte zwischen je zwei Pfeilern einen fürstlichen Herrn mit seiner Gemahlin, in Lebensgröße in Stein ausgehauen.

Blick auf den Harz

Es war eine Bleiche, eine große Wiese, die ganz gelb von Blumen war; etwas weiter lagen Gartenhäuser zwischen

Buchen und hohen Pappeln, und fernerhin am Horizont erhob sich der Harz mit dem Brocken, der wie eine graue Gewitterwolke unter den andern sonnenbeleuchteten Wolkenbergen hervorragte — es war ein vollendetes Gemälde! In den Bergen selbst hat man nur Hintergrund ohne Vordergrund und in den Ebenen das Umgekehrte, Vordergrund genug, aber keinen Hintergrund; hier war Beides, wie man es sich nur wünschen konnte.

Goslar

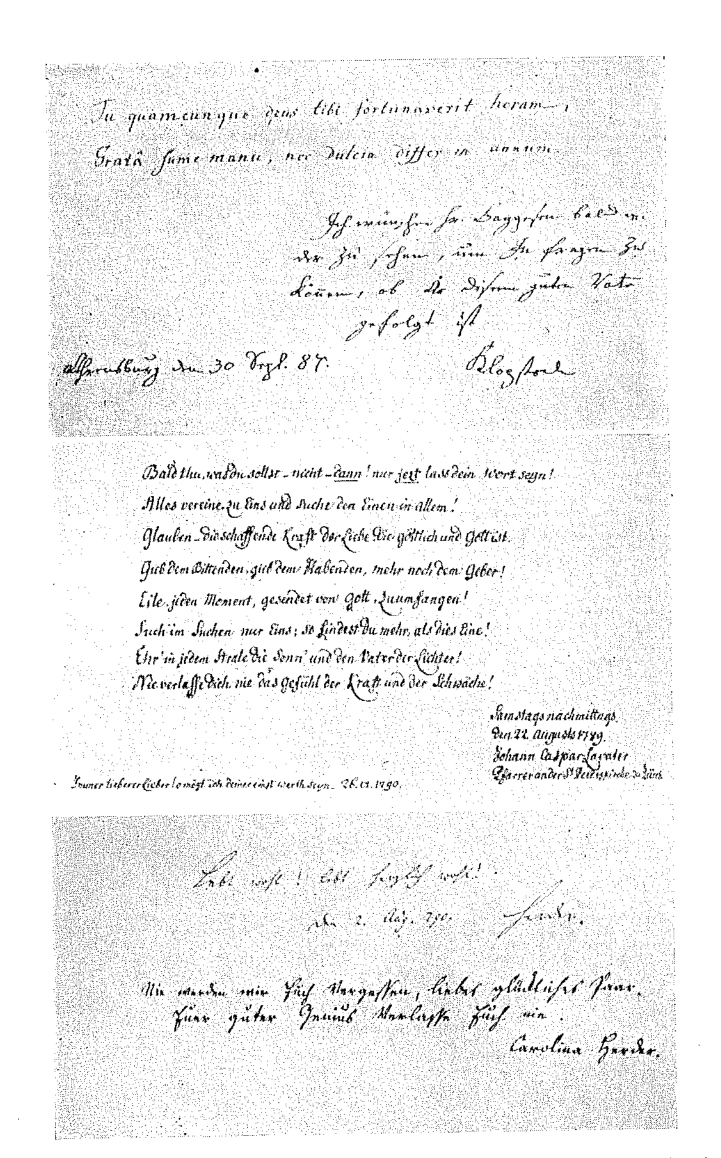
Nach und nach traten die Berge aus ihren Nebelgestalten hervor als starke, stolze, mit dunkeln Fichtenwäldern bewachsene Massen, Kornfelder schlängelten sich malerisch zwischen ihnen durch, und Goslar, die alte kaiserliche freie Reichsstadt, lag vor uns.

Dicht dabei steht das Rathhaus, finster und alterthümlich sind alle die mächtigen Kaiser vor demselben aufgestellt. Sie stehen im ersten Stock mit der Krone auf dem Haupt und dem Scepter in der Hand, alle sehr grell illuminirt, wie Nürnberger Bilder. Ich bemerkte einen alten Bergmann, der seiner kleinen Enkelin diese bunten Helden zeigte, nach denen sie sich nun alle Könige und Kaiser der Erde wie solche ernste steinerne Männer mit Schwert und Krone dachte; und das kleine Vernunftwesen sah es schon ein, daß es eben kein Blumenleben ist, ein König zu sein und so mit der schweren Krone Tag und Nacht vor dem Rathhaus zu stehen und über Gesetz und Recht zu wachen.

Der Brocken

Der Brocken war ganz in die große Gewitterwolke eingehüllt, die ihre Blitze zwischen die Fichten hinabschleuderte; dennoch beschloß ich, nachdem ich einige Stunden ausgeruht, den Berg zu besteigen.

Es war ungefähr halb drei Uhr, als eine Magd mich rief, um die Sonne aufgehen zu sehen; die Meisten waren schon draußen, in Mäntel und Ueberzieher eingehüllt. Mit Tüchern um den Kopf gebunden stand die wunderlich bunte Men-



Tu quamcunque deus tibi fortunaverit horam,
Grata sume manu, nec dulcia differ in annum.

Bald thu, was du sollst – nicht – dann! nur jezt laß dein Wort seyn!
Alles vereine zu Eins und suche den Einen in allem!
Glauben – die schaffende Kraft der Liebe die göttlich und Gott ist.
Gieb dem Bittenden, gieb dem Habenden, mehr noch dem Geber!
Eile, jeden Moment, gesendet von Gott, zu umfangen!
Such' im Suchen nur Eins; so findest du mehr, als dies Eine!
Ehr' in jedem Strale die Sonn' und den Vater der Lichter!
Nie verlasse dich, nie das Gefühl der Kraft und der Schwäche!

Samstags nachmittags
Den 22. Augusts 1789.
Johann Caspar Lavater
Pfarrer an der St. Peterskirche zu Zürich

den 2. Aug. 790.

Carolina Herder.

Eintragungen von Klopstock, Lavater und Herder in das Stammbuch von Jens Baggesen

Eintragungen von Schiller, Claudius und Fichte in das Stammbuch von Jens Baggesen

schengruppe aus höchst verschiedenen Ständen, aber Alle mit einem Gedanken da: „Jetzt geht die Sonne auf!"
Es war, als ob wir auf einer Insel ständen, denn die Wolken lagen tief unter uns, so weit wir sehen konnten, wie ein ungeheures, angeschwelltes Meer, das mit einem Mal außer aller Bewegung gesetzt war. Kein Morgenroth zeigte sich an dem blauen Himmel über uns; die Sonne ging auf ohne Strahlen, wie eine große blutige Kugel; erst als sie über dem Horizonte war, strömte das klare Licht über das Wolkenmeer aus . . .

Als die Sonne höher stieg, fingen die leichten Wolken immer mehr an wegzudampfen, der Aether sog sie gleichsam ein, während der Wind die schweren zwischen die Berge jagte, die jetzt wie Inseln aus dem großen Wolkenmeer hervorragten. Bald war Alles immer klarer und klarer, wir sahen Städte und Kirchthürme, Felder und Wiesen wie die niedlichsten Miniaturgemälde um uns herum. Einen so herrlichen Morgen hatte man in diesem Jahr noch nicht auf dem Brocken gehabt. Wir sahen deutlich Magdeburg mit seinen Thürmen, Halberstadt und Quedlinburg, die Thürme der großen Domkirche zu Erfurt, die Bergschlösser Gleichen und die Wilhelmshöhe bei Cassel, außer einer Menge kleiner Städte und Flecken.

Leipzig

Leipzig selbst machte einen angenehmen Eindruck auf mich, es ist eine große, freundliche Stadt mit geraden Straßen. Ueberall hängen Bücherschränke aus und hinter den großen Fensterscheiben Bilder und Lithographien. Auf den Straßen laufen die Burschen herum, mit langen Pfeifen im Munde und die Collegienhefte unter dem Arm. Einige von ihnen hatten ihre altdeutsche Tracht, die großen, weiten Hosen, den kurzen Rock und die langen, über den weißen Halskragen herabhängenden Locken . . .

Aus der alten Kirche ging ich aus der Stadt hinaus zu Gellert's Grab.

Ein flacher, einfacher Stein mit seinem Namen und Sterbejahr bezeichnete dasselbe. Daneben war ein Rosenstock gepflanzt und ein niedriges Gitter umgab das Ganze, auf welches die Vielen, die Gellert's Grab besuchten, ihre

Namen schrieben oder einschnitten; ich schrieb auch den meinigen darauf.
Rund umher waren viele bei weitem schönere Gräber, die gewiß viel vornehmere Leute in sich schlossen, als Gellert, aber keine fremde Hand hatte sich zur Erinnerung auf denselben eingezeichnet, und selbst die Grüfte mit den eisernen Gittern standen nur da wie eine Mauer, die dazu diente, das einfache Dichtergrab einzufriedigen. Hier war der Dichter der Vornehmste, durch ihn erhielt diese Stätte mit ihren Todten ihr Interesse.

Elbtal bei Meißen

Je näher wir Meißen kamen, ein um so mehr romantisches Aussehen bekam die Gegend. Hin und wieder sah man Felsen sich erheben, mit einem ganz andern Charakter, als die im Harz. In rothgelben Steinmassen, mit jungen Buchen bewachsen, hingen sie über unsern Häuptern; auf der andern Seite des Weges lagen die grünen Weinberge mit den rothen Weinbergshäuschen, und unten schlängelte sich die Elbe in malerischen Krümmungen. Schiffe wurden von Menschen und Pferden den Fluß hinauf gezogen, während andere mit schwellenden Segeln stromabwärts fuhren.
Meißen selbst hat enge Straßen und sah mir recht unheimlich aus; man muß es hier wie mit jedem schönen Gemälde machen, die Augen nicht allzu nahe daran halten.

Bei Dahl und Tieck in Dresden

Je weiter man sich von hier entfernt, desto höher werden die Berge, und bald sieht man wie durch einen Schleier das deutsche Florenz, Dresden, mit seinen Thürmen und Kuppeln vor sich liegen . . .
Dresden steht als Uebergangspunkt in der Mitte von Nord- und Süddeutschland da und hat auch einen gemischten Charakter von beiden . . .
Die Stadt hatte für mich etwas einladend Freundliches; ich fühlte mich darin gleich wie zu Hause. Mein erster Gang war zu unserem berühmten Landschaftsmaler Dahl. Ich hatte keinen Empfehlungsbrief, aber als Däne war ich herzlich willkommen. Sowohl mir wie seinen anderen Landsleuten, die mit mir zur selben Zeit da waren, brachte er

viele Opfer an Zeit und Mühe. Er war mit zwei Norwegern zu Tieck eingeladen; der große Dichter wollte an diesem Abend in einem Kreise von Freunden etwas vorlesen; da ich nun einen Empfehlungsbrief von Ingemann an ihn, ihm auch schon früher selbst einmal geschrieben hatte, so forderte Dahl mich auf, ihn zu begleiten.

Es war sieben Uhr Abends, als ich mich mit Dahl und den zwei jungen Norwegern zu Tieck begab; ich sollte jetzt den Dichter sehen und kennen lernen, mit dem ich mich im Geiste so oft und viel beschäftigt hatte. Ich dachte nicht an seinen gestiefelten Kater und Prinz Zerbino, nicht an seine wunderschöne Elfenwelt und die herrlichen Novellen, nein, Alles schmolz mir in dem Manne selbst zusammen, in Deutschlands Tieck, dem Meister einer ganzen Schule, der romantischen Poesie, dem Manne, der Goethe an Alter, Werth und Anerkennung bei seinen Landsleuten am Nächsten steht.
Das Zimmer, in das wir geführt wurden, war nicht groß. Hier saßen um den Theetisch herum die Familie und einige Fremde, meistens Ausländer. Ich hatte Ingemann's „Ole der Namenlose" von dem Dichter selbst mitbekommen und meine eigenen „Phantasien und Skizzen" ebenfalls bei mir. Dahl stellte die beiden Norweger und mich als seine Landsleute vor, und der Dichter begrüßte uns freundlich und hieß uns willkommen . . .
Welch ein Ausdruck lag in dieses Mannes Blicken! Nie habe ich ein offneres Gesicht gesehen. Seine Stimme klang so gutmüthig, und sah man ihm in die großen, klaren Augen, da fühlte man sich gewiß gedrungen, sich ihm anzuvertrauen. Es war nicht blos der Dichter, den ich liebte, auch der Mann ward mir jetzt theuer! . . .
Tieck liebt Holberg sehr, den er in einer alten Uebersetzung besitzt, aus der er zuweilen vorliest und zwar ganz vortrefflich. Ich hörte ihn diesen Abend den zweiten Theil von Shakespeare's Heinrich der Vierte vorlesen.
Daß Dresden, als Uebergangspunkt von dem nördlichen zum südlichen Deutschland, auch den Charakter jenes zeigen kann, davon bekam ich doch noch einen Begriff an dem letzten Vormittag, den ich dort zubrachte. Es war so kalt, daß mich fror. Der Regen fiel in Strömen und Alles bekam

ein finsteres, nordisches Aussehen; Träger liefen durch die Straßen mit Portechaisen, aus denen Damen durch die rothen Vorhänge herausschauten. Die Elbe sah aus wie Kaffee, gelb und dick. Beinahe kein Mensch ließ sich auf den Straßen sehen.

— Später am Tage ward es wieder sonnenklar und sonnenwarm; auf der Brühlschen Terrasse wogte wieder die dichte Menschenmasse und vom Regen aufgefrischt dufteten die schönen Gewächse. Hier oben brauste Musik, während Gondeln, Böte und Schiffe sich auf der Elbe kreuzten. Dahl hatte an diesem Abend eine kleine Gesellschaft von Norwegern und Dänen bei sich versammelt; er war ein munterer, liebenswürdiger Wirth; wir sprachen Alle Dänisch und träumten uns zurück an unser herrliches Meer. Wir trennten uns erst spät, am nächsten Tage zogen Einige nach Osten. Andere nach Westen. Zwei gingen nach Rom und Neapel, ich — triste dictu — nach Norden . . .

Dahl gab mir beim Abschied einige Zeichnungen zum Andenken, und eine Skizze in Oelfarbe, damit ich doch sagen könnte, daß ich etwas besäße, was er gemalt hätte; das ganze Stück war nicht größer, als daß ich es in der flachen Hand verbergen konnte. „Im nächsten Sommer sehe ich jedenfalls Dänemark und alle Freunde und Bekannte," sagte er und drückte mir die Hand zum Abschied. „Das ist auf Dänisch, und dieses", fügte er hinzu, in dem er mich auf die Wange küßte, „ist auf Deutsch! Wir werden uns gewiß noch öfter in dieser Welt wiedersehen."

In meiner jetzigen Stimmung konnte ich Tieck nicht Lebewohl sagen. Eine Stunde später ging ich zu ihm. Er empfing mich in seinem Arbeitszimmer und sah mir so recht herzlich mit seinen großen, klugen Augen ins Gesicht; ich nahm mich zusammen, als ich die eben erst gedämpfte Wehmuth doppelt stark zurückkehren fühlte. Er schien viel Güte für mich zu haben, lobte diejenigen von meinen Sachen, die er kannte, und schrieb mir, da ich kein Stammbuch bei mir führte, folgende Worte zum Andenken auf ein Blättchen Papier:

> „Gedenken Sie auch in der Ferne meiner; wandeln Sie wohlgemuth und heiter auf dem Wege der Poesie fort, den Sie so schön und muthig betreten haben.

> Verlieren Sie nicht den Muth, wenn nüchterne Kritik Sie ärgern will. Grüßen Sie den theuren Ingemann und alle Befreundeten und kehren Sie uns bald einmal frisch, gesund und reichbegabt von den Musen nach Deutschland zurück.

Dresden, 10. Juni 1831.

Ihr wahrer Freund,
Ludwig Tieck."

Bei Chamisso in Berlin

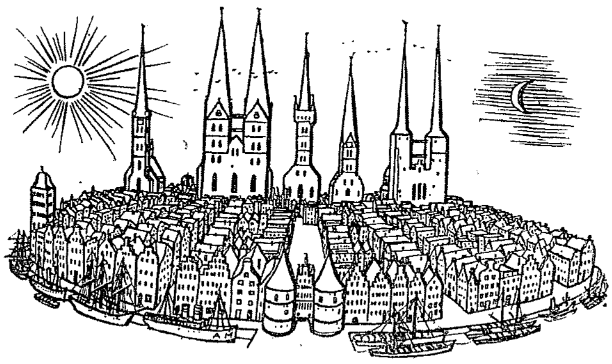
Ich war sehr begierig, den Verfasser der wundersamen Geschichte Peter Schlemihl's kennen zu lernen; ich trat ein und — Peter Schlemihl selbst stand leibhaft vor mir, wenigstens ganz dieselbe Figur, die man auf dem Kupferstich im Buche findet.

Ich bekam meinen Platz zwischen Chamisso und Simrock, einem jungen Dichter, der viel Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte durch ein poetisches Gedicht „Drei Tage und drei Farben", wegen dessen er aus seinem Amt entlassen war, der aber allgemeine Achtung genoß und wieder angestellt zu werden hoffte. Hier traf ich auch den Freund Hoffmann's, Hitzig, und machte die Bekanntschaft von Wilibald Alexis (Häring), der mit vieler Herzlichkeit von Dänemark sprach und von den frohen Stunden, die er bei Oehlenschläger zugebracht. Es ist ein ganz eigenes Gefühl, in einem fremden Lande sein Vaterland loben zu hören, da fühlt man erst recht, daß man Bein von seinen Beinen, Fleisch von seinem Fleisch ist, sodaß jedes Lob, jeder Tadel, der dasselbe trifft, auch uns mit zu treffen scheint, obgleich wir doch nur ein kleiner Theil davon sind; aber hier geht es wohl, wie immer, man legt das Vaterland in die eine Wagschale und sich selbst in die andere.

Mecklenburg

Endlich kamen wir an die Grenze von Mecklenburg. Das Land liegt wie eine lächelnde Rose in dieser Wüste! Hier sahen wir wieder ordentliche Bäume, Eichen und Buchen; das Getreide wogte auf den Feldern; ich träumte mich nach Seeland.

Ludwigslust mit seinem Schloß und seinem großen Garten lag vor uns. In der Gaststube stand ein Fenster offen, ein Sperling setzte sich drauf und zwitscherte lustig — ich weiß nicht recht wie — aber sowohl der Vogel, wie seine Stimme kamen mir bekannt vor, es war gewiß dieselbe kleine Person, die den letzten Morgen, als ich noch in Dänemark war, vor meinem Fenster zwitscherte, die ich aber damals auch nicht verstand.



Bei Lauenburg waren ungeheure Sandbänke und immer wieder Sandbänke! Es sah aus, als ob das Meer soeben abgelaufen wäre und diese hier zurückgelassen hätte. Bald war der Weg so breit, daß er selbst nicht recht wußte, wo er zu Ende ging, bald verlief er sich zwischen diesen weißen Bergen, wo der Wagen tief hinein sank und kaum von der Stelle kam. Man bedenke außerdem, daß es Mondschein war und wir auch nicht ein menschliches Wesen weder sahen noch hörten. Ich könnte dies malen, könnte Hamburg und Lübeck auf der Rückreise malen, nun da ich innerhalb der Wälle Kopenhagens wieder zur Ruhe gekommen bin, aber indem ich die Feder ergreife, sitzt wieder der kleine Vogel vor dem Fenster und zwitschert, ebenso wie vor meiner Abreise, und wie er in Ludwigslust zwitscherte. Ich glaube sogar, er sagt ganz dasselbe; das ist nun das dritte Mal. Es muß ein Recensent sein, denn er versetzt mich in üble Laune . . .

Von Deutschland erscholl die erste entschiedene Anerkennung oder vielleicht Ueberschätzung meiner Arbeit. Ich beugte mich dankbar froh, gleich einem Kranken nach Sonnenschein, denn mein Herz ist dankbar.

Weimar

Eine sonderbare Lust trieb mich, diese Stadt zu sehen, wo Goethe, Schiller, Wieland und Herder gelebt hatten, von der so viel Licht über die Welt ausgeströmt war. Ich kam nach dem kleinen Lande, welches durch Luther, durch das Sängerfest auf der Wartburg, durch viele edle und große Erinnerungen geheiligt ist. Am 24. Juni, dem Geburtstage des Erbgroßherzogs, kam ich fremd in der freundlichen Stadt an. Alles deutete auf das statthabende Fest, und im Theater, wo eine neue Oper gegeben ward, wurde der junge Fürst mit großem Jubel empfangen. Da dachte ich nicht daran, wie fest das Herrlichste und Beste von dem, welches ich hier vor mir erblickte, mir an das Herz wachsen würde, wie viele künftige Freunde hier um mich her saßen, wie lieb mir diese Stadt werden würde — in Deutschland meine zweite Heimat. Ich war an Goethe's würdigen Freund, den vortrefflichen Kanzler von Müller empfohlen, und fand bei ihm die herzlichste Aufnahme . . .

Der regierende Großherzog und die Frau Großherzogin empfingen mich mit einer Gnade, einer Herzlichkeit, die einen tiefen Eindruck auf mich hervorbrachten; nachdem ich vorgestellt worden war, wurde ich zur Tafel befohlen und bald darauf vom Erbgroßherzoge zu ihm und seiner Gemahlin nach dem Jagdschlosse Ettersburg beschieden, welches hoch, dicht bei einem ausgedehnten Walde, liegt. Den Stern auf der Brust muß das Herz, welches unter demselben schlägt, vergessen können, wenn man sich längere Zeit frei und glücklich an einem Hofe fühlen soll, und ein solches Herz, sicher eines der edelsten und besten, welches schlägt, besitzt Karl Alexander von Sachsen-Weimar. Länger als ein Jahr und Tag wurde mir das Glück verliehen, diesen Glauben zu begründen. Kanzler von Müller führte mich zu dem fürstlichen Begräbniß, wo Karl August mit seiner herrlichen Gemahlin ruht . . .

Dicht neben dem Fürstenpaare, welches das Große verstand und schätzte, ruhen diese ihre unsterblichen Freunde; verwelkte Lorbeerkränze lagen auf den einfachen braunen Särgen, deren ganze Pracht in den unsterblichen Namen Goethe und Schiller besteht. Im Leben gingen der Fürst und der Dichter miteinander, im Tode schlummern sie unter

demselben Gewölbe. Ein solcher Ort wird nicht aus den Gedanken verlöscht, an einer solchen Stelle hält man sein stilles Gebet, welches nur Gott allein vernimmt.

Robert und Clara Schumann

Von Weimar kam ich nach Leipzig, wo meiner ein echt poetischer Abend bei Robert Schumann harrte. Der geniale Componist hatte mich ein Jahr zuvor mit der Ehre überrascht, mir seine Musik zu vier von meinen Liedern zu widmen; diese sang Frau Dr. Frege, deren seelenvoller Gesang so viele Tausende erfreut und hingerissen hat, Clara Schumann begleitete, und nur der Componist und der Dichter waren die Zuhörer; eine kleine festliche Mahlzeit und gegenseitiger Austausch der Ideen verkürzten den Abend nur allzusehr. Ich fand ferner die alte herzliche Aufnahme im Brockhaus'schen Hause, an die ich mich von früheren Besuchen her fast schon gewöhnt hatte. Der Kreis von Freunden wächst mir in den deutschen Städten, aber das erste Herz ist doch das, welches man am liebsten wieder aufsucht.

Neue Bekanntschaften

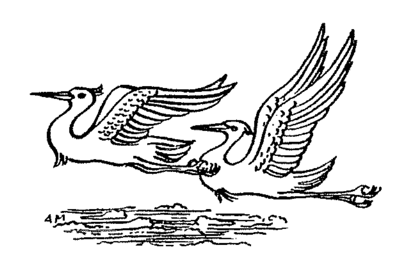
Es thut so wohl in der Fremde, wenn man ein Haus findet, wo die Augen gleich Festlampen leuchten, sobald man eintritt, ein Haus, wo man in ein stilles häuslich glückliches Leben hineinblicken kann — ein solches Haus fand ich beim Professor Weiß. — Doch wie viele neue Bekanntschaften, welche angeknüpft, und ältere, die erneuert wurden, müßte ich nicht namhaft machen! Ich traf Cornelius aus Rom, Schelling aus München, meinen Quasi-Landsmann, den Norweger Steffens, und endlich Tieck wieder, welchen ich seit meinem ersten Ausflug nach Deutschland nicht wieder gesehen hatte. Er war sehr verändert, doch die klugen sanften Augen waren dieselben, der Händedruck war derselbe, ich fühlte, daß er mich lieb hatte und mir wohlwollte.

Der geniale Speckter überraschte mich mit seinen kecken herrlichen Zeichnungen zu den Märchen: er hatte eine ganze Sammlung gemacht, wovon mir bis jetzt nur sechs

bekannt waren. Dieselbe kecke Naturfrische, welche sich in jeder seiner Arbeiten offenbart und sie zu einem kleinen Kunstwerk macht, spricht sich in seiner ganzen Persönlichkeit aus.

Als ich das vorige Mal in Berlin war, wurde ich, als Verfasser des „Improvisators", in die italienische Gesellschaft eingeladen, in welche nur solche, welche in Italien gewesen sind, eintreten können. Hier sah ich Rauch zum ersten Mal, der mit seinem weißen Haar und seiner kräftigen, männlichen Gestalt Thorwaldsen nicht unähnlich ist; Niemand stellte mich ihm vor und ich wagte es nicht, mich ihm selbst zu präsentieren, ich ging deshalb, wie die andern Fremden, allein in seiner Werkstatt umher.

Eines Abends las ich bei der Gräfin Bismarck-Bohlen eines meiner Märchen vor; in dem kleinen Kreise lauschte besonders Einer mit sichtbarer Theilnahme und sprach sich verständig und eigenthümlich darüber aus, es war Jakob's Bruder, Wilhelm Grimm. „Ich hätte Sie doch wohl gekannt, wenn Sie zu mir gekommen wären, als Sie das letzte Mal hier waren," sagte er. — Ich sah diese beiden begabten liebenswürdigen Brüder fast täglich; die Kreise, in welche ich eingeladen wurde, schienen auch die ihrigen zu sein, und es war meine Lust und Freude, daß sie meinen Märchen zuhörten, daß sie mir mit Theilnahme folgten, sie, deren Namen ewig ertönen werden, so lange man deutsche Volksmärchen liest.



HEBBEL IN KOPENHAGEN

Brief- und Tagebuchblätter

20. Oktober 1842. Ich mache mich also zur Abreise bereit. Über die Zwecke und Absichten, die mir vorschweben, mag ich mir gar keine Rechenschaft geben. Eine Professur? . . . Ein Reisestipendium? Das Glück müßte sehr viel für mich tun, wenn ich ein solches davontragen sollte . . .
21. Oktober 1842. Heute abend ist Max getauft. Mit verdrehten Augen hielt der Pfaffe eine miserable Rede; wäre ich nicht als Vater zu ernsten Gefühlen angeregt gewesen, ich hätte gewiß über diese Blumenlese aus dem poetischen Garten von Anno 1770 gelacht. Gottlob, daß die Sache hinter mir liegt!

Audienz beim dänischen König.

13. Dezember 1842. Ein ungeheuer großes Zimmer war von Menschen aus allen Ständen gedrängt voll. Rote Soldaten, Generale und Gemeine; blasse Theologen; feiste Beamte; kummervolle Bürger; Etatsräte, die unter der Last ihrer Orden erlagen; Bettler, die ihre Lumpen kaum zusammenhalten konnten; genug, ein tolles verworrenes Gemisch. Ich ging, solange noch Platz dazu vorhanden war, im Hintergrund auf und nieder; mir war, als ob ich in der Komödie sei und selbst eine kleine Rolle übernommen habe. Der Hofmarschall Levetzau erschien, ich machte ihm meine Verbeugung, er ersuchte mich, ihm zu folgen und steuerte durch die Menge, die ihm ehrfurchtvoll auswich; ich, wie die Jolle dem stolzen Jachtschiff hinterdrein. An der Tür, die ins Allerheiligste führte, stellte er mich dem Adjutanten du jour vor, der meinen Namen anschrieb; eine Unterhaltung mit mir erlaubte die kammerherrliche Vornehmigkeit nicht, doch erhielt ich hin und wieder einen gnädigen Blick. Ich besah mir mit Muße seine Uniform, besonders gefiel mir der goldene Schlüssel auf dem Rockschoß, dies höchste Ziel menschlicher Bestrebungen. Einmal flüsterten Seine Exzellenz mir zu: es ist jeder zu bedauern der hier warten muß, es ist aber derjenige noch mehr zu bedauern, der sie alle sprechen soll! Über diesen mir vor der ganzen großen Versammlung gegebenen Huldbeweis hätte ich außer mir selbst geraten und in stummem Entzücken zerfließen sollen; da ich aber unverschämt genug war, die Äußerung als eine Aufforderung zur Konversation zu betrachten und etwas darauf zu erwidern, so zogen Seine Exzellenz sich wieder von mir zurück . . .

Ein unscheinbares kleines Zimmer, der König steht in der Mitte desselben; er trägt Uniform und Degen und ist dick, sein Gesicht, en face gesehen, ist etwas verschwommen, en profil betrachtet, zeigt es imponierende Züge. Ich bleibe an der Tür stehen und verbeuge mich, er tritt auf mich zu und fragt: „Ihr Name?" Ich nenne ihn und trete weiter vor. Er: „Sie haben mir Ihre Werke gesandt." Ich: Ich war so frei, Eurer Majestät meine Dichtungen vorlegen zu lassen. Er: „Es ist mir sehr angenehm gewesen, dieselben kennen zu lernen." Er schweigt und sieht mich erwartungsvoll an. Ich: Ich bin allerdings nicht ohne Pläne und Wünsche nach Kopenhagen gekommen. Er: „Und diese bestehen in —?" Ich: Nur unter einer Bedingung kann ich sie aussprechen, nur dann, wenn die dichterischen Arbeiten, die ich Eurer Majestät vorlegen ließ, auf Eure Majestät einen anderen, als den ganz gewöhnlichen Eindruck gemacht haben, denn wäre dies nicht der Fall, so würde ich den Hunderten und aber Hunderten, die sich zum Thron drängen, nur noch eine Null hinzufügen, und das möcht ich nicht; denn dazu bin ich, wenn nicht zu stolz, so doch zu klug. Ohne Zweifel haben Eure Majestät noch nicht Muße gefunden, meine Sachen anzusehen. Er: „Wenn ich sie noch nicht ganz gelesen habe, so kann ich es ja noch tun." Diese Antwort nahm ich wahr, um zu prüfen, ob meine Schriften oder meine Persönlichkeit ein wirkliches Interesse bei ihm erregt hätten; er hat sich, wie Wienbarg mir sagte, von Gardthausen vorlesen lassen, ich erwiderte daher: Mein nächster Wunsch ist, Eurer Majestät meine Judith vorlesen zu dürfen. Er: „Ich kann sie ja auch allein lesen." Ich — wußte genug und verbeugte mich. Er: „Worin bestehen denn Ihre Wünsche?" Ich: Eure Majestät haben für Kunst und Wissenschaft manches getan, die dänische Regierung hat sich dadurch überhaupt immer ausgezeichnet, und einige Ihrer Vorfahren haben sich namentlich in der deutschen Literatur ein höchst ruhmwürdiges Andenken gestiftet. — Dies waren allgemeine Reden, es

sollten keine anderen sein, ich wollte ausweichen. Er: „Ja, aber nennen Sie mir die Richtung Ihrer Pläne und Wünsche!" Ich: Als ich aus Deutschland abreiste, hörte ich, daß in Kiel der Lehrstuhl der Ästhetik und deutschen Literatur wieder besetzt werden solle; dieser Professur fühle ich mich gewachsen. Er: „Das ist noch sehr ungewiß." Ich: So hörte ich bereits, auch vernahm ich, daß Eure Majestät für den Fall der Wiederbesetzung schon bestimmte Absichten hätten; da will es sich denn geziemen, daß ich zurücktrete. Dagegen möchte ich bei Eurer Majestät die Erlaubnis nachsuchen, in Kiel als Privatdozent lesen zu dürfen. Er: „Bedarf es dazu meiner Erlaubnis?" Ich: In meinem Fall allerdings. Ich habe erstlich nur im Ausland studiert und in Anlaß ganz besonderer Verhältnisse die Landesuniversität allganz nicht besucht. Er: „Ist das denn gesetzlich vorgeschrieben?" Ich: Ja. Er: „Das wird aber nicht viel bedeuten." Ich: Wenn Eure Majestät es sagen, so bedeutet es gar nichts mehr. Aber noch eins. Ich bin in Kiel nicht examiniert. Er: „So können Sie sich ja nur examinieren lassen." Ich: Das ist, wenn man die Universität vier Jahre hinter sich hat, immer eine schwierige Sache und bei meinem exklusiven Studien- und Lebensgange so gut wie unmöglich. Er: „Wenn die Gesetze es aber verlangen —" Ich: Eure Majestät wissen ohne Zweifel, wie es in den Examen hergeht. Man mag mich mit Schimpf und Schanden vom akademischen Lehrstuhl wieder verjagen, wenn ich nicht in einer Frist von ein bis zwei Jahren durch ein wissenschaftliches Werk vor dem öffentlichen foro meine Kompetenz, die Ästhetik vorzutragen, und meine Befähigung, sie zu erweitern, darlege. Ich habe der Wissenschaft einige neue Begriffe zu vindizieren, und es sei mir erlaubt, dies zu sagen; ich bin aber nicht imstande, ein mikrologisches Examen zu bestehen und werde mich dem nicht aussetzen. Er: „Warum sollte die Universität Ihnen ein solches nicht erlassen? Ich begreife, daß Ihnen ein Studentenexamen zuwider sein muß. Disputieren Sie! Ein Disputaz — —" Ich (ihn unterbrechend): Kostet viel Geld, und ich bin nicht der Mann, der viel Geld hat. Er: „Wenden Sie sich an die Herren von der Kanzlei. Reichen Sie ein Gesuch ein! (nun ohne Übergang) Ihre Judith kann aber nicht gespielt werden. Ich habe mit dem Theaterdirektor

darüber gesprochen. Es geht nicht an. (Dies war sein Ausdruck; verhört habe ich nicht, wie der König aber dazu gekommen sein sollte, mit dem Theaterdirektor über die Aufführbarkeit meines Stücks zu sprechen, ist und bleibt mir unbegreiflich.) Ich: Ich bitte Eure Majestät um Vergebung, aber dieser Ausspruch ist längst durch die Tat widerlegt worden; die Judith ist in Berlin und Hamburg gespielt. Er: „Es stehen aber doch greuliche Sachen darin." Ich: Eure Majestät meinen, es stehen starke, ungewöhnliche Dinge darin, solche, die man im konventionellen Sinn indezente nennt. Er: „Ja, ja!" Ich: Die sind bei der Aufführung weggeblieben. Er: „Sehen Sie? Die sind weggeblieben, das konnte ich als Leser aber nicht wissen." Ich: Freilich nicht. Er: „Es ist überhaupt wohl Zweierlei, ein Stück zum Lesen und ein Stück zum Spielen zu schreiben!" Ich: Eigentlich nicht, aber so wie die Zeiten sind, allerdings. — Eine Pause entstand, und um der bekannten Handbewegung zuvorzukommen, verbeugte ich mich und ging.

Oehlenschlägers Empfehlung.

22. Januar 1843: Heute morgen schickte mir Oehlenschläger durch seinen Bedienten die Empfehlung. Sie ist dänisch abgefaßt und lautet übersetzt ungefähr folgendermaßen: „Allergnädigster König! — Der deutsche Dichter Doktor Hebbel, welcher sich diesen Winter hier aufhält und Eure Majestät um ein Reisestipendium ersucht, hat mich gebeten, dieses Gesuch mit einer alleruntertänigsten Empfehlung zu begleiten, welche ich ihm mit Freuden und von ganzem Herzen gebe. Herr Hebbel ist gewiß ein Dichter mit seltenen Talenten, mit echtem Genie. Dieses Zeugnis haben ihm auch bereits viele Kunstrichter gegeben, sowohl für seine Tragödien Judith und Genoveva, wie für seine lyrischen Gedichte. Sollte er in den angeführten Dramen noch allzu stark zu dem Gewaltsamen hingerissen sein, so zeigen doch diese Werke zugleich den gesunden, kräftigen Keim zur reifen Schönheit und Meisterschaft in künftigen Arbeiten. Es würde daher jammerschade sein, wenn dies schöne Talent nicht gedeihen und bei seinem Fürsten Hilfe und Unterstützung finden sollte. Glücklicherweise ist Hebbel ein Untertan Christians des Achten, und

wird daher Beistand und Pflege gewiß so wenig entbehren, wie seine dänischen Brüder im Apollo diesseits der Ostsee. Es war schon lange der Ruhm dänischer Könige, daß sie deutsche Dichter unterstützten, welche das große Germanien Not leiden ließ; Klopstock in dem reichen Hamburg, Claudius in Wandsbeck, dankten dänischen Königen ein sorgenfreies Leben; der große Schiller in Weimar dänischen Adligen die nötige Hilfe und Trost in seiner Krankheit. Aber Hebbel ist als Dithmarscher ein unter dem Szepter Eurer Majestät geborner Untertan und hofft daher mit dem freudigen Mut eines Sohnes, daß sein Landesvater, der königliche Freund der Poesie, zum Wohl seiner und zum Gedeihen seiner Kunst etwas tun wird. — Alleruntertänigst Adam Oehlenschläger."

An Elise Lensing. 1. Februar 1843. Die Kopenhagnerinnen nehmen sich sehr gut aus, und besonders hat das dänische Nationalgesicht, das heißt das weibliche, für mich etwas Wunderbares, das nicht zu meiner Seele, aber gewaltig zu meiner Phantasie spricht. Ich darf Dich hiervon unterhalten, denn Du weißt, daß der Dichter redet, nicht der Mensch. Die scharf gezackten stolzen Züge erinnern mich an Korallen, wie sie tief unten im Meeresgrunde wachsen; der blasse klare Teint scheint, wie ein Grenzdamm, die rote Lebensblume nach innen gedrängt zu haben, um sie frisch und unvergänglich zu erhalten, aber auf den roten Lippen knospet sie in ihrer Fülle doch hervor, wie wohl eine einzelne naive Kirsche die unter dem Blätterschmuck des Baums verborgenen still gereiften Schwestern an den lüsternen Knaben verrät; das Auge dagegen, nicht blau und nicht grau, hat einen seltsamen trockenen Glanz, es scheint darauf zu deuten, daß das Zauberwesen, dem es angehört, sich zuweilen in die Flut niedertauchen muß, wenn die Luft, die scharfe, schneidende, es nicht auszehren soll. Man sieht solche echt-dänische Gesichter, die mich in frühster Jugend schon aus einer alten Chronik angeschaut haben, hier übrigens sehr selten, die meisten Weiber sind hübsch auf deutsche Weise, wenn ich aber eins erblicke, so fühle ich mich wirklich in eine phantastische, nächtliche Welt entrückt und der versiegelte Brunnen der Poesie sucht den Bann zu sprengen . . .

4. April 1843.

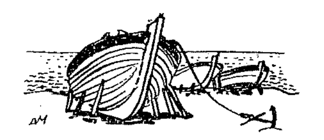
Viktoria! Meine allerteuerste Elise!

Wenig, aber herzlich! Das war die Devise der Tasse, aus der ich den ersten Kaffee bei Dir trank.
Wenig, aber mehr, wie je! Das sei die Devise dieses Briefs. Gott hat mir in seiner Gnade heute ein Pfand für die Zukunft gegeben, das dreißigste Jahr, der neue Lebensabschnitt, beginnt unter den herrlichsten Auspizien. Der Rheumatismus war wirklich, wie ich Dir schrieb, der Wermut, nun haben wir auch den Honig.
Heute nachmittag um 5 Uhr brachte mir der alte herrliche Oehlenschläger einen Brief von Collin an ihn, des Inhalts: „Seine Majestät, der König, haben Hebbel allergnädigst ein Reisestipendium von 600 Reichstalern jährlich auf zwei Jahre bewilligt!"
Oehlenschläger las mir das Billett mit Tränen in den Augen vor, seine Freude ist so groß wie die meinige.
Ich habe Gott aus tiefster Seele gedankt und zugleich beschämt die Hände vors Gesicht gehalten.
Der einzige Schmerz, der sich in diese Freude mischt, ist, daß ich Dir die Nachricht nicht über die Nordsee zurufen kann. Was möglich ist, soll wenigstens geschehen, dieser Brief geht gleich morgen zur Post . . .

Tagebuch vom 4. April 1843. Heute ist ein großer, wichtiger Wendepunkt meines Lebens, denn ich weiß jetzt mit Bestimmtheit, wenn auch noch nicht offiziell, daß der König mir auf zwei Jahre ein Reisestipendium von 600 Reichstalern jährlich ausgesetzt hat, und — sollte mans begreifen? — ich wäre fast zu Bett gegangen, ohne diesen großen, entscheidenden Tag auch nur mit einer Silbe in meinem Tagebuch anzuzeichnen. Nun, ewiger Vater über den Wolken, der du den ohnmächtigen Hader des blöden Kranken nicht angesehen, sondern mir in Gnaden die Brücke der Zukunft gebaut und mir ein schönes Pfand des Gelingens gegeben hast, ich fühle die Größe deiner Gnade und die Schwere der Pflichten, die sie mir auflegt, und ich werde redlich ringen und streben . . .

Tagebuch vom Mai 1843. Den 27. April, abends 6 Uhr, reiste ich mit dem Dampfschiff Christian VIII. von Kopen-

hagen ab. Die Sonne vergoldete die Stadt, die mir ewig teuer sein wird. Wir hatten die herrlichste Reise von der Welt. Das Schiff schwamm dahin, wie auf einem Spiegel, auch keine Spur von Seekrankheit. Am nächsten Morgen um halb 11 Uhr schon in Kiel, wo mich die wärmste Luft begrüßte, die ich wie Medizin einatmete; blühende Bäume. Abends nach 9 Uhr in Hamburg; Elise auf der Post.



BLITZLICHTER AUS DEN BRIEFEN DES WERDENDEN BJÖRNSTJERNE BJÖRNSON

Von hier möchte ich bald fort. Deutschland eignet sich augenblicklich weder für meine Stimmung noch für meine Ziele. Meine Gedanken wandern krank wieder heimwärts, und das schwächt meinen Wandermut. Nur erst fort sein, das ist jetzt für mich die einzige Hilfe.

An Karoline Björnson.

Wenn ich auf der Rückreise mal wieder durch Deutschland komme, werde ich mich hier aufhalten, um mir genauer anzusehen, was mich jetzt so schmerzt, weil es mir bloß als eine Karikatur meines eigenen Ichs erscheint. Dann will ich des Leides gedenken, mit dem ich das erstemal die Dinge sah, doch überwunden wird das Leid mir gegenüber treten — fahre ich dann ja doch allen meinen Lieben entgegen, und Dich, Dich habe ich bei mir . . .
Daß Du findest, Wilhelm Meister sei das großartigste Buch, das Du je gelesen hast, wundert mich. Es interessiert in

Entwurf des Schreibens von Oehlenschläger an den dänischen König, worin er für Friedrich Hebbel eintritt (Text s. S. 77)
Aus dem Hebbelmuseum der Stadt Kiel



Titelblatt von W. C. Grimms
Übersetzung der Kæmpeviser

hohem Grade, aber es ist ein Buch, das viel verborgenes Gift enthält und auch nicht so gut komponiert ist, wie es den Eindruck macht. Nein, lies lieber den „Egmont". Lies den „Faust". — Ich beschäftige mich unverdrossen mit Goethes Lebensgeschichte; sie ist, als wandere man durch das Leben selbst mit all seiner breiten Langeweile und all seiner dickflüssigen Belehrung . . .
In dieser Zeit habe ich viel Goethe gelesen. Ich habe mir jetzt vorgenommen, einmal alles von ihm zu lesen. Die natürliche Tochter habe ich bisher nicht gekannt. Mir gefällt sie besser, als sie offenbar andern gefallen hat. Ein großes Leben, das die Nachdenklichkeit reizt, ist in dem kleinen Buche aufgerollt. Werthers Leiden habe ich nun endlich gelesen, auch Goethes Leben, die italienische Reise eingeschlossen (die ich freilich etwas willkürlich behandelt habe); augenblicklich habe ich seine Gedichte vor, Iphigenie habe ich gelesen, finde sie aber nur als Probestück interessant; seine eigenen Gedanken über sie verstehe ich, ihm selbst war sie wichtig, wir andern aber können ganz gut ohne sie auskommen . . .
Dann habe ich Schiller gelesen. Seinen Wallenstein, alle drei Teile. Herrgott, wie großartig! Hergott wie großartig! Und doch gehe ich von diesem Werk wie von einer Walstatt, wo der Rauch, alles verhüllend, zum Himmel steigt. Ich glaube auch nicht, daß sein Wallenstein richtig ist; ich glaube, der Wallenstein der Geschichte verfror innerlich und starb daran. Sein Herz wurde immer eisiger gegen Pflicht, Liebe, Familie, Erinnerungen, bis die Atmosphäre um ihn so kalt wurde, daß der Stahl warm war, als er ihm in die Brust gestoßen wurde. Das war eine Erlösung. Aber Schillers Wallenstein hat Gemüt . . .
Goethe ist großäugig und handfertig, er legt die Sache hin, sozusagen versuchsweise. Aber die eigentliche Dichtung im Verhältnis zu seinen Talenten, die ist doch nicht gekommen. Deshalb kann man zwei oder drei Stücke von Schiller lesen und sagen: jetzt habe ich ihn gelesen, oder jetzt habe ich ein paar Stunden Umgang mit dem Großen gepflogen, jetzt will ich mich ausruhen. Goethe aber muß man nachgehen, um zu schauen, was er den Tag vor hat; denn er lebt nur für sich selbst, in andauerndem Forschen, und Heiberg ebenso. Man kann nicht eher sagen, man hat

Umgang mit ihnen, als bis man ganz fertig mit ihnen ist. Es ist ein Segen, daß erhabene Dichter wie Schiller oder Oehlenschläger viele Stücke geschrieben haben; denn desto reichere Gelegenheit haben Mit- und Nachwelt, ein paar Stunden in erhabener Natur zu leben. Aber ihr früher Tod oder ihre Erschöpfung tun der Kulturgeschichte keinen Schaden, keinen Abbruch; denn sie gaben so völlig ihre Persönlichkeit in jedem einzelnen Werke; wir sind ein für allemal auf ihr Niveau emporgehoben. Aber Männer wie die anderen würden gewaltige Sehnsucht hinterlassen, wenn sie früh stürben; darum läßt Gott sie auch leben, leben in voller Kraft des Geistes. Haben wir aber diese Richtschnur, so müssen wir sie auch abwandeln und alles lesen. — —
Wenn ich Schiller lese, so fühle ich, daß seine stärkste Seite gerade das Talent ist, solche Verhältnisse darzustellen: das Erdreich, auf dem das Ganze wächst und wurzelt. Nicht auf einzelnen Wendungen, auf der einzelnen Persönlichkeit beruht die Sache, sondern auf dem gewaltigen Ausmaß der Lebensanschauung, die die Gesellschaft umfaßt, indem sie das Individuum umfaßt. Die große in ihren sozialen Grundfesten erschütterte Zeit, die ihn gebar, gab ihm ein Rückgrat des Denkens, das auch ich mit allen meinen Kräften mir erringen möchte, — leider oft aussichtslos. Habe ich aber erst einmal den Blick dafür geschärft, oder richtiger: meine ganze geistige Fassungsgabe darauf konzentriert, dann werde ich mit Gottes Hilfe es einmal in meiner Dichtung soweit bringen, daß der Einzelne das Sprachrohr Zehntausender wird . . .
In Weimar, der Stadt Goethes und Schillers, war es herrlich. Ich war bei zwei bedeutenden Männern — in ihrer Art sind es die bedeutendsten, die ich auf meiner Reise kennen gelernt habe: nämlich die Maler Genelli und Preller. Der letzte ist schon in Norwegen gewesen. Wie aufrecht, wie wacker, wie hochherzig, fröhlich und sicher saßen diese beiden Leute da. —
Nürnberg und Augsburg — was für gewaltige mittelalterliche Erinnerungen! Ich will einmal hin und studieren und mich beim Harfenspiel der Minnesänger in die Wunder ihrer Zeit versenken . . .
Mit Berlin werde ich allmählich vertraut. Die Stadt hat mich enttäuscht, obwohl ich nicht mit großen Erwartungen

hergekommen bin. Die moralische Atmosphäre, in der die Kunst lebt, ist so verdichtet, daß die feine Pflanze beinah eingeht . . .

Aber trotz alledem, trotz der großen Kunstsammlungen des Louvre und Luxembourg, langweile ich mich in Paris, — das Wort trifft den Nagel auf den Kopf. Dieses Kulturleben hat nicht die Natürlichkeit und Kraft der Italiener, ihre Kunst ist künstlich, wenn auch vollendet im Technischen, — sie hat nicht die deutsche Tiefe, auch nicht den großen Zug der Italiener in der Ausführung.

HENRIK IBSENS WEG ZU DEUTSCHLAND

Es ist ganz richtig, daß ich einen heftigen Unwillen — nicht, wie Sie sagen, gegen die Deutschen — wohl aber gegen das Deutschtum und gegen die Deutscherei hege. (22. März 1866).
Hier (München) haben wir die ganze Zeit unter einem herrlichen italienischen Himmel gelebt, die echten Kunstschätze Münchens alle und den Preußenhaß der Bevölkerung genossen, von dem man sich bei uns keine Vorstellung machen kann. Wir reisen von hier wahrscheinlich direkt nach Dresden am 1. oder 2. Oktober. (22. September 1868).
Das Theater (Dresden) besuche ich fleißig; es ist eins von den besten Theatern Deutschlands, steht aber, was Geschmack und Kunst anlangt, tief, tief unter dem Kopenhagener. Doch so ist es überall in Deutschland. (31. Oktober 1868).
In letzter Zeit war ich in eine deutsche Polemik verwickelt. Die Zeitschrift „Im neuen Reich", die in Leipzig unter der Redaktion von Alfred Dove und Gustav Freytag erscheint, hat mich wegen einiger in meinen Gedichten vorkommenden Äußerungen über die Deutschen attackiert. Der Krieg hat sich von da in die „Constitutionelle Zeitung" und ein paar andere, weniger bedeutende Blätter hinübergespielt. Ich habe natürlich erwidern müssen und habe mich so weit gewehrt, daß ich hoffen darf, meine Stellung hier bleibt wenigstens für eine Weile haltbar. (27. Dezember 1871).

Kommen Sie hierher! Das Ausland ist es, wo wir Nordländer unsere Feldschlachten gewinnen müssen. Ein Sieg

in Deutschland, und Sie werden daheim die Oberhand haben. (23. Juli 1872).
Unser gemeinschaftlicher Freund Adolf Strodtmann hat mir mein Gedicht „Des Nordens Signale" übel genommen. Ich habe ihm einen Brief geschrieben, weil er im Vorwort zu seinem Buch mein Gedicht ein Hohngedicht auf Deutschland genannt hatte. Aber da er in seiner Antwort die Äußerung einfließen ließ, er hätte nicht geglaubt, daß ich wünschte, man sollte in Deutschland nicht wissen, was ich in dänischen Blättern schreibe, so habe ich mich in dieser Sache nicht weiter mit ihm eingelassen. Ich habe natürlich nichts dagegen, daß man in Deutschland erfährt, was ich in Dänemark schreibe; wogegen ich aber protestieren muß, das sind falsche Auslegungen dessen, was ich schreibe. Das Gedicht ist allerdings ein Hohngedicht, aber nicht auf Deutschland. Es giebt daheim in unseren eigenen Ländern viel zu viel, an dessen Verhöhnung mir etwas gelegen ist, als daß ich mir die Mühe nehmen sollte, die Deutschen zu verhöhnen. (30. April 1873).
Man hatte es sehr eilig, zu berichten, daß die „Kronprätendenten" bei einer Probevorstellung in Meiningen dem dortigen Publikum nicht behagt haben sollten, aber man hat sich wahrscheinlich nicht damit überstürzt, mitzuteilen, daß das Stück dann in Berlin neun Abende hintereinander unter stürmischem Beifall und zahlreichen Hervorrufen des Autors und der Schauspieler gegeben wurde, und das, obwohl viele Journalisten aus naheliegenden Gründen mich gar nicht mit freundlichen Augen angesehen haben. Nach diesem Sieg habe ich vom Herzog von Meiningen die Einladung erhalten, auf seinem Lustschloß Liebenstein sein Gast zu sein. Ich verbrachte eine herrliche Zeit dort und wurde bei meiner Abreise mit dem Sächsisch-Ernestinischen Hausorden dekoriert. Im Winter soll ich den Herzog wieder in Meiningen besuchen. Im Oktober sollen die „Helden" am Burgtheater in Wien aufgeführt werden: auch dorthin habe ich eine offizielle Einladung erhalten, ebenso nach Schwerin, wo die „Kronprätendenten" im November gespielt werden sollen. Am Hoftheater in Dresden werden die „Helden" in einigen Wochen gegeben; dasselbe Stück wird gegenwärtig auch am Stadttheater in Leipzig einstudiert und wird jetzt wieder mit großem Beifall

in München gespielt. Von jedem Theater erhalte ich zehn Prozent der Bruttoeinnahme aus sämtlichen Vorstellungen für Lebenszeit, und ebenso meine Erben fünfzehn Jahre lang. (15. September 1876).
Was uns selbst betrifft, so geht es uns sehr gut. Möglicherweise werden wir den ganzen Sommer hier unten irgendwo in den Bergen verbringen. Jedenfalls aber sind wir Anfang Oktober wieder in München, wenn kein unvorhergesehenes Hindernis eintreten sollte.
Ich habe allerdings öfter daran gedacht, Sigurd allein nach Deutschland zu schicken, damit er seine Studien fortsetze. Aber es ist mir doch in mancher Hinsicht wünschenswert, wieder mehr in das germanische litterarische Leben hineinzukommen. (9. März 1879).
Aber, lieber Herr Paulsen, ist es für Ihre Ausbildung und Entwicklung zweckmäßig, so lange in Paris liegen zu bleiben? Ich kann es mir unmöglich denken. Die französische Litteratur können Sie ebenso leicht anderwärts studieren, und viele Studien anderer Art, die Ihnen unumgänglich nötig sein werden, sofern Sie vorwärts kommen wollen, können Sie weit leichter in Deutschland betreiben. (20. September 1879).
Sollten Sie sich zu diesem Schritt entschließen, und sollte das Glück Ihnen günstig sein, so würde ich Ihnen unbedingt raten, Deutschland in Ihren Reiseplan aufzunehmen. Hier kann man die Kultur der Gegenwart studieren, hier kann man volkstümliches Leben beobachten, ein Leben, verwandt mit dem unsrigen und doch so verschieden von ihm und darum vielleicht eben für Sie von besonderem Interesse. (25. März 1880).
Ich führe gegenwärtig ein Leben, das für meine Person ungewöhnlich unstet ist. Kaum bin ich nach der Meininger Festwoche einigermaßen zur Ruhe gekommen, so muß ich schon wieder weg. Ich reise übermorgen, und diesmal geht die Fahrt nach Berlin, wo Sonntag den 9. d. M. die „Gespenster" am Residenz-Theater aufgeführt werden sollen. Am liebsten wäre ich zu Hause geblieben, doch nach den vielen Aufforderungen, die ich erhalten habe, kann ich ein Erscheinen nicht gut ablehnen, um so weniger, als die „Gespenster" in Deutschland eine brennende litterarische und theatralische Frage geworden sind . . .

In Meiningen hat mir der Herzog eine beinahe demonstrative Auszeichnung zu teil werden lassen, in dem er mir am Tage nach der Vorstellung — wie es im Diplom heißt „als Zeichen seiner Verehrung und Bewunderung" — die Insignien eines Ritters des Sächsisch-Ernestinischen Ordens erster Klasse mit dem Stern verliehen hat.
Sie müssen nicht glauben, daß ich dies aus Eitelkeit erwähne. Aber ich leugne nicht, daß es mich freut, wenn ich an die dumme Verketzerung zurückdenke, deren Gegenstand das Stück in unseren Heimatländern war. (5. Januar 1887).
„Kaiser und Galiläer" ist das erste Werk, das ich unter dem Einfluß des deutschen Geisteslebens geschrieben habe. Als ich im Herbst 1868 aus Italien kam und in Dresden meinen Aufenthalt nahm, brachte ich den Plan zum „Bund der Jugend" mit und schrieb dieses Stück denselben Winter. Zu „Kaiser und Galiläer" hatte ich während meines vierjährigen Aufenthaltes in Rom mancherlei historische Studien und verschiedene Aufzeichnungen gemacht, aber keinen klaren Plan für die Ausführung entworfen und also noch weniger vom Stück etwas geschrieben. Meine Lebensanschauung war damals noch nationalskandinavisch, und ich konnte deshalb mit dem fremden Stoff nicht zurechtkommen. Dann erlebte ich die große Zeit in Deutschland, das Kriegsjahr und die nachherige Entwicklung. Dies alles hatte für mich an vielen Punkten eine umwandelnde Kraft. Meine Ansicht der Weltgeschichte und des Menschenlebens war bisher eine nationale Ansicht gewesen. Jetzt erweiterte sie sich zu einer Stammesansicht, und so konnte ich „Kaiser und Galiläer" schreiben. Das Drama wurde im Frühling 1873 vollendet. (26. Februar 1888).
Ich habe damit angefangen, mich als Norweger zu fühlen, habe mich dann zum Skandinavier entwickelt und bin jetzt beim Allgemein-Germanischen gelandet.

WISSENSCHAFT UND DICHTUNG ENTDECKEN DEN NORDEN

J. G. Herder

DER WASSERMANN

Dänisch

„O Mutter, guten Rat mir leiht,
Wie soll ich bekommen das schöne Maid?"

Sie baut ihm ein Pferd von Wasser klar,
Und Zaum und Sattel von Sande gar.

Sie kleidet ihn an zum Ritter fein,
So ritt er Marienkirchhof hinein.

Er band sein Pferd an die Kirchentür,
Er ging um die Kirch' dreimal und vier.

Der Wassermann in die Kirch' ging ein,
Sie kamen um ihn groß und klein.

Der Priester eben stand vorm Altar:
„Was kommt für ein blanker Ritter dar?"

Das schöne Mädchen lacht in sich:
„O wär' der blanke Ritter für mich!"

Er trat über einen Stuhl und zwei:
„O Mädchen gib mir Wort und Treu."

Er trat über Stühle drei und vier:
„O schönes Mädchen zieh' mit mir."

Das schöne Mädchen die Hand ihm reicht:
„Hier hast meine Treu', ich folg' dir leicht."

Sie gingen hinaus mit Hochzeitschar,
Sie tanzten freudig und ohn' Gefahr.

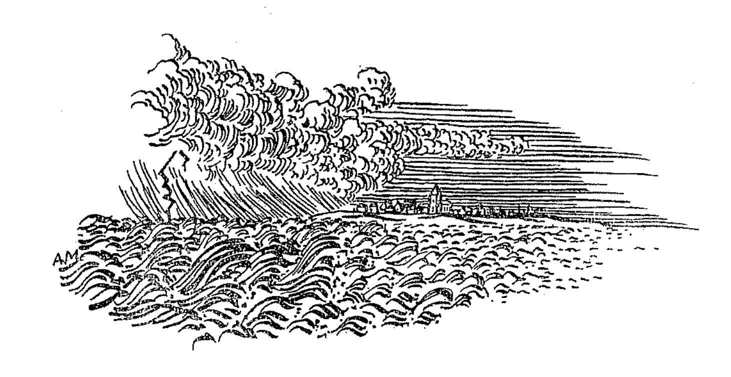
Sie tanzten nieder bis an den Strand,
Sie waren allein jetzt Hand in Hand.

Und als sie kamen auf 'n weißen Sand,
Da kehrten sich alle Schiffe zu Land.

Und als sie kamen auf den Sund,
Das schöne Mädchen sank zu Grund.

Noch lange hörten am Lande sie,
Wie das schöne Mädchen im Wasser schrie.

Ich rat' euch, Jungfern, was ich kann:
Geht nicht in Tanz mit dem Wassermann.



Jacob Grimm

SCANDINAVISCHE REISE

Lange zeit schon stand meine sehnsucht unverrückt und ungestillt nach dem norden, von wannen unsrer sprache und unserm alterthum nicht das urbild, aber ein ähnliches gegenbild entnommen werden kann . . . jetzt ist mir geschehn, daß auf die gefahr hin suchens und findens überhoben zu sein, ich in zwei herbsten hintereinander, weil an der veränderten luft meine brust heilen sollte, schnelles flugs die südliche und nördliche halbinsel von Europa erreichte, und meine augen haben sich geweidet an allem was von gothischen handschriften zu Mailand, Neapel und Upsala überhaupt noch vorhanden ist . . .

Wenn man über die ostsee hinfährt, heben sich die wellen matter als auf der mittelländischen, erst im Belt wird ihr schlag heftiger, auch die farbe des meers zeigt sich nur grau: dennoch verliert das ungestüme element nichts von seiner erhabenheit. alle küsten, denen man naht, treten flacher entgegen und die vegetation erreicht nicht einmal den trieb der deutschen, geschweige die fülle der italienischen. nur hat der baumwuchs in Seeland und theilweise Schonen noch ausgezeichnete schönheit; in Schweden, je weiter man vordringt, läßt er nach, eiche oder buche weichen der weißrindigen birke und dem einförmigen schwarzgrün des nadelholzes. die natur wird einsam, ruhig, und die geringe anzahl des volks kann sie nicht beleben.

Schweden, das land der langen, lichten sommernächte gefällt durch seine grünen matten, in deren gras unscheinbare blumen haften, welche die glut des südlichen himmels erstickt. sogar die braunroth angestrichnen kleinen aber reinlichen häuser, deren rasenbelegtes dach halme und gesträuch treibt, hinterlassen freundlichen eindruck. Stockholms lage, vom Mosabak herab geschaut, mahnt an Genua und Neapel; nur fehlen duft und glanz.

Soll ich in dem ernsten aber regen gesicht der Schweden einen nationalzug angeben, so böte ihn die feine, edle bildung der nase dar . . . ein dänischer typus zeigt sich

an oder zwischen den augen. rothwangige Däninnen sahen frischer, bleiche Schwedinnen zierlicher aus.
Nach Norwegen, dessen gebirge großartig sein sollen, bin ich nicht gelangt, den äußersten strich nordischer zungen, Island, kenne ich nur aus abbildungen, wie sie jetzt eine französische reisebeschreibung in anschaulicher fülle darreicht.
Diese fernen, rührigen Isländer haben an Europa ihre pflicht redlich abgetragen und der welt und dem sinnenden menschengeist weit größeren vorschub geleistet, als das unter herlichem himmelsstrich gelegne Sardinien, das seit unsre zeitrechnung gilt, träg und unnütz dahin lebt. so wenig also hängt die innere thätigkeit unseres geschlechts ganz von seiner äußeren lage ab. ohne Island und die auswanderung der edelsten und kühnsten Norweger nach erstarrendem, aber freiem boden würden beinahe alle nordischen alterthümer untergegangen sein, wie uns ohne die errungenschaft eines ausgestorbnen brudervolks, der Gothen, aller wahre zusammenhang unsrer sprache unerkannt und räthselhaft geblieben wäre.
Für den deutschen forscher ist Scandinavien classischer grund und boden, wie Italien für jeden, der die spuren der alten Römer verfolgt. grabhügel und runsteine ragen aus der erde, mächtiger zieht noch die sprache an, die vom andrang fremder wissenschaft später als unsre deutsche berührt in vielen ihrer innersten verhältnisse unangetasteter geblieben ist. ein kaum begonnenes und noch lange fortzusetzendes studium des nordischen, sowol todten als lebendigen sprachstandes wird uns über tugenden und mängel unseres eignen aufklären . . .
An keiner neueren geschichte haftet unser herz von jugend auf wie an der schwedischen. die Dänen haben bloß ihren Waldemar, der uns aber schon zu ferne rückt, doch welche macht üben die namen Gustaf Wasa, Gustaf Adolf und Carl der zwölfte über die gemüter aus. Wasa, der als jüngling sein vaterland, Gustaf Adolf, der Deutschland rettete, Carl, dessen thaten wie ein dichterisches abenteuer mitten in die prosaische wirklichkeit seines zeitalters eintreten . . .
Nähe und verwandtschaften erklären es, warum Deutschland vielfach auf Scandinavien einwirkte, und nach dem

wechsel der zeiten hat die dortige eigenthümlichkeit sich davon angezogen oder beleidigt gefunden. noch heute wird ein deutscher gast in keinem andern lande, selbst Holland und England nicht ausgenommen, so brüderlich und herzlich empfangen, als in Dänemark, Norwegen und Schweden. sitten und bräuche sind von unsern wenig verschieden, man lebt wie unter seines gleichen und wird vollständig verstanden . . .
Unter den nordischen völkern sind wissenschaft und kunst nicht anders als auf deutschen fuß gefördert und wenn unsre einwirkung dort größer scheint, als die französische bei uns, ist das naturgemäß. namen wie Linnaeus, Berzelius, Thorwaldsen reichen über ganz Europa; nicht so mächtig ist der gesang schwedischer und dänischer dichter, doch er beglückt und erfüllt ihr land.
Diese Nordländer sind ruhig und gemessen, aber in alle tiefen des menschlichen geistes einzugehn fähig und geneigt. wenn ich über den Malare fuhr, saßen die leute still und spielten mit den fingern, ein nachen der zehn Italiener faßte würde von ausgelassnem geschrei wimmeln. man könnte mit einem Italiener alles, was sich auf der fläche oder in gewisser höhe hielte, anmutig verhandeln und durch die feinheit seiner sinnigen art ergetzt werden, doch weiter hinaus würde eine schranke vortreten, über die ihn rückhalt und angewöhnung nicht kommen lassen. Im süden verfließt das gewöhnliche leben mit lust und gemach, dem ernsten norden traue ich dafür innere blicke und freuden zu, von welchem dort vielleicht keine ahnung ist.

Jacob Grimm

Zu den dänischen Volkssagen

Unsere sammlung deutscher sagen, so wenig aufsehen sie in Deutschland macht, scheint das gute zu bewirken, daß man im norden, wo das gedächtnis des volks viel ungestörter geblieben ist, den gegenstand in betrachtung zu ziehen anfängt. herr Thiele hat bloß in einigen gegenden Seelands über zweihundert sagen aus dem munde der landleute, dem geringeren theil nach aus handschriftlichen

und gedruckten quellen aufgenommen und verheißt, sie nach und nach herauszugeben. wie er bemerkt und gar nicht zu bezweifeln steht, wäre in Jütland eine noch viel reichere ernte zu halten. wollte es nun das glück, daß man in Norwegen, Gothland und Schweden ebenfalls aufmerksam würde und sammelte, was sich in der ruhigen, dauerhaften natur dieser länder treuer als irgendwo erhalten haben muß; so wird sich recht deutlich zeigen, welchen gewinn die unzertrennliche deutsche und nordische geschichte aus einer solchen unternehmung ziehen kann.

Zu den schwedischen Volksagen

Endlich wendet man sich auch in Schweden, dessen abgelegene unberührte strecken, gleich den norwegischen, mehr davon austragen als die übrigen länder unseres stammes, zur sammlung der noch unter dem volk lebenden lieder sagen und gebräuche. den reichen vorrath konnte man ahnen nach dem was gelegentlich und fast wider willen in historischen oder geographischen werken angeführt war. auch dort hat sich die neigung der sammler zuerst auf die lieder gerichtet, den svenska folkvisor von Geijer und Afzelius (1814—1816) folgten svenska fornsånger von Arvidsson (1833. 1837, der dritte band soll 1843 erschienen sein). demselben Afzelius danken wir svenska folkets sagohäfder (1839—1843 in fünf abtheilungen, aber noch ungeschlossen), welches werk nicht auf eigentliche sammlung ausgeht, sondern die ganze schwedische geschichte aus ihm zugänglichen liedern und sagen zu erläutern sucht, wobei viel willkommnes und unbekanntes mitgetheilt, dennoch ein gewisser zuschnitt des stoffs vorgenommen wird, der uns dessen vollständigere nutzung nicht entbehrlich macht. nur wenige märchen stehen bei Afzelius; unterdessen überrascht die ungemein frische sammlung norwegischer von Asbiörnsen und Moe (Christiania 1842), der sich eine gleich ansehnliche schwedischer bald an die seite stellen möge.

Über das finnische Epos

Hier sprudelt nun, wenn irgendwo, lauteres epos in einfacher und desto mächtigerer darstellung, ein reichthum

unerhörter und wieder mit andern bekannten zusammentreffender mythen, bilder und ausdrücke; ich will besonders hervorheben ein reges sinniges naturgefühl, wie es fast nur in indischen gedichten angetroffen wird. zugleich ist in diesem epos auf einmal der ganze mehr als oberflächlicher bewunderung würdige reichthum der finnischen sprache weit glänzender entfaltet worden, als man ihn bisher aus den wörterbüchern von Juslen und Renvall gewahren konnte. wenn in Serbien der name von Vuk Karadgitsch, hat in Finnland der von Lönnrot alle ansprüche darauf bei den kommenden geschlechtern unvergessen zu bleiben, die sich ihrer unermüdlichen gerade noch zu rechter zeit unternommenen arbeiten lange werden zu erfreuen haben. welch ein ungleich höherer werth ist solchen untadelhaften samlungen beizulegen als der vielgetadelten jener ossianischen gedichte, womit etwa vor achtzig jahren Macpherson zum erstenmal auftrat, und die allen wahrhaft epischen character verleugnen. aus dem empfindsamen Ossian kann unser deutsches alterthum nirgends, aus dem finnischen epos allenthalben erläutert werden; das ist die sicherste probe gegen jenen und für dieses.

Schicke ich mich nun an, den inhalt des finnischen epos darzulegen, so muß mir fast bangen, daß das überreiche geflecht seiner märchenhaften in der kindlichen einfalt früher vorzeit entsprungnen begebenheiten ungeneigte hörer finden werde, da natürlich unstatthaft ist hier den es ausfüllenden reiz der gedanken und worte in einem freigebigen und dennoch kargen auszuge wieder erscheinen zu lassen. die rohen aber frischen hebel, die einfachen aber starken bänder dieser wunderbaren dichtung haben wenigstens für meine studien leicht zu ermessende anziehungskraft. (Es folgt eine Inhaltsangabe.)

Dies ist der eigentliche inhalt des in ununterbrochener handlung fortschreitenden, die aufmerksamkeit der hörer unablässig spannenden epos. es folgen aber noch fünf andere merkwürdige und schöne, sämtlich auf Väinämöinen bezügliche lieder, von welchen ich fast keinen auszug mittheile. wie ließe sich auch ein solcher versuchen von dem 28 gesang, der mit wahrhafter begeisterung und dem reich-

sten aufwande von poesie eine bärenjagd schildert, das allen nördlichen völkern, Finnen, Lappen, bis zu den Ostjaken hehre und mit überall ähnlichen gebräuchen noch jetzt gefeierte fest? wenn diese völker den bären, dem von ihnen menschlicher verstand und zwölf männer stärke beigelegt wird, jagen und erlegen, pflegen sie lieder an ihn zu richten, in welchen sie sich verblümt entschuldigen, daß sie ihn getödtet haben, unter wechselgesängen wird er heimgeführt, zerstückt, gekocht und genossen. dies 603 verse enthaltende lied scheint mir wieder eins der wichtigsten der ganzen reihe und voll willkommner aufschlüsse über die naturanschauung und dichterische phantasie der Finnen.

Über eine isländische Grammatik

Ein schatz, der die welt erfreuen sollte, liegt in der erde vergraben. die altnordische sprache ist verstummt, und die poesie der Edda unverstanden; eine sprache, worin sich die germanische zunge rein gespiegelt hat, eine poesie, die zu dem höchsten und ersten aller zeiten gehalten werden muß, in beiden ein inhalt, der die reichsten historischen und poetischen resultate aufschließt. im norden selbst haben zwar niemals freunde und kenner gefehlt; noch immer griff das alte mit seinen armen in das neue hinüber, als daß es hätte vergessen werden können; allein es läßt sich doch eben fragen: ob nicht dieses geographische naheliegen, diese rühmliche sitte, für die erhaltung vaterländischer monumente eine sich ruhig gehen lassende sorge fortzutragen, mehr dabei mitgewirkt habe, als eine durchdringende erkenntnis des hohen werths dieser alterthümer?

Als sich mit neuem, nicht fruchtlosen eifer in unsern tagen die altdeutsche literatur hob, war es gar bald zu spüren, mit wie lebendigen banden sie vor alters an der nordischen schwester gehangen habe, und nur halb ohne diese ergründet werden könne. bleibt diese ansicht stehen, so wird Deutschland, das ein eigentlich historisch gesinntes land zu nennen ist, und es ganz darauf angelegt hat, die geschichte der welt zu forschen, vereint mit dem norden dahin streben, daß die scandinavische literatur endlich an die

gebührende stelle trete und der wissenschaft des ganzen Europa übergeben werde.
Die sichtbarsten bedürfnisse sind gewöhnlich gerade die, denen am langsamsten abgeholfen wird, man wähnt leicht, über ihnen zu stehen, und die sorge dafür andern überlassen zu können. diese gesinnung kann nicht falscher sein, als bei der altnordischen sprache, die so alt ist, daß sie im kleinsten groß und im einfachen schwer zu übersehen ist; sie bietet ungeahnte und ehrenvolle schwierigkeiten dar, durch deren überwindung wir erst den schlüssel zu weiteren thüren erlangen.

Zur Edda

Der erste theil dieses für deutsche und nordische geschichte und sprache unbeschreiblich wichtigen werks ist bereits 1787 erschienen, doch, wo wir nicht irren, selbst in unsern blättern unangezeigt geblieben. die nachwelt wird den kaltsinn zu strafen haben, womit das gegenwärtige durch so vieles angeregte, durch so weniges aber tüchtig bewegte zeitalter ein denkmal empfängt, dessen sich jedes volk freuen sollte, desgleichen kaum einem andern volke zu theil geworden ist. man erinnert sich, daß vor ungefähr vierzig bis funfzig jahren die bekanntmachung der Ossianischen dichtungen allgemeine aufmerksamkeit erregte, daß man sie behende in beinahe jede europäische zunge übersetzte, und sich für oder wider ihre echtheit lange zeit hindurch lebhaft ereiferte. den deutschen denkmälern selbst scheint zu begegnen, was auch so oft das schicksal des deutschen verdienstes war: verkennung und zurücksetzung vor dem fremden mit der gleißenden außenseite, mit dem gehaltloseren innern . . .
hier ist kein unechtes oder doch zweifelhaftes, kein erst in später zeit aufgeschriebenes und dem munde des volks abgenommenes denkmal, sondern ein in an sich schon alten, aber erweislich und sichtbar auf ein weit höheres alterthum hinaufweisenden handschriften sicher und glücklich erhaltenes. gibt es, außer den urkundlichen beweisen und fingerzeigen, für das, was vor jahrtausenden die sprache und geschichte unseres stammes einmal gewesen, ein unbewustes, ahnendes gefühl in unserer brust, so muß es

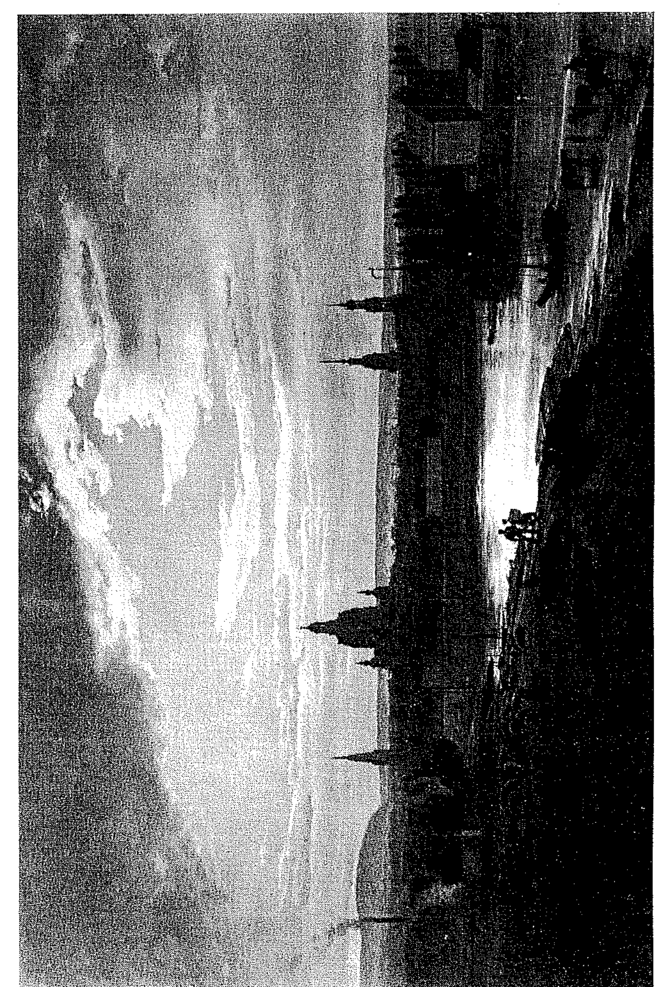
uns beim lesen dieser eddischen lieder befallen und unwiderstehlich anziehen. sie zeigen uns die schönheit und macht unserer edlen sprache in aller einfachheit des alterthums, und wenn diese sprache, wie sie sich in der altnordischen mundart bewährt, mit dem wenigen, welches uns aus den frühsten zeiten anderer deutscher stämme verblieben war, auf das merkwürdigste übereinstimmt, warum soll der schluß nicht gelten, daß auch eine ähnliche poesie und eine ähnliche gestalt der poesie bei dem südlichen theile des volks geblüht habe, eben weil sie sich unter dem nördlichen findet?

Ein urtheil, nicht über den werth (denn dieser ist ausgemacht), sondern über die natur und eigenthümlichkeit der Eddischen poesie kann nicht in den engen grenzen einer bloßen anzeige versucht und begründet werden. jeder gehe nun hinzu und lerne selbst, da das buch offen steht. wir sagen bloß, daß sich hier eine tiefe wahrheit der begebenheiten und empfindungen spürt, wie kaum in den alten dichtungen irgend eines anderen volks. die treue der darstellung, die ruhige haltung des ganzen werden jedermann sichtbar sein, die herben schönheiten der rede und der bilder nur verwöhnten lesern nicht behagen; wer sich einmal vertrauter macht mit diesen liedern, muß sie immer lieber gewinnen.

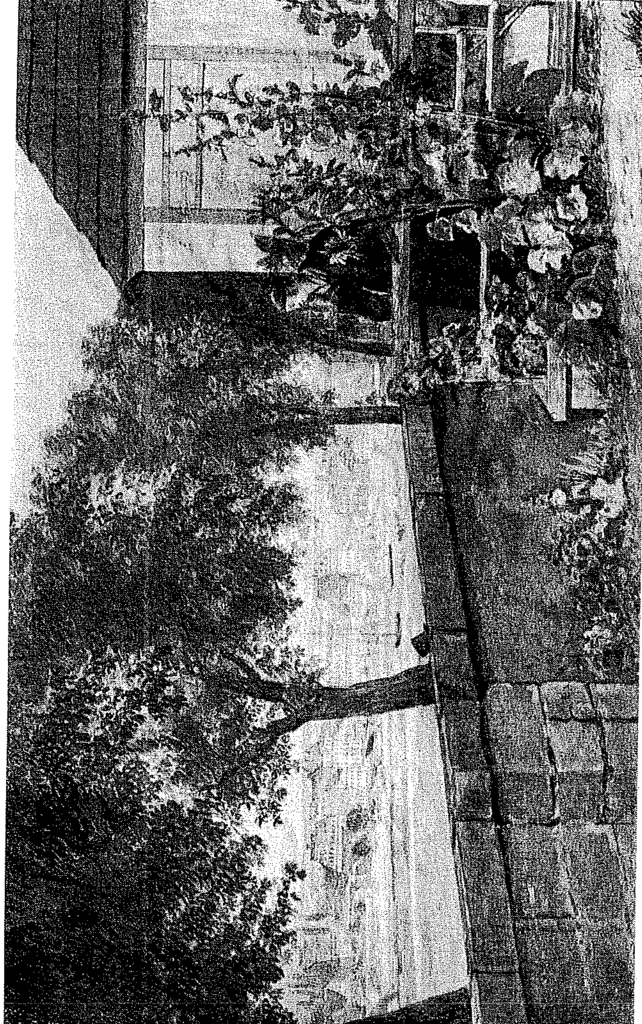
Wilhelm Grimm

Über die Lieder der Edda

Sollen wir etwas von der Poesie dieser Lieder sagen, so scheint sie uns mit zu dem Größten und Schönsten zu gehören, was je die menschliche Seele bewegt hat. An Tiefe und Höhe darf sie jeder andern zugesellt werden, ein mehr heiterer Himmel hat anderes mit mehr Milde und Lieblichkeit ausgefüllt. Die Fabel läßt die Göttlichkeit des reinen Lebens sehen, wie seinen nothwendigen Untergang in dem Verrath, der, immer mächtiger um sich greifend, endlich das ganze Geschlecht vernichtet. Die Gestalten stehen in der Schönheit und in dem eigenen Glanze, den alle Mythe über denen scheinen läßt, die noch nicht weit von ihrem Stammvater, der ein Gott war, entfernt sind.



J. C. C. Dahl, Dresden im Mondschein (1843)



J. C. C. Dahl, Gartenhaus Luise Vogels in Dresden

Friedrich Schlegel

Edda

Jenes alldurchdringende tiefe Naturgefühl, welches aus den germanischen Sitten und Einrichtungen des Lebens hervorleuchtet, woraus nicht bloß der Hang zur Freyheit, sondern auch die zartere Liebe, und die uns eignen Begriffe von Adel und Ehre zuerst entsprungen sind, ist schon in der nordischen Götterlehre und Edda einheimisch. So viel auch der Einfluß des Christenthums und mildere Sitten nachher daran geändert haben, es ist viel von jener alten Denkart und Gefühlsweise, wenn gleich in neuer verwandelter Gestalt geblieben. Durch die ganze Ritterzeit, durch alle Thaten und Sitten, alle Dichtungen und Gebilde des Mittelalters geht dieser Grundton gleichsam wie die nordische Ader hindurch, und noch schlagen diese Gefühle in den Herzen aller Völker deutscher Abkunft.

Odins Götterlehre war den nördlichen Deutschen und Sachsen mit den skandinavischen Völkern gemein; beyde Nationen finden sich nach so langer Absonderung doch noch verwandt, und waren ursprünglich Ein Volk. Um so weniger kann es gegen die Natur der Sache, oder zu weit entlegen scheinen, wenn wir die deutsche Poesie bis zurück zu ihrer nordischen Quelle, der Edda, verfolgen möchten . .

In der That, wenn irgend ein Denkmahl unserer nordischen Vorwelt neben den höchsten Urkunden alter Poesie der südlichen Völker eine Stelle verdient, so ist es nebst dem deutschen Nibelungen Liede wohl die isländische Edda. Jene geistigere Naturverehrung, welche den sinnlichen Griechen im Allgemeinen eigentlich fremd war, strömt hier in unserer Edda wie aus der vollen Quelle hervor, in geheimnißvollen Sprüchen und in weissagenden Gesängen; Stoff genug, um viele Jahrhunderte und ganze Geschlechter von Dichtern mit dem heilsamen Trank und Labsal wahrhafter Begeisterung zu versorgen. Man könnte diese geistige Naturverehrung, die sich obwohl mit üppigern südlicheren Farben auch in dem persischen Zendavesta mit mancher auffallenden Übereinstimmung wiederfindet, im Gegensatz der leichtern, und bey aller Schönheit der

äußern Form im innersten Grunde doch eigentlich materiellen griechischen Götterlehre, das reinere, unverdorbnere, ernste und strenge Heidenthum nennen; dasselbe, welches auch unsere germanischen Vorfahren beseelte . . . Tragisch ist die nordische Götterlehre, aber von ganz anderer Art freylich ist dieses Tragische als die düstre Melancholie des nebelvollen und meistens gedankenleeren Ossian. Gefallen ist Balder der liebenswürdigste unter Odins Söhnen, einem unvermeidlichen Tode zum Opfer. Odin selber, der Ahnherr der Helden, der Urheber alles Göttlichen und Lichten wird unterliegen in dem letzten Kampfe gegen die hereinbrechenden Mächte der Finsterniß; so weissagen alte Seher, während er selbst noch die edelsten unter den sterblichen Helden durch einen frühen Tod in sein Walhalla versammelt, um desto mehr Mitkämpfer zu haben, auf jenen großen Tag der Entscheidung, den auch er voraussieht, ohne ihm entfliehen zu können. Dieses Tragische der nordischen Götterlehre aber wirkt um so inniger, um so sanfter und rührender, weil auch wieder so viel Freudiges, alles was die Liebe Zartes und Schönes, der Frühling und die Natur Heiteres und Großes, das Heldenthum Fröhliches und Muthiges hat, darin verwebt ist.

Indessen bleibt die Edda, nach allem was Suhm, Sandtwig, Thorkelin und Nyerup für die Erhellung des nordischen Alterthums geleistet haben, immer noch mehr ein Studium, als Gegenstand des unmittelbaren poetischen Genusses. Es bedarf hier, als Mittelspersonen solcher Dichter, welche Klarheit und Reichthum mit Tiefe verbinden, und dadurch im Stande sind, die geheimnißvollen Sagen und Lieder der Edda in leicht verständlichen, und den äußeren Sinn wie das innere Gefühl ansprechenden Dichtungen allen anschaulich zu entfalten.

Solche von Odins Geiste wahrhaft beseelte Dichter und Skalden rühmt sich Dänemark auch jetzt noch zu besitzen, wie denn unstreitig in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, während die Poesie bey den andern Völkern Europas schon zu erlöschen und zu ersterben schien, keine andere Nation nächst der deutschen so ausgezeichnete Dichter hervorgebracht, die Poesie so lebhaft und fruchtbar angebaut hat, als die dänische.

Wir haben in der That Unrecht gehabt, dieß bis jetzt nicht mehr zu beachten und zu benutzen, da jene im Norden einheimischen Dichter der Quelle in mancher Hinsicht näher stehen, und wenn man sie auch nur als Wegweiser zur Edda betrachten will, so würden sie schon als solche sehr schätzbar seyn und allen Dank verdienen . . .

Fouqué

Diesen dänischen Nachfolgern und Sängern der Edda können wir aber jetzt auch einen deutschen Skalden zugesellen. Es ist der Held des Nordens, vom Freyh. Friedrich von Fouqué, von dem ich rede. In diesem vom Geiste Odins beseelten und durchdrungenen Werke, stellt sich die nordische Dichtkunst in ihrer ganzen Herrlichkeit und Schöne dem Auge dar.

Die Gesinnung in welcher das Werk gedichtet ward, spricht sich am besten in folgenden Versen der Anrede aus:

> „Ach hättet Ihr die edlen Väter drum,
> Und nur die Väter ganz allein befragt,
> Uns würde längst statt frühem Morgenroth
> Des Tages warmer Sonnenschein umleuchten.
> Ihr wolltet's anders, Fremde fragtet ihr,
> Und schuft euch ein verkrüppeltes Gebild
> Ausländ'scher Sitte." . .

Wir glauben den deutschen Dichter am besten zu ehren, wenn wir ihn selbst gar nicht trennen von seinem Werke. So sagt er selbst:

> Die Sage will ihr Recht, ich schreit' ihr nach;
> Wer sie verkleidet will, der folg' uns nicht!"

Ludwig Tieck

NORWEGISCHE VOLKSMÄRCHEN EINGELEITET

Vor funfzig Jahren etwa waren bei vielen ernsthaften, selbst gebildeten Leuten die Mährchen, Erzählungen von Feen und seltsamen Erscheinungen von Gespenstern und Geistern in üblem Ruf. Die Geschichten der Tausend und Einen Nacht genossen bei poetischen Gemüthern einige Achtung, sie waren wenigstens von den Leihbibliotheken nicht ausgeschlossen. Die Erzählungen meiner Mutter Gans waren über ganz Europa verbreitet, doch nur in den Händen der Kinder. Einige Jahre früher hatte unser deutscher Musäus seine humoristischen Volksmährchen fast als stärkendes Mittel in die damals überfluthende weichliche Sentimentalität hineingeworfen, und sie fanden allgemeinen Beifall, den sie auch bis jetzt sich erhalten haben, obgleich das poetische Element dieser alten Volks-Sagen und Dichtungen nicht selten durch Anspielungen auf ganz moderne Dinge und zu prosaische Zustände verfinstert ist. Man rechnete aber diese exotischen Pflanzen und Blumen nicht zur eigentlichen Literatur, und als ich um 1796 meine Versuche in dieser Art herausgab und uralte Geschichten in ein andres Gewand kleidete, wurde ich von vielen meiner Freunde und Wohlwollenden sehr ernsthaft getadelt.

Wie hat sich seitdem diese Gegend der Bücherwelt verwandelt! Eine ganze reiche Literatur dieser Mährchen ist entstanden und aus allen Ländern der Erde zusammengetragen.

Viele von diesen Volks- und Kindermährchen sind durch Tradition und viele Jahre verwandelte und verderbte epische Gedichte, und es ist interessant und rührend überraschend, wenn von Zeit zu Zeit im verschütteten Grunde der alte Baum noch grünend wiedergefunden wird, den gedächtnißlose Jahre in ein unkenntliches Sträußchen zusammengetrocknet haben. Ergeht man sich in diesen Forschungen, so wird unser Sinn endlich verwirrt und schwindelnd, weil bei zu genauer Untersuchung Indien und Frankreich, Deutschland und Italien mit Island und dem

Nordpol zusammenfließen. Alle Völker, alle Kinder haben sich von je an größeren und kleineren Mährchen ergötzt, Kinder selbst haben manche erfunden, oder die sie hörten auf ihre Art nachgeahmt, andre, alte und junge Frauen haben diese auf ihre Art wieder umgebildet, und so findet der Suchende jetzt in allen Ländern zum Theil dieselben Sagen wieder, mehr oder minder vom Clima, dem Süden oder Norden gefärbt.

Und so nehme man auch diese Sammlung freundlich auf, diesen nordischen Strauß von Spätblumen und einigen seltsamen Pflanzen. Die interessantesten möchten wohl die Erzählungen sein, die von einem leichten, gutmüthigen Humor angefärbt sind. Wenn Aschenbrödel, Blaubart, und manche ganz allgemein verbreitete Legenden oft und unter mancherlei Gestalten vorkommen, so lasse man sich auch die oft nicht bedeutende Variation gefallen, und bei einfachen, natürlichen Kindern müßten die meisten dieser Geschichten Eingang und eine freundliche Aufnahme finden.

Immer in ähnlicher Gestalt mit zwei bis neun Köpfen erscheint der ungeschlachte, boshafte Riesengeist Troll. Um 1790., als W. von Schlegel noch in Göttingen lebte, und sehr befreundet war mit unserm deutschen Dichter Bürger, ergingen sich Lehrer und Schüler auch oft in den Wäldern nordischer Poesie. Damals war selbst unter Gelehrten in Dänemark und Schweden nicht viel Kunde von dieser Region, und so bildete sich der poetische Bürger ein, unser deutsches Wort drollig sei von diesem schadenfrohen Nordgeiste abgeleitet, und in diesem Glauben bildete Schlegel nachher in seinem Sommernachtstraum den Kobold Droll . . .

Potsdam, in den letzten Tagen des October 1846.
unmittelbar nach einer schweren Krankheit. L. Tieck.

Ernst Moritz Arndt

LOBLIED AUF SCHWEDEN UND DEN NORDEN INSGESAMT

Welch' ein hoher und kolossalischer Geist weht in der ältesten Geschichte des westlichen Nordens! welch' ein kühner Freiheitssinn! welcher Trotz! welche Lebensverachtung! welch' ein erhabener Gehorsam gegen das ewige Schicksal! Höchste Kraft, unbezwinglicher Muth, barbarisch und wild, der Grund des Ganzen. So zogen die Waräger nach Konstantinopel, so bildete Rurik und seine tapfern Genossen den Russenstaat, so fuhren die Normänner durch, die fürchterliche Geißel der südlichen und westlichen Völker, gigantisch tapfer, unwiderstehlich; so kämpften die Nachkömmlinge in England, in der Normandie, in Apulien; so stehen selbst in der neueren Geschichte des Nordens einzelne Karaktere wie Ruinen in der Wüste mit Hieroglyphen; die kleine Zeit konnte sie nicht deuten.

Im Mittelalter vom zehnten bis sechszehnten Jahrhundert ist die Geschichte Skandinaviens der übrigen europäischen gleich. Seine Völker nach den großen Abentheuern der Väter, welche die Welt erschreckten, sanken in sich selbst zurück und entwickelten sich langsamer zu ordentlichen, kräftigen Staaten, als das übrige Europa, mit welchem es wegen seiner Entfernung wenig andere Berührungspunkte hatte, als die gemeinschaftliche Hierarchie, die ein sichtbares und unsichtbares Band der Vereinigung um Europa zog. Der alte hohe Sinn entfaltete sich aber dafür in manchen trefflichen Nationaltugenden- und Einrichtungen desto freier. Im sechszehnten Jahrhundert riß durch Aufruhr und Blut die wünschenswerthe Verbindung der drei nordischen Völker, die aber zu lose geknüpft war und überall zu zwieträchtig. Das Haus Wasa bestieg den Thron der Schweden. Neue Kraft und Enthusiasmus fuhr in die Nationen, freier bildeten sie sich neben einander in Krieg und Frieden und nach der Zerbrechung des Handelsjoches der teutschen Kaufleute ward der Name Schwede und Däne wieder mit Ehren in Südeuropa genannt.

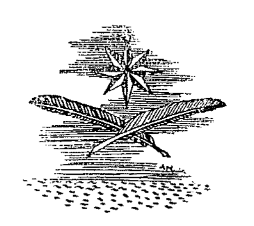
Mit dem siebenzehnten Jahrhundert kamen die nordischen Heroen wieder und befreiten und erstaunten die Welt. Herrlich und tapfer brachen die Schweden gegen Osten durch und die Russen und Polen zitterten. Aus der Mitte seiner Siege rief die bedrängte Welt Gustav Adolf nach Teutschland. List und Schlauheit der Jesuiten, Oesterreichs Glück, durch große Feldherren gebaut, der Fürsten Schwäche und Zwietracht bedrohten wieder mit Barbarei und Finsterniß das Land, wo das Licht der Reformation aufgeleuchtet hatte. Der große König kam mit einem kleinen Heerhaufen, er schlug, siegte und fiel. Was Europa an Freiheit, Bildung und Licht hat, dankt es diesem Befreier und Musageten der Menschheit, dem edelsten Mann der letzten Jahrhunderte. Siebenzig Jahre herrschten die Schweden im Norden, gefürchtet und geehrt, im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts lag ihr Verhängniß den Russen unter. Karls des zwölften Tod bei Friedrichshall endigte die Katastrophe.

Seitdem ist der nordische Name leiser genannt, nicht mehr mit Schrecken, immer mit Ehre. Die Völker haben sich mit den übrigen Zeitgenossen gleich gebildet und ohne große Revolutionen ist Industrie, Kunst, Bevölkerung und Macht gewachsen. Glücklich, wenn die drei Staaten Einem Herrn dienten! Vielleicht führen künftige Zeiten herbei, was die Lage befiehlt und was Haß und Ehrgeiz einst trennten.

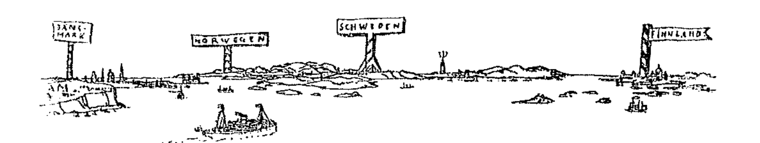
Dänemark und Norwegen machen den einen Staat, Schweden mit Finnland den andern. Die Normänner sind noch die alten, schön, stark, tapfer und bieder. Ihre Leiber, Sitten und Sprache sind den Schweden näher, als den Dänen. Die Dänen, ein ordentliches, fleißiges und verständiges Volk, haben doch lange nicht mehr Nationalsinn gehabt. Immer hat den Inselbewohnern die physische Gewalt der Normänner und Schweden gefehlt, nie hat bei der kleinen Zahl Nationalkraft und Freiheitssinn so durchbrechen können. In den letzten Zeiten ist das Dänische in Sitten, Neigungen und Sprache sehr in das Teutsche übergegangen.

Bei den Schweden war einst die Macht und die Gewalt des Nordens, sie wird künftig bei ihnen seyn. Dies sind noch die Alten und Himmel und Land lassen sie nicht ausarten.

Stolz, wie ihre Berge, muthig und frisch, wie ihre Alpen, Ströme und Wasserfälle, im Gefühl der Kraft und Freiheit steht das brave Volk da. Man braucht hier nicht zu den Männern der Fabelzeit zurückzugehen, in Småland und Dalarne, in Wärmeland und Jemtland will ich hundert und tausend Männer finden, die wie Riesen da stehen und in ihren herkulischen Armen fünf und zehen gewöhnliche Männer erwürgen. Tapferkeit, Redlichkeit, Freiheitssinn sind hier unsterblich und nur durch diese Tugenden herrschen die Männer würdig.



ZEITGENÖSSISCHES
ZWIEGESPRÄCH



KNUT HAMSUN

Ich habe das Glück gehabt, von Anfang an Zutritt zu der großen deutschen Sprachgemeinschaft zu bekommen — also außer zu Deutschland selbst auch zu Österreich, Böhmen, Mähren, der deutschen Schweiz — und noch weiter.

In Jugoslawien bekam ich im vergangenen Jahre abwechselnd deutsche und serbische Ausgaben meiner Bücher, um meinen Namen hineinzuschreiben, vorgelegt, und ich bekomme jetzt Grüße vom Balkan, aus Rußland und den Ostseeländern in deutscher Sprache. Nur aus Indien sind es englische.

Dieses sagt mir etwas über die dominierende Stellung, die das Deutsche in den Ländern, auch außerhalb des Nordens, wo deutsche Sprache und deutscher Geist selbstverständlich sind, besitzt. Wir haben im Norden das Glück, daß Deutschland unser Tor zur Welt und daß deutsch nordisch ist. Ich denke darüber nach, was Deutschland fünfzig Jahre lang für mich bedeutet hat, und ich fühle eine tiefe Dankbarkeit.

Knut Hamsun

YRJÖ KILPINEN

Schon als Kind liebte und verehrte ich die deutsche Musik, später, als ich in Deutschland studierte, lernte ich Deutschland und den deutschen Menschen kennen, lieben und verehren — jetzt weiß und verstehe ich, daß es so sein mußte, weil unsere Völker untrennbar zu derselben Schicksals- und Kulturgemeinschaft gehören, weil das Gleiche unsere Völker verbindet, weil unsere Herzenssprache dieselbe ist. Die deutsche Musik genießt volle Heimatrechte in Finnland, und so auch die finnische Musik in Deutschland; wir verstehen die Eigenart der deutschen Musik und die Deutschen verstehen die Eigenart unserer Musik. Verschiedenheiten in unserer Ausdrucksart sind vorhanden, sind aber nur bedingt, da der Ausdruckswille, der Geist derselbe ist. So kann man es gut verstehen, daß Finnland dem deutschen Pacius eine zweite Heimat wurde und daß er nicht nur die finnische Nationalhymne, sondern auch andere finnische nationale Lieder so finnisch komponieren konnte, daß sie Allgemeingut des ganzen Volkes wurden, und daß deutsche ausübende Künstler (ich möchte hier nur den großen deutschen Liedersänger Prof. Gerhard Hüsch nennen) finnische Werke ebenso tiefgehend-schöpferisch gestalten wie ihre eigenen, — und andererseits, daß viele finnische Werke ebenso „heimatlich" in Deutschland wie in Finnland geworden sind, daß Deutschland vielen finnischen ausübenden Künstlern eine zweite Heimat geworden ist.
Man könnte unzählige Beispiele der beiderseitigen Fruchtbarkeit der deutsch-finnischen kulturellen Beziehungen auf den verschiedensten Gebieten erwähnen; — ich habe mich auf die Musik beschränkt, weil ich Musiker bin, und weil die Seele eines Landes und das Herz eines Volkes gerade in der Musik ihren unmittelbarsten und überzeugendsten Ausdruck finden.
Kultur ist mehr und dauert länger als Krieg und Frieden. Kulturarbeit ist ein Kampf um die ewigen, unvergänglichen Werte. Möge es den Völkern, die für die hohen kulturellen Ideale des Nordischen Gedankens arbeiten, vergönnt sein, stets Hand in Hand für diese, der ganzen Menschheit zugute kommenden Ideale zu wirken — jeder für sich und alle miteinander.

Gustav Frenssen

MEIN VERHÄLTNIS ZUM NORDEN

So wenig Zeitungs- und Buchbildung in meinem Elternhause vorhanden war, so wurde doch darin viel von den nordischen Ländern gesprochen. Sie waren uns nahe; ich selbst bin noch als dänischer Untertan geboren. Und meine Eltern gaben einem ihrer Kinder, mir, die beiden Vornamen eines großen Nordmannes. Die Skandinavier, die in unsere Landschaft kamen, empfangen wir als unseresgleichen.
Dieser Zug naher Verwandtschaft brachte mich schon in meiner Jugend, nachdem ich, Kind des Dorfes, in dem es nicht viel mehr als Bibel, Gesangbuch und Kalender gab, in die weitere Bücherwelt geraten war, zu den damaligen großen nordischen Schriftstellern: den Dänen Andersen und Jakobsen, dem Norweger Jonas Lie, dem Schweden Geijerstam. Ich las sie im Gefühl, daß sie von meiner eigenen Art wären. Ja, es stand und steht so — und ist bei unserer rassischen Herkunft und geopolitischen Lage kein Wunder —, daß diese Schriftsteller und die später folgenden, die Lagerlöf, Heidenstam, Björnson und Hamsun, meiner Natur näher schienen, als die ausgesprochen Süddeutschen, wie etwa Mörike oder Keller, ja wie Goethe und Hauptmann. Und ich war nicht wenig verwundert, als ich in einer Buchausstellung als nordische Schriftsteller nur Leute aus Skandinavien vorfand. Als wenn etwa Blunck, Hermann Claudius, Friedrich Griese, August Hinrichs und ich selbst — um einige ältere zu nennen — in irgendeiner Weise andere Leute wären als die Skandinavier.
Ich habe dann, in späteren Jahren, einige Briefe mit Frau Lagerlöf, Heidenstam, Hedin, Hamsun und anderen Nordleuten gewechselt; habe auch, auf Einladung Hedins, in der deutsch-schwedischen Vereinigung in Stockholm gesprochen und habe Heidenstam am Mälarsee besucht. Aber ich kann nicht sagen, daß ich irgendeinem Nordländer nahe gekommen bin. Nun, ich bin, auch darin ein einsamer Niedersachse, wenig Leuten nahe gekommen.
Gesamtgefühl zu den Nordländern? Wenn ich wieder und wieder höre, daß sie, mit wenigen Ausnahmen, zu Frank-

reich neigen, ist mir das ein großes Verwundern und ein Schmerz. Es ist mein heißer Wunsch, daß sie einmal dahin neigen, wohin sie nach Rasse und Art, und — so scheint mir — nach ihren staatlichen Notwendigkeiten gehören.

Hans Friedrich Blunck

REISEGEDICHTE AUS NORWEGEN

Sturm unter Norwegen

Das Schiff stampft schwer. Die Wogen stürmen an
Wie losgerissene Schären, die befreit
Vom Norden niederrollen; härter als
Der Eisfrost, der die Reling überbleit.
Mitunter, wenn die schwachen Luken zittern,
Und wenn ein Einschlag dröhnt wie von Gewittern,
Greift's mir ans Herz — nicht Angst ist's —, doch ich weiß:
Die Berge fahren über See. Wie sie uns schufen,
Kann jeder uns in seine Dunkel rufen.

Einfahrt in Bergen

Und plötzlich, da du aufstehst, noch das Wiegen
Des Schiffs im Sinn, siehst du den Morgenhafen
Im ersten Frühlicht liegen, siehst verschlafen
Und schon entzückt, die Stufen seiner Gassen
Sich bis zum Berg in rote Lichter fassen.

Kahl, blank die Klippen unterm regenblauen
Nördlichen Himmel, der sich mählich färbt.
Die See nimmt's auf, vom Winde bunt gekerbt,
Zwölf Fenster grüßen dich im Morgengrauen —
Nein, hundert schon, die Stadt blitzt auf, dir ist,
Als hätte sie dein Schiff mütterlich bang vermißt.

Uebereistes Schiff

Gespenstisch hebt sich Mast und Wante hoch,
Als sei die See zu ihnen aufgestiegen
Und hätte gläsern grün das Schiff umklaut.
Und alles Eis, vom Sturmwind aufgerauht,
Sei dran erstarrt. Doch kreist die Schraube noch,
Und unterm Schiffsbord ein Gestampf, Gepoch
Klingt wie des Lebens ungestümer Laut.

Hafen

Ist's möglich? Noch vor einer Stunde stürzten
Die schweren Brecher übers Schiff und jetzt
Stürmt nur in Höhen noch der Wintertag, —
Sehr hoch, — da wir vom Licht der Stadt geletzt,
Nach ihren warmen Gassen schon begehren.

Noch ist die Luft voll Schnee, der Wind treibt schräg
Die Wolken von den Bergen zu den Schären,
Noch rollt das Schiff im schmalen Küstenweg,
Da hör' ich unterm Fuß ein Mäuslein nagen,
Es weiß zuerst das End von Fahrt und Plagen.

Norwegisches Hochland

Karst über Karst und nichts als Schneegestöber,
Die Augen blendend wie ein grelles Licht,
Das diese weißen Täler füllt. Nur Stein
Und nackte Höhenränder, Schicht um Schicht.

Doch weiß ich unter diesem weißen Lailach
Ein Land von Moos und Beeren ohne Zahl,
Weil ich, fast noch ein Knabe, dies Gebirge
Meerzu durchwandert hab', — eh noch der Stahl

Die Schienenwege schlug. So grüß ich Straßen,
Die unterm Schnee verborgen, grüß die Quelle,
An der ich trank, das Brot der Bauern brach, —
Grüße die Birken unter Winterhelle.

Fischmarkt

Das nenn ich Lust: der dünne Regen rieselt,
Der Hering jappt, der Fischer wiegt den Dorsch,
Schnee taut dir unterm Fuß; Treibhölzer, morsch
Und hochgestapelt, bergen dich vorm West.
Und faul Geschupp und Salzgeruch — gepreßt
Ins Marktgewühl, hörst lachend du den Zwist
Von Bürgerfrau und altem Fischerkopf,
Ob dieser Dorschschwanz recht gewogen ist.

Tyske Bryggen

Hier weist sich dir auf altem Hanseweg
Die Zeit, da man den Norden schwesterlich —
Rauh in Geschwisterschaft — umfing. Es mögen
Sich solche Jahre noch wie harte Schrift
In den Gesichtern prägen, in den Bögen;
Eichenumplankt stehn die Kontore noch,
Turmüberflankt, als spie's in ihren Trog. —

Vorbei, vorbei! Die Völker starben, warden,
Ich grüße Freunde zwischen salznen Balken
Und grüß den dürren König Dorsch, den Alten.
Das Märchen spinnt sich um die Hellebarden.



Verner von Heidenstam

IM WELTKRIEG UND 1933

„Ich habe im Weltkrieg so oft an Karl XII. und seine Mannen denken müssen. An ihren Kampf gegen die Übermacht erinnerte mich das Ringen Deutschlands gegen die ganze Welt. Das, was damals in den Schützengräben vor sich ging, nahm mir die Arbeitsruhe. Nichts hat mich so gefreut, wie die Briefe, die ich damals von deutschen Soldaten aus der Frontlinie bekam. Die mir schrieben, daß sie meine „Karoliner" mit im Tornister trugen — daß sie vor dem Sturmangriff das „Weiße Hemd" gelesen hätten."

„Glauben Sie, daß ich ruhig am Schreibtisch sitzen und schreiben könnte, wenn ihr in Deutschland Weltgeschichte macht? Sie dürfen nicht glauben, daß ich hier auf Övralid keine Verbindung zu Deutschland habe. Jeden Abend stand ich dort am Rundfunkapparat und hörte die Reden von den Männern, die eure Geschichte machen, wurde mitgerissen von dem Jubel, der ihren Worten folgte.
Auch in Schweden müssen wir dankbar sein, daß es euch in Deutschland, wie ich doch von Herzen hoffe, geglückt ist, die bolschewistische Sturmflut zu dämmen. Die ganze Kulturwelt muß euch dafür dankbar sein. Die nationale Revolution in Deutschland hat mich nicht überrascht — höchstens die Tatsache, daß sie so spät kam. Ich wußte, daß Deutschland sich nicht in Knechtschaft und nationaler Ehrlosigkeit halten lassen würde — ich wußte, daß der Tag der Freiheit nahe war. Und ich begrüße ihn.
Es hat immer lange gedauert, bis man große Männer und großes Geschehen richtig verstand. An die Lügennachrichten, die auch hier verbreitet wurden, habe ich niemals geglaubt. Natürlich wissen wir auch in Schweden, was eine Revolution bedeutet, wir wissen, daß man eisenhart zugreifen muß und daß besondere Zeiten besondere Maßnahmen rechtfertigen. Durch bedauerliche Begleiterscheinungen darf man nicht den Blick für das Große, das Wichtigste verlieren. Wir freuen uns darüber, wie schnell es euch in Deutschland geglückt ist, die Ruhe und Ordnung wiederherzustellen und wir bewundern diese Disziplin."

Heinrich George

REDE IN DRESDEN IM NOVEMBER 1939

Gestatten Sie mir, meinen Gruß an das Sachsenkontor der Nordischen Gesellschaft und dessen hochverehrte Gäste aus dem nachbarlichen Dänemark an ein Bekenntnis Henrik Ibsens anzuknüpfen. Es steht in einem Brief des Jahres 1888, worin er seinen geistigen Entwicklungsgang folgendermaßen charakterisiert:
„Ich habe damit angefangen, mich als Norweger zu fühlen, habe mich dann zum Skandinavier entwickelt und bin jetzt beim allgemein Germanischen gelandet."
Gerade Dresden, wo der große nordische Dramatiker von 1868—1875 lebte, scheint mir der rechte Ort zu sein, an dies Bekenntnis zu erinnern, zumal es für die Nordische Gesellschaft von wahrhaft programmatischer Bedeutung ist. Denn — wohlgemerkt! —: Was war der Zielpunkt seiner geistigen Entwicklung? Obwohl seine Stücke auf allen Bühnen Europas gespielt wurden, ist er vom Norweger und Skandinavier nicht etwa zum Europäer schlechthin geworden. Er landete vielmehr beim „allgemein Germanischen". Dies aber heißt: Die Rassen-Eigenart des Nordens zu verwirklichen, erschien ihm als der oberste Charakterwert, zu dem er sich erheben und entfalten wollte.
Er steuert demnach die genaue Kiellinie des gemeinschaftlichen Stammesbewußtseins, also jenen Kurs, auf dem die Nordische Gesellschaft eine geistige Verbindung zwischen den stammverwandten Nationen des germanischen Nordens zu erzielen sucht.
Ohne mich, meine sehr verehrten Damen und Herren, mit Henrik Ibsen irgendwie vergleichen zu wollen, darf ich doch sagen, daß ich als Mensch und Künstler mein Höchstes darin sehe, die angestammte Eigenart, die meine Heimat Pommern mir verliehen hat, so gründlich zu vertiefen, daß ihre Wurzel: der deutsch-nordische Charakter allen greifbar wird.
Auf meinem Wege zu mir selbst hat Skandinavien mir unendlich viel geholfen. In einer Hafenstadt der blauen Ostsee, in frischem Wind und harten Stürmen aufgewachsen,

hat es mich, schon von früher Jugend an, immer wieder nach dem Norden hingezogen.
Schon als junger Ernst Moritz Arndt-Schüler betrat ich zum ersten Male dänischen Boden und zwar bei einem Ausflug, den die ganze Schule auf dem Dampfer Odin einer Stettiner Reederei nach Bornholm machte. Das Ende dieser Reise war, daß das ganze Schiff bei der Abfahrt auf mich warten mußte und meine Eltern in großer Aufregung waren, weil ich mich auf der Insel verlaufen hatte und nicht so schnell wieder zurück wollte.
Als unbekannter junger Schauspieler habe ich Schweden und Norwegen schon bereist. Und wenn ich dabei auch noch kaum ahnte, daß ich einst so viele Rollen nordischer Dramatiker verkörpern sollte, habe ich damals doch den Grund dazu gelegt. Denn da erlebte ich zwischen den Klippen und Wasserfällen der Fjorde, den Sieben Schwestern Norwegens, die steile Einsamkeit, in welcher Ibsens Brand seine Bergkirche erbauen wollte. Da wanderte ich über die Geröllhalden, in deren Wildnis sich Per Gynt mit Trollen und Gespenstern balgte, fuhr mit den kleinen Skolgjäten und kletterte zum Nordkap herauf. Da war ich 1921 auf den Gastspielreisen des Deutschen Theaters in Stockholm zu Gast in den Kellern Carl Michael Bellmans, dieses nordischen Dionysos. Ich sah die trachtenbunten Bauernhöfe Schwedens an dem herrlichen Mälarsee und die gepflegten, stillen Bürgerstuben Dänemarks, in denen die Gestalten Jens Peter Jacobsens zu Hause sind. Dort aß und trank ich in den Fiskerkrogs und Holger Drachmanstuben und überall erklang ein „Hjertelig wellkomm!" und das Wort „Skaal" war mir schnell ein Begriff geworden.
Vor allem erinnere ich mich an eine herrliche Polarnacht: Auf der Höhe der Lofoten begegnete mein Schiff, der „General San Martin", ein alter Ostasien-Fahrer, einem merkwürdigen Segelschiff, auf dessen Kommandobrücke ein hoher Mann mit weißen Haaren stand. Es war Raoul Amundsen, der seine „Norge" von der letzten Polfahrt in die Heimat führte. Durch Funkspruch sandte ich dem großen Forscher einen Gruß, der kurz darauf erwidert wurde. Und wahrlich, diese nächtliche Verbindung durch den Äther mit dem Mann, der aus dem Eis des höchsten

Nordens und des Pols nach Hause kehrte, wird stets mein tiefstes nordisches Erlebnis bleiben.
Da nun die nordische Natur in ihrer urtümlichen Mischung von Meer und Fels, von Wald und Wind, von Stein und Sturm sich weit elementarer einprägt, als die unsrige, da ferner der nordische Mensch noch viel gebundener an Brauch und Boden, und die nordische Gesellschaft familienmäßig noch geschlossener als die unsere ist, so waren jene Wanderjahre meiner Werdezeit für mich aufs Innerste entscheidend, in mir das nordisch Wahlverwandte zu erspüren und — in Ibsens Sinn — den nordischen Charakter in mir selbst herauszuläutern.
Diese ersten Begegnungen mit Skandinavien trugen reiche Frucht, als mir als Schauspieler fast alle großen Rollen Ibsens, Björnsons, Strindbergs und — von den Lebenden — Knut Hamsuns, Selma Lagerlöfs, Hjalmar Bergmans oder Paul Sarauws, dazu zahlreiche nordländische Filme übertragen wurden. („Stützen der Gesellschaft" — „Der Volksfeind" oder „Das Meer ruft", wo ich den Nationalhelden Terje Vigen darzustellen hatte.) Aus eigenstem Erlebnis brachte ich die Atmosphäre mit, in der die nordischen Gestalten atmen.
Daß ich dabei auf dem richtigen Wege war, bestätigte sich auf den Gastspielreisen, bei denen ich in Skandinavien selbst einige Rollen dieser Dichter spielen durfte, oder — wie bei der großen Europa-Tournée des Schiller-Theaters der Reichshauptstadt 1938 — einen großen südländischen Dichter: Calderon mit seinem „Richter von Zalamea" — auch für Skandinavien erobern konnte.
Damals wurde unsere Spielgemeinschaft allerorten: in Riga, Helsinki, Stockholm, Oslo, Göteborg, Kopenhagen und Odense auf das herzlichste begrüßt, wobei jedoch nicht nur die deutsche Schauspielkunst gefeiert, sondern — über die künstlerische Wirkung weit hinaus — etwas von innerer Verbundenheit und geistiger Gemeinsamkeit, den Gastgebern und Gästen zum Erlebnis wurde.
Wieviel persönliche Beziehungen wurden bei diesem Gastspiel doch erneuert oder angeknüpft! In Kopenhagen mit der Schauspielerdynastie des Hauses Fönss, dem unvergeßlichen Johannes Poulsen, dem Neffen des großen Olaf Poulsen, mit Asta Nielsen, Bodil Ipsen, Holger Gabrielsen,

dem großen Dirigenten Ebbe Hamerik und dem Dramatiker Paul Sarauw. In Schweden mit Bengt Berg und Sven Hedin, Anders de Wahl, dem leider zu früh gestorbenen Gösta Ekman, Molander und vielen, vielen anderen! Eine besondere Auszeichnung waren die mich und mein Theater ehrenden Empfänge Seiner Majestät des Königs von Dänemark und der königlichen Familie in Stockholm.
Wie mußte es demnach mich als Intendanten des Schiller-Theaters der Reichshauptstadt beglücken, daß unsere Tournée durch Skandinavien von dem Königlichen Theater Kopenhagen im Frühjahr 1939 — ich kann nur sagen: triumphal erwidert wurde, wofür ich dem hohen Protektor unseres heutigen Abends: Seiner Exzellenz, dem Königlich Dänischen Gesandten, Kammerherrn Herluf Zahle zu dem größten Dank verpflichtet bin.
Wenn ich an den glücklichen Austausch denke, der durch solche wechselseitigen Gastspiele geleistet wurde und geleistet wird, so darf ich mit aller Bescheidenheit zum Schluß bemerken, daß bei dem Brückenbau von Volk zu Volk der Künstler — und nicht zuletzt der Schauspieler — zum Pionierdienst rechtschaffen berufen ist. Sind doch die Künstler artverwandter Völker von vornherein schon ein Familienkreis, der sich versteht und eines Herzens, eines Sinnes ist. —
So lassen Sie mich mit einem Leitwort Friedrich Schillers enden, das auch zu meinem Leitwort wurde: „Alle Kunst ist der Freude gewidmet und es gibt keine höhere und ernsthaftere Aufgabe, als die Menschen zu beglücken." Ich erhebe mein Glas mit dem alten Zunft- und Handwerksspruch: „Gott grüß die Kunst!" —: die friedliche Durchdringerin der Völker! Skaal!

Sven Hedin

AUS MEINEN DEUTSCHLAND-ERINNERUNGEN

In Deutschland entrollt die Weltgeschichte heute ihre dramatischen Geschehnisse und gigantischen Veränderungen in ununterbrochener Folge, und die Menschen werden ständig in atemloser Spannung gehalten. Für die Ungerechtigkeit, die in Versailles herrschte, hat die Stunde der Rechenschaft geschlagen. Jetzt werden die künstlichen Grenzen, die eine dauernde Kriegsgefahr bildeten, in ihre natürliche Lage gebracht. Über das grandiose Schauspiel erhebt sich höher als alle andern die Gestalt Adolf Hitlers, des unbekannten Soldaten.

Die Zukunft ruht in des Ewigen Hand — „l'avenir est à Dieu". Davon werden die Zeitungen, die Sekundenzeiger der Geschichte, morgen und Tag für Tag bis zum Ende später Zeiten berichten. Wir wollen hoffen, daß das Großdeutschland der Zukunft ein Bürge für den Weltfrieden und für die Stärkung und Erhaltung der abendländischen Kultur wird und bleibt! . . .

In meinem ersten Brief an meine Eltern aus Berlin vom 29. Oktober 1889 schreibe ich: „Man merkt, daß man sich in der Hauptstadt von Europa befindet." Trotz der Stürme, die seitdem über Deutschland dahingerast sind, kann man mit noch mehr Grund von dem Berlin des Jahres 1938 dasselbe sagen. Denn um Deutschland kreist die Weltpolitik, und auf Deutschland beruht in erster Linie die Weltentwicklung . . .

Zu einem Buch von Alma Hedin anstatt eines Vorworts (1920)

„Wann wird der große Mann kommen, der der Erde die Versöhnung, die Ruhe für die Arbeit, die Arbeitsfreude und Sicherheit wiederbringen wird? Vor ihm werden die Staatsmänner der Gegenwart zu Zwergen zusammenschrumpfen. — Ohne die geringste Sorge, von der Wirklichkeit desavouiert zu werden, und mit unerschütterlicher

Überzeugung wage ich zwei Prophezeiungen auszusprechen:

Zum ersten: Wenn die Politik der Entente noch längere Zeit von demselben unversöhnlichen Haß bestimmt wird wie jetzt, treiben wir in Europa einer Katastrophe entgegen, mit der verglichen der Weltkrieg ein Kinderspiel gewesen ist.

Zum andern: Unter allen Umständen wird Deutschland einmal sich wieder erheben, sich erholen und seine alte Größe und Macht wiedergewinnen. — Vor allem wünsche ich den Helden des Krieges, auch den ältesten, den Veteranen mit Hindenburg an der Spitze, daß sie noch erleben mögen: die Morgenröte des neuen Tages, dessen Sonne noch einmal über ihrem Vaterland leuchten wird."

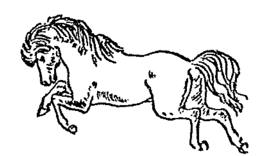
1914—1918

Der Gedanke, selbst die Fronten zu besuchen und an Ort und Stelle bis in die vorderste Feuerlinie den Krieg zu studieren, ließ mir Anfang September keine Ruhe. Tag für Tag die Telegramme und die endlosen Schilderungen der sich ständig noch vergrößernden Kriegstheater zu lesen, paßte nicht zu meinem Temperament. Ich hatte selbst Spannendes erlebt. Ich war oft in eine Lage geraten, die auf der Grenze zwischen Krieg und Frieden stand — ich war in Tibet verschiedene Male gefangen genommen worden, ein Aufgebot von mehreren hundert tibetischen Reitern hatte sich mir entgegengestellt, ich war Überfällen von Räuberbanden nur entgangen, weil meine Karawane mit Schußwaffen ausgerüstet war. Jetzt wollte ich mit meinen eigenen Augen sehen, wie sich ein moderner Krieg zwischen europäischen Großmächten ausnahm. Ich hatte das deutsche Volk im Frieden kennengelernt, hatte auf seinen Hochschulen studiert und viele Freunde in Deutschland gewonnen. Jetzt wollte ich auch die deutschen Soldaten im Felde für ihr Land und ihre Freiheit und ihre Unabhängigkeit gegen sieben Nationen, davon vier Großmächte, kämpfen sehen. Es war verständlich, daß dieser Riesenkampf für die politische Entwicklung der Welt auf fünfzig, auf hundert Jahre hinaus, vielleicht für noch längere Zeit bestimmend sein würde. Es ist stets interessant, über die Geschichte der eigenen Zeit etwas zu lesen — um

wieviel spannender würde es sein, im Wirbel des Geschehens mitzuleben, die Truppenbewegungen zu beobachten, Belagerung und Stürme von Festungen, das Feuer der Batterien, den Transport und die Pflege der Verwundeten in den Feldlazaretten, mit einem Wort alle die dramatischen Ereignisse zu sehen, die man Krieg nennt. Ich wollte von den dunklen wie von den lichten Seiten des Krieges Zeuge sein. Zu den dunklen gehören Haß, Verleumdung, Lügenpropaganda, Rache, Vernichtung, brennende Gehöfte, zu Ruinen verwandelte Städte und Dörfer, verheerte Äcker, Verwundete, Krüppel, Gefallene, Trauer, Gram, Gräber — zu den lichten Seiten gehören die Einigkeit eines ganzen Volkes, das leben will, das für seine Selbständigkeit und Ehre kämpft, die Tapferkeit, die Selbstaufopferung, die Ritterlichkeit und der Wille zum Sieg . . .

Ein Rückblick

Mit dem Jahre 1936 sind fünfzig Jahre persönlicher Beziehungen zu Deutschland in Krieg und Frieden abgelaufen. Ich habe den Aufstieg zu schwindelnd hoher Machtstellung beobachten können, von der das Reich nur gestürzt werden konnte, nachdem 6 Großmächte und 23 kleinere Staaten alle ihre Machtmittel zu seinem Untergang vereinigt hatten und nachdem die zersetzenden Elemente im eigenen Volk den der Übermacht weichenden Legionen in den Rücken fielen. Ich habe gesehen, wie dies so hart geprüfte, unter fremdem Joch geknechtete Volk dennoch nicht unterging, und wie es sich um seinen Führer scharte, als die Stunde der Befreiung und Genugtuung schlug, um dann wieder nach wenigen Jahren zu einer Machtstellung emporzusteigen, die die Achtung der ganzen Welt erweckt.
Geographisch unsere Nachbarn, rassisch unsere Stammverwandten, in der Großmachtzeit unsere Waffenbrüder — sind die Deutschen ein Volk, das sich für uns Schweden lohnt kennenzulernen, ein Volk, mit dem wir um unserer selbst und um des Friedens willen Freundschaft und Vertrauen pflegen müssen. Wenn auch einzelne Züge der nationalsozialistischen Weltanschauung unsere Mißbilligung erwecken, so müssen wir uns doch unfreundlicher Kritik der Mittel und Wege enthalten, die ein befreundetes Nachbarvolk zum Ordnen seiner eigenen inneren Angelegenheiten unternimmt. Wenn man in andern, Deutschland feindlich gesinnten Ländern seinen Mangel an Freiheit tadelt, vergißt man, daß eine Diktatur ohne Vorbehalte bald dem Untergang geweiht ist und daß der Grad von Unfreiheit, der in dem neuen Deutschland herrscht, ein Himmelreich im Vergleich zu dem Zustand ist, der durch den Versailler Frieden geschaffen wurde und dessen Ziel es war, die Deutschen für alle Zukunft zu Knechten zu machen, die still und geduldig nach den Pfeifen der Entente tanzen sollten. Man vergißt auch die Frage zu beantworten: Wie hätte es in Deutschland ausgesehen, wenn Hitler nicht die Macht übernommen und die neue Ordnung der Dinge eingeführt hätte? Die Antwort liegt klar auf der Hand; es ist unnötig, daran zu erinnern. Die Befreiung vom Sklavenjoch ohne persönliche Opfer des einzelnen ist unmöglich.
Dieses Buch bietet dem Leser nichts anderes als eine Galerie flüchtiger Erinnerungen, als Schilderungen von Personen aus einem halben Jahrhundert, von dem ich Tage, Monate und Jahre mit deutschen Männern gemeinsam verbrachte und wunderbare Abenteuer erlebte. Mir sind diese Erinnerungen kostbar und unvergeßlich. Sie haben mein Leben reicher gemacht, als es sonst gewesen wäre; ich bewahre sie mit Dankbarkeit bis zu meiner letzten Stunde. Wenn meine Bilder auch einfach und anspruchslos sind, so behandeln sie doch einige der hervorragendsten Gestalten dieser Zeit.
Ein gemeinsamer Zug vereinigt diese Bilder zu einem Ganzen: sie zeichnen sich ab auf dem mächtigen Hintergrund der Weltgeschichte, gegen die bleischweren Wolken, die nur zu oft den Horizont verdunkeln.



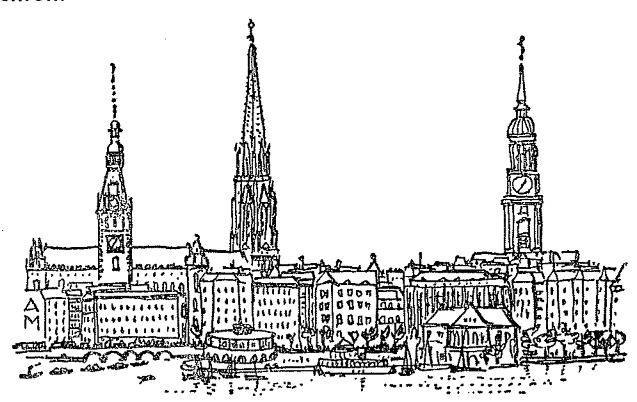
Svend Fleuron

Reliefs von einer Deutschlandreise 1936

Eines Tages saß ich auf einer Bank und wartete. Sommerlich herausgeputzt, in hellen Beinkleidern. Im Hinblick auf das unzuverlässige dänische Sommerwetter hatte ich meinen alten schwarzen Regenschirm mitgenommen. Er regte zu dem Spitznamen an, dessen ich mich hier bedienen will.
Hans Pommeranz hatte nie zuvor an einem Rednerpult gestanden und niemals jenem „Ungeheuer" in die Augen gesehen, das er mehr als alles andere fürchtete. Auf geheimen Waldpfaden, sandigen Heidewegen war er geschritten, hatte die Einsamkeit der Natur genossen und sich unter ihrem Getier verborgen. Mit Träumen und Dichten war ein langes Leben dahingegangen, und die Leute nahmen ihn so, wie er war, ein wenig sonderbar — niemand hatte bis dahin nach Hans und seinem Regenschirm ausgeschickt.
Da aber geschah es, das Unbegreifliche: von einem großen Nachbarlande, das seit langem schon mehr Sinn für Hans als für seinen Regenschirm gehabt hatte, während sein Vaterland sich immer gerade an diesen heftete, begannen Briefe hereinzuströmen mit der Aufforderung, sich doch einmal zu zeigen.
Ein seltsam anfeuernder Drang, einer Leserschaft, die ihn schätzte, entgegenzukommen, ergriff ihn. Der Regenschirm wurde fortgestellt; Hans wußte plötzlich selbst nicht mehr, daß er diese Scheuche überhaupt besaß! Er bekam Zutrauen zu sich selbst, seinem Wirken — und zu all den Büchern, die er geschrieben.

Längst schon liegt Dänemark hinter ihm. Er ist in Hamburg, steht auf dem Jungfernstieg, in der Nähe des Alsterpavillons, steht da und schreibt diese Zeilen, von dem

großen Vergangenen erfüllt, das in ihm lebte. Der Bleistift eilt über das Papier . . . Leute gehen vorbei . . . hier und da bleibt einer stehen — was tut dieser Mann? Zeichnet er? Ein Künstler vielleicht? Nein, nur ein Reisender . . . ein Reisender in Erinnerungen. Aber er trägt das Winterhilfsabzeichen wie alle anderen auch, gleich am Morgen erstanden — also gehört er wohl dazu wie alle anderen trotz dem englischen Staubmantel und seinem hoffentlich auffallend nordischen Gesicht.
Wer ein rechter Mann ist, muß sich von diesem Volk sympathisch berührt fühlen, seiner Kraft, seinem Tempo. Allein schon die Veränderung im Straßenleben gegen frühere Eindrücke! Die Armut des Krieges gänzlich verschwunden, eine neue junge und starke Zeit wirkt selbst auf den Mann, der Städte nicht ertragen kann, sondern am liebsten Fernwehträume in seinen Wäldern träumt. Er gehört diesmal gleichsam mit dazu, er soll auftreten und sein Teil zum Augenblick beisteuern — das ist etwas anderes als zu dichten.



Hamburg An der Alster

Ich gehe hinaus, unter Linden an der Alster entlang, und ich vertreibe meine Erinnerungen. Eine harte Gegenwart stellt Anforderungen an mich, und das andere muß ruhen. Aber wach, hellwach muß man jetzt sein beim Gehen, auf die Lichtzeichen achtgeben — denn es setzt eine Strafe von ein oder zwei Mark, auf der Stelle zu erlegen, wenn

man die Straße zur Unzeit überqueren will. Motorgedröhn — Kraftwagengeratter! Riesige Lastwagen mit oftmals drei langen Anhängern. Lärmende Hochbahnen. Untergrundbahnhöfe, in deren offene Schlünde man blickt — der große, moderne Verkehr. Aber die Menschen? Die Menschen müssen warten — denn jetzt brüllt ein Trecker vorbei mit zwei hochgetürmten Kiesfuhren dahinter. Und dort kommt eines der Mannschaftsautos des Heeres und dort der neueste Schrei in Stromlinienwagen. Explosionen, Knalle — und inmitten des Getöses, dicht an einem Eisenbahnwall, eine grüne, lächelnde Anlage. In der Eingangshalle ein Verkaufsstand mit Zigaretten, Selters und anderen Erfrischungen, und hinter der Scheibe ein Gretchen. Jetzt kommt ein magerer, dünnbeiniger Beamter. Sein Rock hängt ihm schlaff am Körper herunter — Postbote, denkt Hans, und ihm fällt sogleich sein wohlgenährter Larsen daheim ein, wenn der rund wie ein Faß auf seinem Rade den Villenweg hinuntertrudelte.
Ein Volk, das mir charakteristisch erscheint dadurch, daß Männer aussehen wie Männer und Frauen wie Frauen. Dekadente Typen, die überall woanders in der Welt als interessant herausgestellt werden, habe ich bis jetzt nur ein einziges Mal erlebt. Die Frauen, ja, welche Kraft hat Deutschland nicht an seinen Frauen! Fest, stark — verläßlich. Man erhascht fast nicht einen einzigen Blick. Es liegt etwas sittlich Reines über ihnen. Vielleicht sind sie nicht so mild wie unsere daheim, aber Frauen sind es mit allen Eigenschaften des Geschlechts, gut im Bett und gut am Tisch und gut bei der Arbeit an der Seite des Mannes. Können Kinder bessere Mütter verlangen?
Ich hatte unvorhergesehener Weise ein paar Tage Aufenthalt in Hamburg und konnte mich wieder der Begebenheit widmen, die bevorstand: dem Vortrag, mit dem ich das Reich bereisen sollte. Die Götter mögen es freilich bezeugen, daß ich hinreichend vorgeübt hatte! Da ich aber zu Anfang mit einem Süddeutschen gearbeitet hatte und später einen Norddeutschen bekam, war mein Hans Pommeranzscher Dialekt durcheinander geraten. Meine deutsche Reisebegleiterin berichtigte schließlich, was noch zu retten war. Am Abend aber machte ich mich frei — und zum Glück stand „Fidelio" auf dem Vortragszettel.

Können die Deutschen kämpfen, so können sie aber wahrlich auch spielen! Nun, man wußte es im Vorhinein; aber dieser Fidelio übertraf bei weitem alles, was der kleine Däne früher gehört hatte. Und dazu der Genuß — selbst auf den billigeren Plätzen — so völlig ungestört durch seine Nachbaren sitzen zu können. Immer wieder begeistert mich dieses Gefühl der Geborgenheit, mit dem man sich in einem deutschen Theater der Musik hingeben darf. Nicht ein Laut, nicht ein Schnaufen oder nur der Anlauf zu einem Flüstern. Kein vorzeitiger, die Stimmung zerreißender Beifall. Ein Genuß, auf diese Weise eine Oper zu hören, sich mitreißen, erheben und entführen zu lassen. Namentlich die Eleonora-Ouvertüre wurde so gespielt, daß man in ihrer Unsterblichkeit verging.
Während der Vortragsreise genoß ich mehrmals, ich kann ebenso gut sagen, so oft es sich tun ließ, deutsche Opernkunst. Aller aufgesparter Drang nach Harmonie, der in meinem Gemüte lebt, wurde dadurch ausgelöst. Sogar in einer verhältnismäßig kleinen Stadt, wo man im voraus nicht viel erwarten konnte, widerstand ich dieser meiner Lieblingserquickung nicht. Und singen konnten sie . . .! Ich mußte die in jeder Beziehung durchaus vertretbare Besetzung der Rollen bewundern. Niemand zerstörte etwas, und wie auf allen deutschen Bühnen wirkten die Stimmen beiderlei Geschlechts überzeugend echt. Männlichkeit und Kraft klangen aus den Männerstimmen, und die Frauen konnten mit ihrer Stimme das Weibliche ganz überzeugend verkörpern. Die Hauptrolle schien mir besonders gut besetzt, ich glaube, es war ein Fräulein . . ., nein, den Namen behalte ich lieber für mich. Am ansprechendsten erschien sie mir jedoch — wenigstens im Fernglas —, wenn sie nach Schluß des Akts wieder und wieder hervorgerufen wurde. Unter fortwährendem Knicksen mit dem einen Knie, ganz ingenue-artig und mit dem entsprechend reizenden, völlig unschuldigen Gesicht nahm sie verlegen und durchtrieben keusch die Huldigungen des Hauses hin. „Ach, sie ist achtzehn", flüsterte ich meiner Reisegefährtin zu, „nein, sie ist nur sechzehn." Und jedesmal, wenn sie hervortrat, wurde sie jünger und jünger — bei dem letzten Zipfel, den ich von ihr erhaschte, war sie zwölf geworden.

Jetzt endlich aber war ich selber, Hans Pommeranz, an der Reihe, auf den Brettern zu erscheinen, der Vortrag stand bevor. Der erste — und der erste in meinem Leben überhaupt.

Lassen Sie uns beichten, ehrlich sein und unseren Spaß haben: Ein Halsarzt hatte der Stimme die schlimmsten, rostig bellenden Fuchstöne genommen. Eine Lehrerin den Burschen sprechen gelehrt. Ein furchtbarer Übergang war es für ihn gewesen, sich so weit vom Manuskript freizumachen, daß er während des Vortrages stehen konnte. Er fühlte sich unter allen Umständen am sichersten, wenn er saß. Zu der Befreiung gelangte er erst, als er eines Tages in einen Holzschuppen ging und mit Hilfe einiger alter Bretter sich ein Rednerpult zusammenzimmerte. Dieses auf seinem Arbeitstisch anbringend, bereitete er sich auf die Welttournee vor, voller Spannung von Hund, Katze und gaffenden Enkelkindern beobachtet. Die Generalprobe verhieß das beste — jetzt schließlich geht der Vorhang zur Premiere auf.

Es hatten sich wohl hundertfünfzig Zuhörer eingefunden, und sie empfingen den keineswegs hervorragenden, geschweige denn kühnen Vortragenden mit freundlichstem Händeklatschen. Ja, der Beifall klang ebenso laut wie echt, beim Schluß auch anhaltend genug. Es entging freilich nicht meiner Aufmerksamkeit, daß viele Sätze am Ohr der Schar vorbeigingen — Teile, die infolge der Aussprache kaum verstanden worden sind. Vorsichtig, fast ängstlich forschte ich den Einführenden — einen Schulrat, den ich unglücklicherweise immer mit „Herr Stuhlrat" anredete — über meinen Erfolg aus. Er antwortete ausweichend, aber bezeichnenderweise, als ich ihn fragte, ob er den Vortrag verstanden habe, daß er das Ganze gefühlt habe.

Der Pedell hatte ein übervolles Glas Wasser rechts unter das Rednerpult gestellt, dort stand es nun unsichtbar wie ein kleines gefährliches Wichtelmännchen. Das erste Mal, als meine Finger bei einer malenden Gebärde unversehens das Glas streiften, so daß es zu schwanken schien, schauderte es in mir, und das zweite Mal bekam ich tatsächlich Angst. Wie ein Welp, der sich am warmen Ofen verbrannt hat, wagte ich während des übrigen Vortrages mich der „Bestie" kaum zu nähern.

Und dann glitt ich weiter auf meiner Bahn, überwand allmählich das Lampenfieber und spendete den Göttern meinen Dank. Am meisten schuldete ich jedoch meinem Publikum.

Lassen Sie mich es hier bezeugen: das deutsche Publikum ist ein nettes und dankbares „Ungeheuer", äußerst geduldig einem Ausländer gegenüber und voller Anteilnahme; könnte ich es umarmen, so täte ich es. An einem Abend in Berlin war unter den Damen, die mich mit dem Vortragskomitee zusammen ins Hotel begleiteten, eine Frau mit einem strahlenden Lächeln, schönen Armen und entzückend rundlicher Gestalt — allen Eigenschaften der Frau —, diese umarmte der Hans in einer plötzlichen Eingebung, als sie Lebewohl sagte. Wie in der katholischen Kirche der Pfarrer den Kelch im Namen der Gemeinde leert, so nahm ein übermütiger „Junge" aus den Wäldern des Nordens in seinem späten Mannesalter sein ganzes deutsches Vortragspublikum in seine Arme in Gestalt dieser runden, starken, warmen Mutter Germania.

War gestern in einem Museum, dessen Abgüsse vieler Grabmäler rundum in den Domen die Geschichte der Gegend erzählen. Deutlich schildern die Grabplatten den ewigen Kampf zwischen der weltlichen Macht und der geistlichen, zwischen König und Bischof, Staat und Kirche. Man sieht einen Bischof um etwa 1300 abgebildet mit zwei Königen, die er krönt. Er steht in Brusthöhe über den armen Potentaten, mit breit gewölbter Brust, großen Augen, und drückt mit seiner ringgeschmückten Bischofshand den jämmerlichen Majestäten die Krone aufs Haupt.

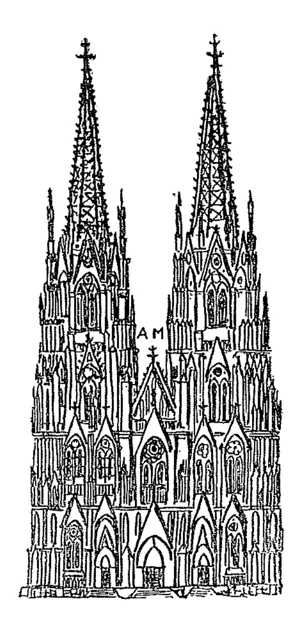
Die Kirche, die Kirche! So lange sich die Menschheit in ihrem Aberglauben von ihr in Bande schlagen läßt, stecken wir noch in den Kinderschuhen. Ein Gott wird immer sein, aber nicht eine organisierte Kirche. Vom Aberglauben holt die Kirche ihre Macht. Von der Gottheit in Gemüt und Seelentiefe des Einzelnen erhält der Mensch seine Kraft.

Jetzt aber fort auf einen forschen Morgenspaziergang; hin und wieder stehen bleibend und dieses schreibend, dann wieder mit dem Strom der guten Bürger dahineilend, bis ich zu einem Gemüsemarkt gelange. Welch herrliche

Trauben und lustige Männergestalten. Und die Frauen — die Frauen des einfachen Standes sind in ganz Europa und auf allen Gemüsemärkten gleich. Ich habe immer Sympathie für sie gehabt.

Ging über die große Rheinbrücke, die an jedem Kopf von je einem Kaiser zu Pferde flankiert ist. Riesige Gestalten auf riesigen Rossen. Mit Marschallstab und Gesetzesrolle reiten sie heran, beherrscht von Ernst — selbst die Pferdeköpfe sind durch Strenge gekennzeichnet.
Dann ein kleines drolliges Bild, das den armen Menschen und seine Menschlichkeit schildern mag: Ein Junge und ein Mädchen gleichen Alters sind auf dem Weg zur Schule. Sie gehen über einen freien Platz mit ein paar Bäumen, an einem ist ein Abfallkorb angebracht. Sicherlich reicher an Gemüt als an Gütern, diese beiden Kleinen! Jetzt wollten sie aber den Korb untersuchen. Der Junge, als der größte und kräftigste, konnte mit den Armen bis auf den Grund reichen, und unter des Mädchens gespanntester Aufmerksamkeit holte er eine leere Schokoladenschachtel herauf. Er zerrte sie auseinander und holte das glänzende Stanniol hervor — eben diesem galt der Beutezug. Mit ein paar raschen Bewegungen glättete er das Stanniol, öffnete die Schultasche und steckte den Schatz zufrieden in ein Buch. Den nächsten silbernen Lappen sollte sie haben — und er wühlte im Korbe, dessen Grund keines von beiden sehen konnte. Aber es war nichts mehr darin. Sie sah ihn zweifelnd an, aber er schüttelte energisch den Kopf, griff nach seinem Schulranzen und trottete von dannen. Zusammenschauernd und die Locken aus der Stirn schüttelnd folgte sie ihm ohne Widerrede — ein Bild von der Menschheit in ihrer unvollkommenen Göttlichkeit . . . Er und Sie.

Köln . . . Der Dom läutet, während Herr Pommeranz sich auf eine spannende Wanderung begibt. Seinen ersten Vortragsabend habe ich skizziert. Jetzt ist der Tag gekommen, wo er zum ersten Male im deutschen Rundfunk auftreten soll.
Als das Interview für den Rundfunk zu Ende war, herrschte allgemeine Munterkeit im Studio. Man drängte sich heran, um das Original zu sehen. Was hatte er denn gesagt? Ungefähr das Folgende:



„Ich kann natürlich wie eine jede Primadonna das Übliche über Köln sagen, aber lieber will ich doch etwas Unübliches sagen. Alle Städte sind für mich gleich, es fahren Straßenbahnen darin und so furchtbar viele Autos, daß man die Straße nicht überqueren kann . . . Rom, Stockholm, Berlin, Kopenhagen . . . alles dasselbe! Nun ja, Köln . . . Köln hat drei Dinge, die ich, um Ihnen eine Freude zu machen, hervorheben will: die Luft, erfüllt von Nebeldunst und Rauch, und dann den Dom, über den man ja nicht gerade fällt, und schließlich den Rhein —“ und in diesem Augenblick bestürmten ihn alte, ferne Schulerinnerungen — „der verfluchter Rhein“ schrie er, „der mitsamt seinen Nebenflüssen und allen Gebirgsketten von Deutschland mich in meiner Schulzeit gepeinigt hat.“ Etwas in dieser Richtung wurde daraus oder vielleicht gar noch viel schlimmer.

Das Zwiegespräch wurde auf Wachsplatten aufgenommen, und nachdem man das Wunderkind lange genug beaugenscheinigt und photographiert hatte, wurde ich auf einen Stuhl gesetzt und durfte nun meiner eigenen Stimme

zuhören. Grauenhaft. Heiser. Nervös. Gereizt. Alle aber sagten, das Interview sei unterhaltend — ach, da zerbrach die Platte durch irgendeinen für Hans glückhaften Umstand. Es wurde nie gesendet.

Morgens fange ich nach Bauernart den Tag mit einem Gericht Grütze an. Diese hat mit der von den Deutschen eingeführten selbsttätigen Bedienungsabgabe von zehn Prozent immer 82 bis 85 bis 90 Pfennig gekostet und dem „Herrn Ober" dann einen Extrapfennig eingetragen, da es ja auf der Hand lag, eine Mark zu geben. Ein Reisender kann sonst diese über ganz Deutschland bis ins letzte Dorf durchgeführte Trinkgeldablösung nicht genügend preisen, die es so ungeheuer leicht macht, in diesem Lande zu reisen. Mit einem „Auf Wiedersehen" verläßt man in bestem Einvernehmen die Hotels, und wenn man dort auch nur, was ja häufig genug der Fall ist, eine Nacht geschlafen hat und nicht mehr als ein Abendessen im Restaurant verzehrt hat. Niemand erwartet etwas Besonderes und erweist dem Gast doch eine Zuvorkommenheit, die ihren Eindruck auf diesen auch nicht verfehlt. Es fällt hier auch mehr auf als irgendwo anders, jedenfalls mehr als bei uns zu Lande, daß die Dienerschaft vom Portier bis zum Stubenmädchen und Hausknecht sich mit dem Betriebe verwachsen fühlt und ihr Bestes tut, damit der Gast sich wohlbefinden und späterhin die Vorzüge des Hotels rühmen und weitererzählen soll. Man kann bei Bezahlung einer Rechnung eine Summe nach oben hin abrunden, aber nur Trägern und Hausdienern gegenüber habe ich es meinen Kassenmeister tun sehen.
In dieser Verbindung wäre es angebracht, ein paar Worte über den „Herrn Ober" zu sagen. Wie ist es unterhaltend, die verschiedenen Stimmen der Gäste ihn rufen zu hören. Im Baß, im Diskant, voll Ungeduld oder im Phlegma — und seine dem Rufenden gegenüber immer gleichbleibende Ungerührtheit zu beobachten. Gemütlich nimmt er einen in Empfang, schlägt mit der Serviette über den Tisch, um die Krumen wegzufegen — nur die steifen Hotelkellner in Frack und weißer Weste hat meine ländliche Einstellung schwer verwinden können. Die anderen aber ringsum in Restaurants, Kaffees und den richtigen alten behaglichen

Familienhotels — ja wie ist dort der deutsche „Herr Ober" liebenswürdig. Verhilft dem Gast zu dem rechten Essen und Wein, und ist oftmals sehr daran interessiert, wenn er hört, daß man Ausländer ist, zu erfahren, wie das Essen einem geschmeckt hat und ist stolz und erfreut, wenn man zufrieden nickt. Sehr gut, Herr Ober . . . ausgezeichnet! — Was die Hotels in Deutschland betrifft, so finde ich sie einfach vorzüglich, die meisten mit doppelten Türen und von dem Verständnis geprägt, daß die Rücksicht auf die Gäste allem voransteht.

Weit herum hat meine Reisegefährtin mich schon geführt, und man muß es den Deutschen lassen: fahren können sie! Pünktlichkeit, Schnelligkeit — die Wagenräder gleiten über die Schienen. Die großen, starken Lokomotiven fauchen hitzig im gleichen, regelmäßigen Takt . . . sie spinnen. Die Abteile sind reinlich, die Toiletten in Ordnung und das deutsche Reisepublikum außerordentlich angenehm, höflich, zuvorkommend und von unbedingter Reisekultur. Kein Pfeifen in den Abteilen. Kein Aufkreischen. Auch die Speisewagen sind es wert, hervorgehoben zu werden. Gutes Essen und nicht teuer. Höfliche Bedienung — überhaupt ein Eisenbahnpersonal, das in seinem Auftreten mustergültig ist. — Und welche Träger! Nicht nur dienstbereit, sondern auch bestrebt den Leuten, deren Koffer ihnen anvertraut sind, von Nutzen zu sein.
Jeder Landesteil, den wir durchfahren haben, trägt seine Eigenart durch die neuen Fahrgäste, die der Zug jeweilig aufnimmt, ins Abteil hinein. In den Gebieten um den Rhein herum die lebhaften dunklen Rheinländer, die durchaus nordischen Typen um Jena und Weimar, und jetzt eilen wir den alten preußischen Ländern zu, jetzt kommen die slawischen Gesichter mit den vorstehenden Backenknochen, den runden, breiten, flachen, aber starken Gesichtern auf hohen, fülligen Körpern. Ein vollgültiger Vertreter dieser Rasse saß mir gerade gegenüber, ein kurzgeschorener Rundschädel mit einem Kopf wie eine Kanonenkugel. Stirn, Backenknochen, Unterkiefer ließen keinen Zweifel an seiner Kraft, Zähigkeit und Energie aufkommen, und die großen Guckaugen, die beim Beobachten schmal und scharf wurden, hatten einen Ausdruck ruhiger, ausgeglichener

Gemütsart eines Menschen, der sich nicht überraschen ließ. Er las seine Zeitung von oben bis unten durch, durchpflügte sie gründlich, wandte die Blätter mit beherrschter Ruhe um, glättete die Zeitung und legte sie, ohne sich zu übereilen, zusammen, um so bequemer lesen zu können. Neugierig forschend wie eine Katze vor dem Mauseloch, ohne doch seine Spannung zu verraten oder sich auch nur im geringsten gehen zu lassen, sah er, während die Hände über das dünne, dichtbedruckte Papier strichen und es zurechtbogen, nach oben, ein Genuß wartete seiner, ein Fang: im nächsten Augenblick sollte seine Gründlichkeit belohnt werden, indem er wieder Zeile auf Zeile folgen und seinen Geist durch neuen Stoff bereichern durfte.
Ostpreußen! Ein Land mit großen Linien und starker Luft. Rominten — ja, dort war ich! Aber ich besuchte auch Trakehnen, und bei diesem Besuch will ich verweilen. Hier wohnte ich dem großen Hubertusritt des Jahres bei. Die Strecke betrug sechstausend Meter und war mit Hindernissen gespickt, aber dank meinem kleinen einglasigen Feldstecher war es mir verhältnismäßig leicht, dem Feld zu folgen. Endlich kommen die beiden Pikeure, die die Schleppe auslegen. Sie nehmen in kurzem Galopp schneidig alle Hindernisse. Fünf, sechs Minuten darauf hören wir die Meute Hals geben. Ehe sie auf die große Weide vor uns hinausgelangt, von Pfahl- und Steineinfriedigungen umhegt, lenkt ein neben mir Stehender die Aufmerksamkeit auf einen Sprung flüchtigen Wildes, das sich durch seine weiten, hohen Fluchten sofort als Rehwild entpuppt. Sie überqueren die Fuchsschleppe und kommen kurze Zeit darauf wieder zurückgetrollt, gerade, als die Meute mit hellem Geläut ihnen nachsetzt. Ich vermutete, daß die ganze Jagd zum Teufel gehen würde, aber die Hunde ziehen nur ganz vereinzelt dem Geläuf des Rehwilds nach. Wild und Hunde scheinen aneinander gewöhnt zu sein, und die Tiere springen immer weiter wahllos rund herum, bald zur einen Seite abtrollend, bald zur anderen. Ganz offenbar gehörten sie zu den von Hecken und Futterhütten durchsetzten Weiden des großen Gestüts.
Jetzt aber kam das Feld zum Vorschein und hielt in loser Reihenfolge auf die ersten Heckenpfähle zu. Die Pferde gingen schneidig darüber, nur eines stürzte, und sein rot-

befrackter Reiter blieb beunruhigend lange liegen. Keine Muße sich bei ihm aufzuhalten. Die vielen Reiter stürzten an ein neues Hindernis heran, das gerade vor dem Hang zu einer etwas höher gelegenen Wegbahn stand. Nachdem dieses genommen, sollte ein Graben übersprungen werden, und nun ging es weiter fort über die anderen Hürden.

Der Trakehner Hengst springt gern, ist überhaupt auffallend willig und mit Lust bei dem Unternehmen, bestrebt, sein Bestes herzugeben. Gleicht in dieser Hinsicht seiner Nation, die den Wert des Gehorsams kennt und unter allen Umständen ihre Pflicht tut. — Das dichte Feld nahm die Hindernisse mit Glanz, nur einige wenige kullerten an der Erde, während die reiterlosen Pferde den anderen nachjagten. Die Pferde, und diese waren es namentlich, auf die ich in meiner Eigenschaft als ehemaliger Artillerieoffizier meine Aufmerksamkeit richtete, kamen mit geblähten Nüstern, hochragenden Häuptern und vollführten mit blitzenden Augen und nach vorn gestellten Ohren ohne Murren die alles andere als leichten Sprünge. Eine Dame eilt an mir vorbei, von dem Reiter im roten Frack eifrig in Anspruch genommen, der sich noch immer nicht vom Erdboden erhoben hat. „Wer ist es?“ ruft sie . . ., „es ist doch nicht etwa mein Mann?“ Aber es war ihr Mann. Ein verspäteter Reiter sprengt in diesem Augenblick gegen die Hürde vor der Wegbahn heran, aber das Pferd bleibt hängen und stürzt mitten vor uns in den Morast, so daß der Reiter über den Weg hinrollt. Völlig verschmutzt, mit einem großen Fladen schlammiger Erde auf dem Rücken, kam er rasch wieder auf die Beine, ohne Schaden davongetragen zu haben, wohingegen das Pferd, dessen Zügel er hastig ergreift, mit dem einen Vorderbein hinkt und abgeführt werden muß.

Dergleichen Erlebnisse waren einem vergönnt zwischen den Vorträgen, und sie erfrischten mich. Häufig traf man auch Menschen, zu denen man Zuneigung faßte. Wo war es doch, wo ich den Stadtrat traf? Einerlei mit der Stadt. Er lud zum Abendessen im Restaurant darunter ein, wo wir um einen langen Tisch versammelt waren. Ein heller,

nordischer Typus — Dithmarscher, sagte er und fügte hinzu: — Die Dithmarscher und die Dänen haben immer in Streit miteinander gelegen! — Ja, aber jetzt soll es vorbei sein, erklärte ich entschieden. Er gab seinem Zweifel Ausdruck, was mich dazu veranlaßte, laut zu bekennen: „Es ist Hitlers großer Gedanke, dies mit dem Norden, und wenn die alten Streitigkeiten nicht aufhören und die Grenze in Nordschleswig nicht festliegt, haben der Nordische Gedanke und das germanische Gemeinsamkeitsgefühl keinen Sinn, dann wendet sich der Norden geschlossen dem Norden zu."

So kann man sich bekriegen — in Deutschland wie überall — und unterdes den Becher kreisen lassen.

O ja, es wird gelebt in Deutschland — drauflos gelebt ganz wie bei uns auch. Das Jazz-Orchester lädt die Jugend ein zu Tanz und Spiel zur Teezeit am Nachmittag, und alle Restaurants sind abends gesteckt voll. Sparen, sparen! verkünden große Sprichworte von Brandmauern und Straßenecken, und die Bankhäuser sind überfüllt. Das Essen erscheint mir gut und nicht teuer, das „Gedeck" der Speisehäuser ist weit besser als unsere billigen Mittagessen, und ihre vielen Gerichte schlagen die unseren entsprechend aus dem Felde, namentlich in bezug auf das, was man für sein Geld bekommt.

Der Morgenschnellzug braust heran, kaum daß der Dithmarscher und der Däne voneinander gelassen hatten. Zwei riesige Lokomotiven und ein Zug so lang, daß Hans, dieser Dorfmensch, von Verwunderung erfüllt ist. Geradezu tierhaft, so eine moderne Lokomotive, mit großen hochgestülpten Behängen zu jeder Seite, geblähten Nüstern, aus denen es dampft, und heftig atmenden Flanken an den Räderbeinen entlang, die wie ein Mühlwerk laufen, mit einer Geschwindigkeit, daß die Augen die Beine kaum unterscheiden können — eine Kreuzung zwischen einem vorsintflutlichen Ungeheuer und dem Fabeltier neuester Zeit, tiefatmend, fauchend, plötzlich aus überraschend gut versteckten Reserve-Atemlöchern blasend und den armen Hans geradezu in Schrecken versetzend durch seine verhältnismäßige Lautlosigkeit und sein gleichsam elastisches Herannahen.

Heute ist Eintopftag, und jetzt erlebe ich ihn zum ersten Male im Speisewagen. Meine Begleiterin hat eine hochgefüllte Portion Linsen mit Suppengrün und Wurstscheiben darin verzehrt, der Dörfler eine ebensolche Portion gekochtes Hammelfleisch, das sich unter einer leckeren Suppe von Kohl und Kartoffeln verbirgt. Ich erschrak, als der Kellner mit dem Berge erschien, und meine Dame begann sich im Namen des Landsmannes darüber zu entrüsten, daß der Däne so heikel war. Aber es dauerte nur so lange, bis er an dem Gericht gekostet und vor allem mit Hilfe eines zweiten Tellers es soweit abgekühlt hatte, daß es zu genießen war — da gefiel es gerade dem Urenkel des belgischen Waffenschmieds und erinnerte ihn an seine Mutter, die die herrlichen Kräutersuppen gekannt und geliebt hatte. Er ließ sich denn auch die Aufschrift geben und tischt sie heute immer in seinem Hause auf.

Die Sensation des Tages, als wir zum Hotel gelangten, war im übrigen folgendes: Pommeranz geht über die Straße und bleibt einen Augenblick stehen, um mit seinem Einzelfernglas einen Bronzereiter zu betrachten, als eine Stimme hinter ihm ertönt, um die er sich jedoch nicht weiter kümmert. Die Stimme wird lauter, und ein freundliches Gesicht taucht plötzlich an seiner linken Seite auf. „Ihr Gürtel hat sich hinten umgelegt, mein Herr", sagt die Stimme, die der Dörfler endlich versteht, und die, wie sich herausstellt, zu einem einfachen und vertrauenerweckenden Manne gehört. „Ich fand doch, ich müsse Sie darauf aufmerksam machen!" Hans bedankt sich verbindlich und geht weiter, während er an dem Gürtel seines Staubmantels herumfingert.

Es erscheint dem sehr ungelenken Herrn Pommeranz höchst schwierig, den Gürtel wieder in die richtige Lage zu bringen, aber er wagt es nicht, in diesem Zustand weiter die Straße hinunterzugehen. Die Deutschen sind ein Volk der Ordnung, und wenn so ein gewöhnlicher Mann sich so viel Mühe macht, ihm über eine Nachlässigkeit Bescheid zu geben, die bei seinen Landsleuten ein alltägliches Vor-

kommnis ist, wird er sicher noch anderen höflichen Zurechtweisungen ausgesetzt sein, wenn er seinen Anzug nicht in Ordnung bringt. — Später beim Mittagessen erzähle ich meiner Tischnachbarin von dem Erlebnis. „Echt deutsch", sage ich und lache. „Echt dänisch", gibt sie zurück, „nämlich, daß Sie lachen! Sie verstehen nicht, daß der Mann selbst ein Unbehagen fühlen würde, wenn er entdeckte, daß er auf offener Straße mit verkehrt sitzendem Gürtel gelaufen wäre und meint, eine solche Unordnung, von der Sie nichts wissen, wäre Ihnen auch nicht angenehm, darum hat er Sie darauf aufmerksam gemacht."
Ja, wahrlich: deutsch und dänisch — in einer Nußschale.

Die Reise neigt sich ihrem Ende zu. Bevor das Publikum eintrifft, nehmen wir den Saal in Augenschein, in dem das Finale stattfinden soll. Der Vortragende wird zum Rednerpult geführt, und die Herren, die den Abend veranstalten, nehmen Platz auf der hintersten Stuhlreihe. Ich soll einige Worte sagen, damit man hören kann, wie weit die Stimme trägt.
Was sagte ich bei dieser Probe? Mag der Dichter hier den lose hingeworfenen Probesätzen des Bauern, seinem Pathos und Flüstern, seinen abgerissenen Worten Leben verleihen:
„Dieser Vortrag ist der letzte auf dieser meiner Reise, jener Wunderreise durch das Deutsche Reich vom Süden bis zum Norden, von Ost nach West und im Kreise herum. Ich habe dieses Volk gesehen, dieses einzigartig starke, tüchtige und genügsame Volk, dessen Stamm auch der meine ist — glücklich, wer sein Blut, seinen Mut, seinen Geist in sich trägt."
Draußen goß es in Strömen, und zu Unterhaltungen auf der Straße forderte das Wetter nicht auf — Schriftsteller und Sekretär hatten für den Rest des Tages frei. Machten ein paar Einkäufe für die restlichen Mark, die wir noch hatten, und liefen uns dann warm, besahen die Überreste der einst imponierenden Wälle der Stadt. — „Welche Festung, welches Heer, das die Kaufleute damals erhalten mußten!" Die Antwort der deutschen Frau der Gegenwart an meiner Seite war bezeichnend genug: „Konnten sie es sich denn leisten, es zu unterlassen?"

(Aus dem Dänischen von Thyra Dohrenburg.)

Veikko Antero Koskenniemi

MEIN TIEFSTES DEUTSCHES KULTURERLEBNIS

Mein tiefstes deutsches Kulturerlebnis ist Goethe gewesen und ist es noch immer. Das Eindringen in seine Welt führt uns durch alle Schichten des Menschenlebens dem verborgenen Wesenskern des Daseins entgegen, der nirgend unserem tastenden Ahnen so anwesend ist als in der Dichtung Goethes. „Iphigenie auf Tauris" ist die edelste Erscheinung der ethischen Menschlichkeit in der europäischen Dramatik und nie hört man in der Weltliteratur das Klopfen des Menschenherzens so unmittelbar als in der Lyrik Goethes. Und wer hat tiefer in die Geheimnisse des Naturgeschehens hineingeblickt als Goethe?
Goethes Werk ist die kostbarste Siegesbeute, die der moderne Mensch im Kampfe mit dem Lebensproblem errungen hat. Das ganze Europa steht in Schuld zu seinem deutschen Geist und diese Schuld wächst mit den Jahrzehnten und Jahrhunderten.

Turku, den 24. November 1939.

Hanns Johst

ÜBER FINNLAND

Im Rahmen dieses vaterländischen Instituts* liest auch der große, junge finnische Dichter V. A. Koskenniemi. Er widmete mir den Sonderdruck eines Gedichtes, das, wie er mir selbst mit berechtigtem Seherstolz schreibt, unmittelbar nach dem Versailler „Frieden" entstand. Es heißt: „Die Wacht am Rhein."**

Eine Übersetzung kann nur den brennenden Inhalt dieser Klage geben und keineswegs das formale Vermögen der Muttersprache erfassen, in der es klingt . . .

Wo in aller Welt entflammte eines Dichters Herz solch brüderlicher Choral des guten Glaubens? Wir Deutschen haben allen Grund, den Namen Koskenniemi in Liebe und Treue in das Buch unserer Dankbarkeit einzutragen.

Ich habe das Glück, von ihm auch eine Studie über das malerische Finnland mit herzlichen Worten innerer Verbundenheit gewidmet zu erhalten. Wie er hier mit fünfhundert Jahre alten Kiefern und mit den Fichten, deren Raunen die Weisheit und den Schutz der Väter birgt, mit der Birke und der Esche, der Traubenkirsche und dem Vogelbeerbaum seine Heimat beschwört, oder mit dem ewigen Gefälle des Imatra auf trotzigem Granit den Rhythmus seines Landes andeutet, ist tiefstes Naturerlebnis . .

Während uns der Zug von Åbo nach Helsingfors führt, spricht ein deutscher Offizier, der seit dem Krieg in finnischen Diensten verblieb, vom Freiheitskampf dieses tapferen Volkes und von den politischen Zuständen des Landes. Alle europäischen Sorgen der Regierungen in bezug auf Staatsform und Zuständigkeiten, auf Evolutionen und Revolutionen, auf soziale Programme und wirtschaftliche Spekulationen rotieren vor meinem inneren Auge, während die Landschaft draußen ihre Bilderbögen vor meinem Gesicht umblättert.

Man sage mir nicht, man müsse jahrelang in einem Lande leben, um es erfassen zu können. Alles ist eine intuitive

* Finnische Akademie in Turku.
** Gedruckt im Anschluß an diesen Beitrag.

Frage der Liebe. Entweder man ist vom ersten Augenblick her instinktiv zärtlich liebend eingestellt, oder man bleibt kühler Kaufmann, mag man Tage, mag man Jahre im Raum der betreffenden Umwelt zubringen.

Auf keiner Reise zwischen Spitzbergen und Afrika beglückte mich der erste Schritt, den ich auf dem neuen Boden tat, derartig unaussprechlich als hier in Finnland. Auf jeder Station muß ich den Zug verlassen, um auf dieser Erde ein paar Schritte zu gehen. Jeder Schritt bedeutet mir hier Erlebnis. Wir alle sind als Knaben bei unseren Großeltern über das erste Eis des nahen Teiches vorsichtig und prüfend geschritten und haben bei jedem Schritt bangend und hoffend erprobt, ob uns die weiße Kristallfläche trüge. Und wir haben diese eisige Brücke, die uns vom vertrauten Ufer zu vertrautem Ufer führte, als ein magisches Wunder des herrlichen Winters erfühlt. So geht es mir hier. Ich stehe auf fremdem, ungewohntem, unbekanntem Boden, und ich fühle voll knabenhafter Freude, daß er mich trägt, und wie als Knabe nehme ich dieses Tragen nicht als eine natürliche Selbstverständlichkeit, sondern als ein heimliches, zärtliches Gastgeschenk. Diese Erde und ich, wir mögen einander, und wir kennen einander auf eine seltsame Weise . . .

Der erste Eindruck, den diese Stadt* macht, ist der einer noblen Residenz. Der Verkehr ist kein weltstädtischer Bluff für Statistiker, sondern er wird in allen seinen Erscheinungen und seinem Tempo vom guten Ton kultivierter Einzelpersonen bestimmt. Niemand markiert gehetzte Eile, sondern jeder Passant nimmt sich die Zeit, die sein Gang benötigt. Er disponiert, er beherrscht Richtung und Ziel. Vielleicht erzieht hier der steife Ostwind sein Publikum zu einer musterhaften Verkehrsdisziplin, denn bei dreißig Grad unter Null verliert sich die Lust, einander Betrieb vorzuspielen, von selbst.

Dann sah ich noch keine Stadt von solch makelloser Reinheit. Die Fassaden der Häuser auf den breiten Straßenzeilen sind alle ausnahmslos ohne jene verrußten Gesimse, die den mitteleuropäischen Industriestädten jene verlebten und verhärmten Züge leihen. Helsingfors ist durch und

* Helsinki (Helsingfors).

durch elektrisiert. Das mag der erste Grund dieser Sauberkeit sein. Der zweite wahrscheinlich das Klima. Schnee und klarer Frost sind peinliche Putzfrauen . . .

In eine Zeit, da die Ostsee noch Binnensee war, führt die vorgeschichtliche Abteilung von Finnlands großem Nationalmuseum. Die Gefahr der europäischen Museen wird allmählich die Repräsentanz. Prunkräume der Vergangenheit entstehen, gute Stuben. Ausgrabungen, Auffassungen schlagen ihre interessanten Pfauenräder.

Nichts von dieser wissenschaftlichen Geschäftigkeit hier, da alle Dinge im Dienst einer unendlichen Hingabe an die Heimat scheu und ländlich verlegen leise vor sich hinsagen, woher sie kommen und welchem Zweck sie zuerkannt wurden.

Dem Laien fallen immer Gegenstände in die Augen, die den führenden Direktor bestimmt nicht in gleichem Maße angehen.

Da ist etwa die Sondersammlung der Skier. Der Vertreter der ältesten Garde ist dreitausendfünfhundert Jahre alt und stammt aus der Übergangsperiode von der Steinzeit zur Bronzezeit. Er wurde im Moor bei Herajoki im Tavastland gefunden. Die Bindungsstelle ist noch aus dem Gleitholz herausgehöhlt, so daß der Fuß in einer einfachen Vertiefung ruht.

Die ersten Bindungen bohrten ihre Löcher senkrecht durch den Boden des Skis, einige dieser uralten Bretteln sind unwahrscheinlich breit und vor allem ungleich. Der linke Ski hat eine Rille, um die Richtung zu halten, während der Läufer mit dem kürzeren rechten ständig nur abstieß. Man bediente sich dabei natürlich auch nur eines Stockes, und die Fortbewegung glich mehr einem einbeinigen Hüpfen als dem eleganten Gleiten, mit dem heute unsere Meister ihre verwegenen Bögen schwingen. Mit diesen Hilfsmitteln also verfolgten die früheren Jäger ihre Beute im Dickicht verkrüppelter Birken und im Wirbel des verschneiten Winters.

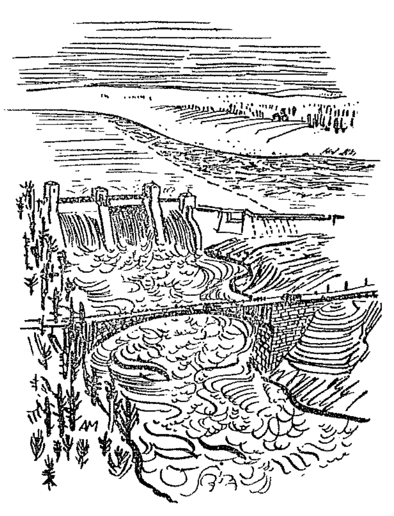
Vor den Hungerbroten des nördlichen Finnlands steht man lange. Aus Kiefernborke, die die Unglücklichen zwischen Steinen mahlten, buken sie dieses steinharte, spröde Brot.

Noch heute kommt es vor, daß versprengte Jägergruppen auf dieses Mittel zurückgreifen müssen.

Die Blockade des Weltkrieges hat uns Deutsche gelehrt, im Vaterunser bei der Bitte um das tägliche Brot die Stimme zu heben, und als Deutscher steht man vor diesem braunen Holzmehlgebäck wie vor einem bittersten Wahrzeichen tiefster Heimattreue. Solches Brot nur gibt diese Erde, und dennoch schlagen Herzen bis zu ihrem letzten Schlage unentwegt in Liebe für diese karge, unfruchtbare Landschaft . . .

Als mich das Schiff wieder zurück zur skandinavischen Halbinsel trug, war es mir, als verließe ich einen Erdteil, als verließe ich eine Welt.

Das scheidende Auge umwirbt wieder und wieder die klaren Linien des Horizontes, an denen weites, weißes Land zu Inseln und letzten Kirchen zerbröckelt. Das Auge schaut und bewundert, bis die Dunkelheit und die Entfernung Land und Ufer in der Tiefe verbergen. Sterne sind bronzener Beschlag auf der Wölbung dieser märchenscheuen, versinkenden Truhe . . .



Imatrafall

Veikko Antero Koskenniemi

DIE WACHT AM RHEIN (1920)

O Deutschland, um dein Golgatha im Bunde
steht aller Haß und Hohn und Niedertracht.
Es ist der Kleinen und der Kleinheit Stunde,
erliegt der Riese, erst, zu Fall gebracht.
Nacht ward dir, Deutschland, statt der Morgenwonne,
wie Rost an deinem Schwert frißt arger Neid.
Doch, Deutschlands Sonne ist der Menschheit Sonne,
und Deutschlands Nacht die Nacht der Menschlichkeit.

Dich deckt die Nacht, doch eine klarbesternte,
und noch wird leuchten dir des Morgens Strahl,
und deine Arbeit bringt dir neue Ernte,
du größter Sämann in der Völker Zahl.
Und blanker noch wirst deinen Schild du heben
hoch über das Gewühl der wirren Zeit,
vergelten wirst du, groß im Geist und Leben,
mit Seelenhoheit Tränen, Blut und Leid.

Kants Himmel strahlt dir hoch noch überm Dunkel,
aus Weimar blitzt dein Genius hehr und licht,
das Wort aus Worms hallt noch durch das Gemunkel
wie einst: Hier steh ich und kann anders nicht!
Das Suchen deines Faust, gespornt von Sorgen,
vertieft das Menschentum noch jetzt wie je,
Bachs Orgel spielt noch ein den Feiermorgen
und seufzt der Erdenwesen Sehnsuchtsweh.

Die rohe Macht kann vieles niederschlagen,
doch den Gedanken nur, der wirkt und schafft,
und in des Geistes Welt steht ohne Zagen
die Wacht am Rhein noch in geprüfter Kraft.
Sie blickt herab vom Gipfel der Geschichte
auf Zwerglinge, zu Rach und Raub gesellt.
Heil ihr! Ihr Waffenrock, der ruhmreich schlichte,
hegt noch das größte Herz der Menschenwelt.

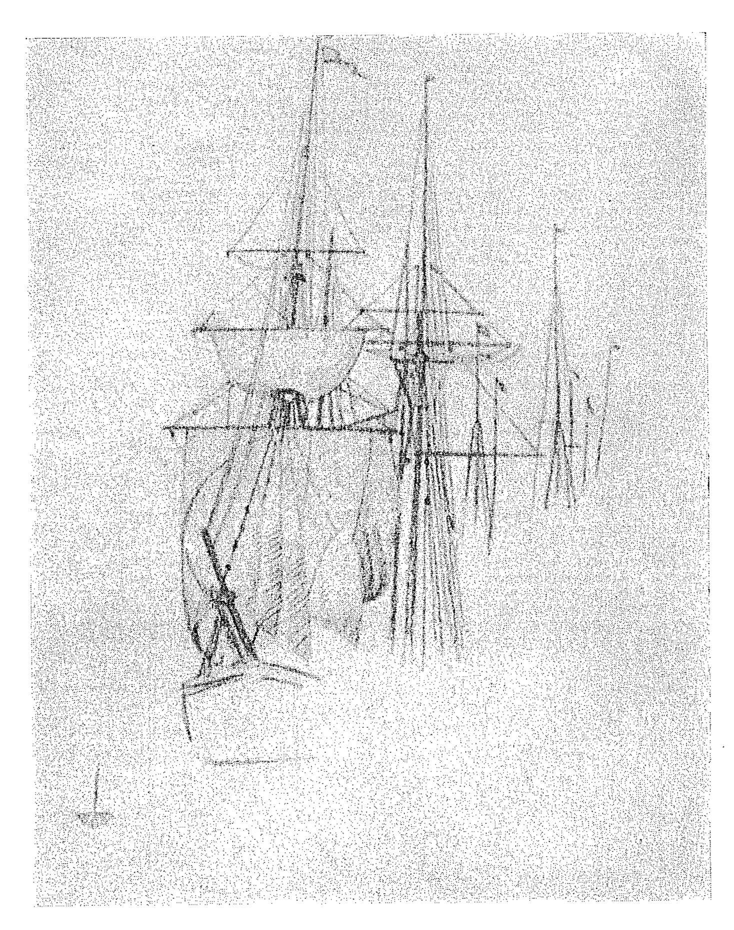
(Übersetzt von Prof. Otto Manninen.)

Clara Nordström

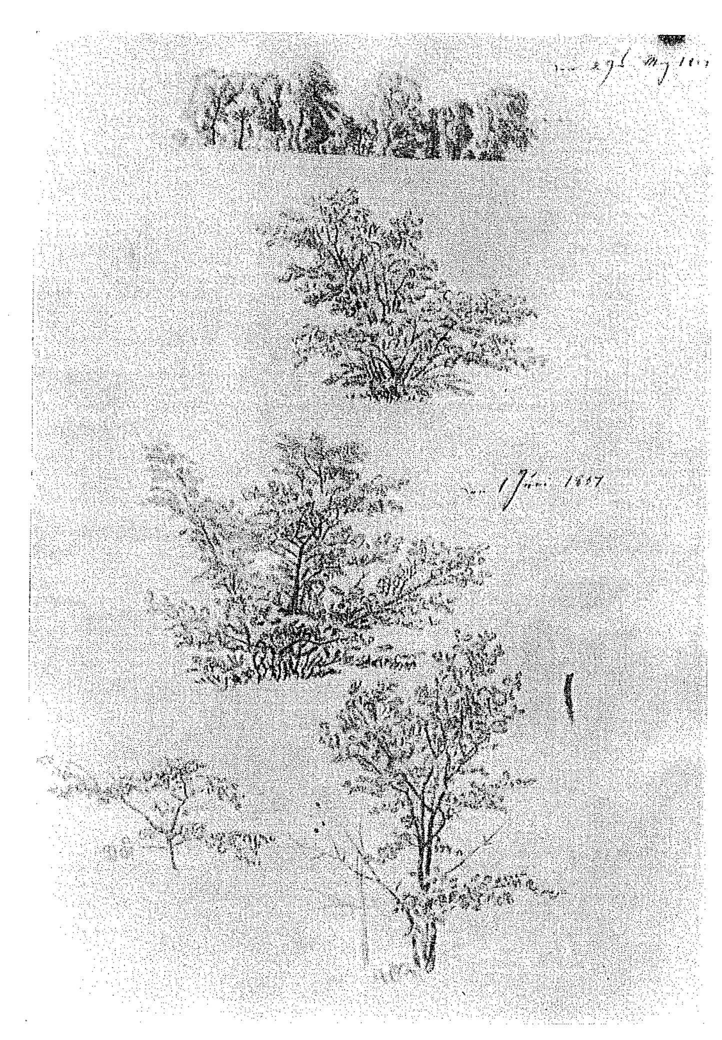
WIE MIR DEUTSCHLAND BEGEGNETE

Deutschland — Tyskland, anfangs war es ein Wort, das ich im Arbeitszimmer meines Vaters hörte.
Der deutschen Sprache begegnete ich zum ersten Male, als mein älterer Bruder einen Vers laut lernte. Bald konnte auch ich ihn. Dieser Vers sei deutsch, sagte mein Vater.
Er fuhr fort: „Deutschland ist ein großes Land, in dem ich Medizin studiert habe. In Deutschland werden die meisten wissenschaftlichen Entdeckungen gemacht, die uns Schweden viel nützen. Auch die wichtigsten medizinischen Werke kommen aus Deutschland."
Ein anderes Mal erzählte er mir: „Die deutsche Musik ist die tiefste der Welt. Der vielseitigste Dichter, den es je gegeben hat, war ein großer Deutscher, der Goethe hieß. In jeder Kirche und in jeder Schule Schwedens wird gepredigt und gebetet wie der Deutsche Luther es lehrte. Schweden würde arm sein, ohne den großen deutschen Bruder."
Seitdem dachte ich viel an dieses seltsame Land.
Eines Tages gerieten mir alte deutsche Zeitschriften in die Hände. Sie enthielten Gedichte, und Bilder von Landschaften mit Bergen, Burgen und Flüssen, und von schönen, wunderschönen Bauwerken. Trotzdem die Sprache dieser Verse mir nicht ganz verständlich war, kam sie mir geheimnisvoll vertraut vor. Und wenn ich in sie hineinhorchte, war es mir, als hörte ich die Herzen ferner Geschwister schlagen.
Später, als mein Vater mich mit siebzehn Jahren nach Deutschland gebracht hatte, erlebte ich von neuem diese Sprachverwandtschaft. Mit Bekannten zusammen machte ich einen Ausflug. Da hörte ich Menschen miteinander reden, deren Sprache ich noch besser verstand, als ich Hochdeutsch zu verstehen pflegte. Deshalb hielt ich sie für Schweden, die sich nur in einer, von mir noch nicht gehörten Mundart unterhielten.
„Aber nein", antwortete man mir, „das ist ja Plattdeutsch." Ich wußte damals garnicht, was Plattdeutsch war. Als wir aber mit jenen Menschen verhandeln mußten, konnten

einige meiner Bekannten, die aus Süddeutschland stammten, nicht verstehen, was sie sagten, und ich als Schwedin habe übersetzt.
Diese beiden Völker haben ja nicht nur einen gemeinsamen Stamm, sie haben sich ja auch während der letzten Jahrhunderte blutsmäßig zum Teil vermischt. Nicht nur im schwedischen Adelskalender findet man eine große Anzahl deutscher Namen. Auch viele der größten Schweden hatten Deutsche unter ihren Vorfahren. Der am meisten gefeierte schwedische Freiheitsheld Engelbrekt Engelbrektson entstammte einer Familie, die hundert Jahre vorher aus Deutschland eingewandert war. Gustav Adolf hatte eine Deutsche zur Mutter. Karls des Zwölften Vorfahren stammten aus der Schweiz, und der hochbegabte Schwedenkönig Gustaf der Dritte war ein Neffe Friedrichs des Großen. Auch der hervorragende schwedische Dichter Verner von Heidenstam hat zum Teil deutsches Blut, und der schwedische Maler und Bildhauer Anders Zorn hatte einen deutschen Vater.
Eigentlich muß wohl diese Blutmischung taugen, wenn sie solche Männer hervorbringt.
In Norddeutschland, besonders in Pommern und Mecklenburg, findet man viel schwedisches Blut. Vor etwas mehr als hundert Jahren gehörten ja Rügen und Teile von Pommern zu Schweden. Und noch heute sagen alte Bauern, wenn sie ins Nachbardorf wollen: „Ich gehe für ein Stündchen nach Schweden hinüber."
Jahrzehnte hindurch übte der Geist großer Schweden eine starke Wirkung in Deutschland aus. Ich denke vor allem an Heidenstam, Selma Lagerlöf, Strindberg. Und der Maler Carl Larsson, mit seinem reizvollen Buch „Haus in der Sonne", wurde von vielen Deutschen sehr geliebt.
Deutschland ist nun die Heimat meiner Kinder, aber fast jedes Jahr zieht es mich wieder nordwärts in meine alte Kinderheimat. Dabei muß mir ja auffallen, wieviel die beiden Länder voneinander empfangen haben, und täglich weiter empfangen.
In den letzten Jahren werden in Deutschland manche schwedischen Volkstänze getanzt, manche schwedischen Volkslieder gesungen. Und viele der heutigen Bräuche in Deutschland, die aus alten Zeiten stammen, erinnern mich

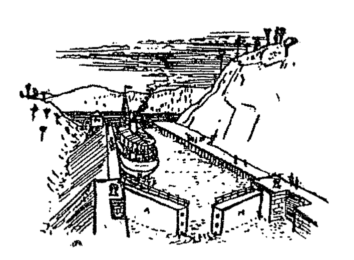


Schiffsstudie aus einem Zeichenheft Caspar David Friedrichs, Nationalmuseum Oslo
Aufn. Carla Maria Busch



Baumstudien aus dem Zeichenheft Caspar David Friedrichs

stark an Schweden. Auch im Bruderlande südlich der Ostsee werden jetzt Julfest und Mittsommer gefeiert, schwedische Muster begegnen einem in den Handwebereien, unzählige Kinder haben schwedische Namen. Mir kommt es oft vor, als wäre der Geist meiner schwedischen Heimat, so wie er in meiner Kindheit war, nach Deutschland gekommen; und der Wunsch in mir wird immer stärker, daß die Menschen in Deutschland wie in Schweden diese beiden Länder so lieben möchten, wie ich sie liebe.



Schleuse im Götakanal

Edwin Erich Dwinger

IM LAND DER ROTEN HÄUSER

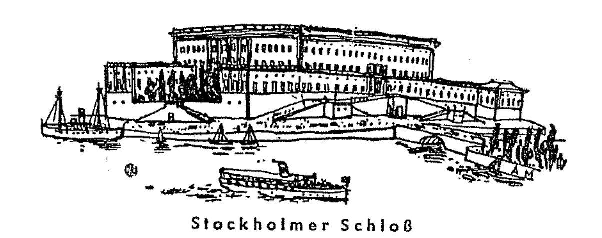
Wir fuhren bis Stockholm fast zwölf Stunden, vom frühen Morgen bis in die späte Nacht. Im schnellen Zuge von Malmö durch ganz Südschweden, beginnend mit Schonens reichen Gebieten guten Kornbodens zwischen tausend Seen, durchstreifend die felsigen Heideflächen der kargen Triften Götalands, endend mit Schwedens Glanz und Krone Stockholm. Und selbst als wir dann Stockholm wieder verließen, um durch ganz Mittelschweden noch einmal vierzehn Stunden zu fahren, um bei Kornsjö das harte Land Hamsuns zu erreichen, lagen immer noch rechts und links jene roten Häuser, die uns schon nach wenigen Minuten Landeinwärts-

fahrt bei Malmö begrüßt, denn erst in Norwegen selbst wurden sie braun und verwittert und farblos, verließ uns jenes mit weiß gefaßte leuchtende Rot, das jedem unvergeßlich sein wird, der jemals Schweden bereiste.
Zwölf Stunden sind eine lange Fahrt, selbst wenn man sie in vorbildlich bequemen Zügen zurücklegt, ich aber schaute die ganze Zeit ins Land hinein, immer wieder irgendwie vom Reize jener schweigsamen Höfe gefesselt, die in ihrer großen Einsamkeit selten in Gruppen, sondern fast immer allein standen, mit ihrem russisch anmutenden laubenförmigen Eingangsvorbau, ihrer überall sichtbaren Sauberkeit, ihren welligen Feldflächen. Es war mir ja nicht schwer, mich mit schnellem Sprung in einen solchen Bauernhof zu versetzen, denn ich lebe ja selbst auf einem solchen Einödhofe, zu dem des Winters niemand störend durch den Schnee gelangen kann — und so saß ich denn während dieser Fahrt oft in den holzgetäfelten Zimmern, unter den niedrigen Decken, vor den winzigen Fenstern. Und gedachte Selma Lagerlöfs dabei, dieses stillen Landes großer Dichterin, und war aus innerster Wärme beglückt, daß es noch solche Landschaften auf unserer Erde gibt, solch stärkende Jungborne für Städter, die vom ewigen Straßenlärm taub, vom Sehen zu vieler Bilder blind wurden ...
Als wir bei Nacht in Stockholm einliefen, mußten wir zugleich an Venedig denken — kam es nur, weil wir vor kurzem auch bei Nacht nach Venedig gekommen, oder war dieser Vergleich aus tieferen Gründen aufgestiegen? Am anderen Morgen erkannten wir bald, daß die vielen Lichter im Widerschein des Wassers uns nicht getäuscht — ein ins nordische übersetztes Venedig, so könnte man Stockholm wohl nennen. Vielleicht mochte das auch den Erbauern jenes berühmten Stadthauses vorgeschwebt haben, zu dem uns ein schwedischer Jugendfreund alsbald hinabführte — stand nicht am Ufer sogar eine ähnliche Säule wie auf dem Markusplatze, sah nicht seine Säulenfront wie die des Dogenpalastes ins Wasser? Eine besondere Führung, die uns mein Schwede ohne Mühe verschaffte, bereicherte uns in der nun folgenden Stunde des Rundganges, wie uns vorher noch niemals Ähnliches bereichert: Jene gedämpfte Moderne, mit der man hier sämtliche Stilarten Altschwedens zusammengefaßt, durch die man den Gefahren eines nur kopierenden Nachbauens entgangen war, gleichzeitig aber allen jungen schwedischen Künstlern Raum und Arbeit gegeben hatte, war hier über ein kühnes Experiment hinaus zu einer glücklichen Vollkommenheit gelangt, wie es mir bis dahin noch in keinem Lande begegnet war. Und daß dies repräsentative Haus Schwedens dennoch schlicht ist, trotz allem dafür aufgewandten Reichtum nirgends prunkhaft wurde, das scheint mir eine Leistung, die nur wenige Völker vollbrachten. Daß ich jedoch nicht im gemäldereichen Sitzungsraume, auch nicht im steinernhellen Marmorhofe, sondern in jenem goldenen Saale am längsten stand, in dem ich unter vielen Mosaiken aus Schwedens Geschichte auch eine fand, auf der sich Elsa Brändström zu verhärmten deutschen Kriegsgefangenen niederneigt — wer wollte das wohl einem Manne verdenken, dem dieser blonde Engel einst selbst geholfen?
Um Mittag fuhren wir nach Skansen hinauf, jener schönen und neuen Art von Naturmuseum, die in aller Welt Schule machen sollte: Alle Provinzen stehen dort unter freiem Himmel, entweder durch ein kleines Dorf vertreten oder durch einen Einzelbauernhof oder eine Kirche. Dort konnte man auf stillen Wegen noch einmal durch das ganze Schweden wandern, dazu durch ein vor vielen Jahrhunderten schon versunkenes. Und auf fast jedem Hofe begegnete man einer Frau in jener Tracht, die diesem Hause und der Zeit seines Alters zugehörte — entweder saß sie am brennenden Kamine, oder sie spann am alten Rocken oder butterte im alten Faß. Auch hier war wieder alles nicht kopiert, auch hier hatte man die Höfe wieder aufgebaut, wie man sie in den fernsten Provinzen abgebrochen, so witterte um alles der schöne und wilde Geist jener Zeiten, da Gösta Berling mit seinen Freunden von Hof zu Hof gejagt, zu großem Jubel und noch größerem Leide. Ich trennte mich nur schwer von diesen grasbewachsenen Dächern, von diesen Thingplätzen mit seinen Sprecherpodien aus schweren Felsen, von ihren blonden Frauen und ihren leuchtenden Trachten — konnte mich auch an ihnen zum Glück noch einmal satt sehen, als wir im gleichen Skansen dann zu Mittag aßen, von meinem Schwedenfreunde zu einem Dutzend Dingen köstlich beraten. Denn in diesem riesenhaften Holzhause aus alter Zeit bedienten wiederum nur

Mädchen in Landestrachten, aber obwohl es gut an vierzig waren, trugen doch nicht zwei von ihnen die gleichen Farben, noch die gleiche Art.
Am nächsten Tage führte unser Freund uns um die Mittagszeit aufs Schloß; mit lauten Schellen kam die Wache zur Ablösung zum Tor hereinmarschiert. Ich traute meinen Augen nicht, kam dort denn deutsche Vorkriegsinfanterie, mit ihren blanken Pickelhauben, dem Spott der ganzen „zivilisierten" Welt, in diesem Lande der urgermanischen Demokratie? Nur die Musik trägt noch die bunten Friedensfarben, belehrte man mich, die wirkliche Armee ist ebenfalls schon seit dem Kriege feldgrau. Da kamen sie denn auch, die schwedischen Soldaten in ihrem schlichten Grau, von ein paar jungen Offizieren angeführt, die schön wie junge Götter waren. Ich mußte an die Polizisten denken, die mir im ersten Augenblicke schon aufgefallen, in ihren gutgeschnittenen dunkelblauen Uniformen, die aufs Haar denen unserer Seeoffiziere gleichen — waren sie nicht alle wie nordische Mastbäume gewachsen, waren sie nicht alle überraschend rassigen Gesichtsschnittes, dabei weißblonden Haars? Ob man bewußt in Schweden Auswahl darin trieb, oder ob mir ein paar besonders prächtige Germanentypen das wahre Bild verwischten — ich weiß mich nicht zu erinnern, bei den Polizisten irgendeines Landes Männer getroffen zu haben, die von schönerer Rasse gewesen sein können.
Im großen Volksmuseum, das keinen Eintritt kostete, weil es gerade Sonntag, darum auch drängend voll von Menschen aller Schichten war, hatte ich noch zwei Erlebnisse, die unvergeßlich bleiben: Das erste war das Kriegspferd Karls des Zwölften, das zweite jener Fischerkahn, in dem Peter der Große die Schlacht von Narwa führte, wobei der Knabe Karl ihn fast vernichtend schlug. Ich sah mich einen Augenblick verstohlen um, strich dann geschlossenen Auges an jener Stelle über das glatte Fell des Pferdes, an die jeder Reiter seine Hand hinlegen muß, bevor er sich in den Sattel schwingt. Und stand alsdann, für meinen Freund wohl unbegreiflich lange, vor jenem Kahn, aus dessen Wölbung einst die wilde Stimme Peters durch die Schlacht gebellt . . .
Nach meiner Vorlesung, die bis zum letzten Platz besetzt war, geleiteten uns die Veranstalter zu einem Festbankett,

das traditionell in dem berühmten Kellerrestaurant Stockholms stattfand: In niedrigen Gewölben saß dort alles an langen Balkentischen, auf denen überall als kleine Flammenkreise ungezählte rote Kerzen flackerten. Und wenn ich auch nur eine Binsenwahrheit sage, kann ich einen Satz über Schwedens Küche dennoch nicht unterdrücken: Sie ist für Nordländer, wie ich es selbst bin, schlechthin das Paradies — und was in Deutschland hier und dort als Schwedenplatte angeboten wird, das steht zu ihr wie Rogen eines Bücklings zum schwarzen Kaviar des Beluga-Störs!
Vergessen aber habe ich bei diesen köstlichen Erinnerungen beinahe, daß uns Menschen seit Adams Sündenfall vor jedes Paradies der Schweiß gesetzt ist: Ich mußte ihn mit jenen Interviewern reichlich zahlen, die mich beim Verlassen des Zuges schon mit grellem Blitzlicht blendeten, die meine Frühstücke im Hotel stets schon mit munteren Reden begleiteten, mich selbst mit schrillem Klingeln aus dem Bette aufstörten . . . Und ich gedachte dabei oft der Reisenden, mit denen ich im gleichen Zug gesessen, verstand jetzt plötzlich, was ich damals noch nicht verstanden hatte: Daß sie an jeder Station sich eine Zeitung kauften, so daß sie schließlich nur mit den Nasen mehr hervorguckten, von einem Hochgebirge von Papier umwallt. Und war ich schon auf Grund der Meldungen dieser Zeitungen während der Fahrt mit tausend Fragen überschüttet worden, wie erst jetzt, als man mit gleichsam gutem Rechte von Pressewegen sich an einen Deutschen wenden konnte, der dem Vernehmen nach doch jenes Land erst vor ein paar Tagen verlassen hatte, über das man von den Emigranten aller Sorten stündlich so schauerliche Dinge serviert bekam? Auch mir waren an jeder Straßenecke jene giftigen Literatenzeitschriften angeboten worden, die sich das neue Deutschland mit vollem Recht nicht mehr gefallen lassen wollte, so wußte ich, daß mein Stand kein leichter sein, nicht mit ein paar Sätzen auszulöschen sein würde, was man täglich lügenhaft in dies zeitungsliebende Volk hineinhämmerte. Doch wenn die ersten Fragen auch meist ein wenig lähmend waren, gelang es uns doch fast in allen Fällen schon nach einer Stunde, einen klaren Bach in diese Augiasställe unserer Emigranten einzuleiten, wenigstens den größten Teil der kindlichen Greuelmärchen weg-

zuschwemmen, die einmal des neuen Deutschlands Schrifttum, zum andern des neuen Deutschlands Geist betrafen. Und schließlich kam denn auch für diese harte Arbeit, die tags und nachts viele der schönsten Stunden kostete, der reiche Lohn — fand ich nicht nur Verständnis bei Stockholms und Göteborgs prächtigen Menschen, die mich zu meinen Vorträgen gerufen hatten, schrieb schließlich auch Schwedens bedeutendste Zeitung einen großen Aufsatz über den Besuch des ersten Dichters, der nicht nur mit positiver Stellung aus dem neuen Deutschland nach Skandinavien kam, sondern durch sein vor Jahren erschienenes Buch „Wir rufen Deutschland" sogar zu seinen Vorkämpfern zählt — der überschriftet war: „Neue Tage für Deutschlands nationale Literatur!" Und sagt nicht diese Überschrift uns alles, daß Schweden auf dem besten Wege ist, uns zu verstehen?



Stockholmer Schloß

Gudmundur Einarsson

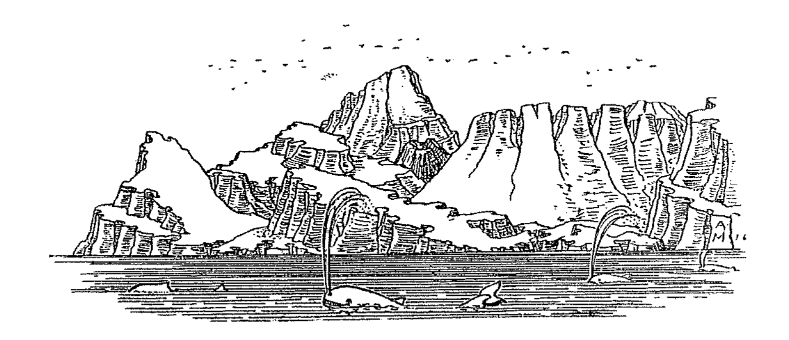
KÜNSTLER, MENSCHEN UND BERGE

Im Chaos der Nachkriegsjahre hat Island seine Selbständigkeit wieder errungen. Die Wechselwirkungen der neuen Lage haben die bildende Kunst aus sechshundertjährigem Schlummer geweckt.
Die hochentwickelte ornamentale Holzschnitzerkunst, die Weberei und das illustrative Stammchronikschreibtum haben neue Blüten getragen. Ein kleiner Trupp junger Leute

verließ die Berge der Heimat, um die hohe Kunst der Bildhauerei und der Malerei zu erlernen. Aber wie stand damals die Kunst in den großen Städten Europas? Für einen nordisch denkenden Menschen war es ein trauriger Anblick — eine irrsinnige Angelegenheit —. Die kleine Schar meiner Landsleute suchte, wechselte und focht ihre Kämpfe.
Die Empfindlichen und Träumerischen verloren den Mut und andere gingen unter in heller Verzweiflung. Die kleine Schar schmolz zusammen und nur wenige sahen wieder die Berge ihrer Heimat.
Damals — 1920 — landete ich als junger Bergbauernsohn, verschlagen und mißmutig nach vielen Irrfahrten in München und fand dort Kameraden, die freie und stolze Gedanken pflegten. Sie rangen mit den Parasiten der Kultur und trieben diese aus Stadt und Land. Es waren bewegte Zeiten. Diese Leute waren artverwandte Leute der Berge und der Freiheit, Künstler, Politiker und Bergsteiger. Dieses Treffen wurde Schicksal. Im Atelier von H. Schwegerle und bei Vorlesungen Molières wurden die jungen Suchenden persönlich behandelt, die verpestete moderne Kunst wurde behandelt wie Seekrankheit und hypnotischer Frevel. Damals schon ragten Leute wie B. Bleeker und Hans Thoma wie Felsen aus dem Kunst-Chaos. Sie wirkten bezwingend auf uns Junge.
Die meisten dieses Schwabinger Kreises kämpften in den Jahren 1921/26 für die nationalsozialistischen Ideen, die damals bei den kleinen Versammlungen des nunmehrigen Führers Deutschlands besprochen wurden.
Ausweisungen und Unannehmlichkeiten waren tägliches Brot und viele dieser originalen, hellsichtigen Leute verschwanden dann eine Zeitlang nach Tirol und tauchten wieder auf, nachdem Gras gewachsen war über ihr „landesverräterisches" Treiben.
Auf diesem Wege entstand eine Schar gleichgesinnter Schwabinger Künstler, vereint mit Tiroler Bergsteigern, eine glückliche Zusammenstellung aus glücklichen Leuten, die sich gegenseitig aushalfen.
Die künstlerische Jugend, die damals in München auf brennenden Sohlen ging, folgte dem Weg Segantinis, als Wegweiser galten uns unter anderen Gustav Jahn und Albin Egger-Lienz. Es war eine herrliche Zeit, voll mit

flammenden Reden und Schwabinger Festen und dann und wann sahen und hörten wir Adolf Hitler oder Ludendorff. Die Bedrängten suchten oft Rat bei Frau M. Bannholzer, der großen Frau der Bewegung, die immer organisierte und half.
Und die Kunst? In München hielt die Tradition stand. Zwar hatte der Glaspalast ein paar Räume, in denen man alte Bürsten, rostige Nägel und Ziegelsteine als „Kunstwerke" ansehen konnte, und in der Stadtgalerie hingen schon einige wirre Sachen. Einmal hielt ein fremdländischer Kunstgeschichtler Vorlesungen dort und pries eine Rottluffsche „Komposition" als große Kunst. Bei dieser Gelegenheit fragte ein Anwesender, ob Hans Thoma im Vergleich zu Rottluff künstlerisch arbeite? Der Herr Professor meinte darauf: „Leibl, Thoma und Böcklin sind süßliche, allegorische Illustratoren und können nicht zeichnen." Bei der nächsten Führung dann mußte der Herr Kunsthistoriker feststellen, daß nur sechs oder sieben Zuhörer anwesend waren. Das war die Antwort der „Schwabinger".
Die Schwabinger Künstler sahen, daß ein neues, freies Deutschland eine Wiedergeburt der Kunst bedeutete und daß die entartete Kunst wieder den Weg zu Natur und Volk finden mußte. Die schwache, rezeptmäßige Kunst, die Picasso einführte, mußte als Epidemie behandelt werden. Hermann Bahr, Brandes und Spengler hatten die natürliche Entwicklung des germanischen Menschen zu stören versucht, und es mußte Front gemacht werden.
Und warum suchten wir die Berge und die Tiroler Bergsteigerwelt? — Weil wir dort gleichgesinnte Menschen fanden, die mit der Natur verbunden waren und die die Natur verstanden. Später saßen unsere Tiroler Freunde im Gefängnis des Bundeskanzlers oder flohen nach Deutschland, aber die Tradition lebte weiter.
Wir lernten die Wunderwelt des alpinen Hochgebirges kennen. Zwar waren mir als Bergbauernsohn die Berge vertraut, aber erst durch das Bergsteigen ist ein neues und innigeres Verständnis zwischen Mann und Berg entstanden. Professor Molière und H. Schwegerle haben es verstanden uns beizubringen, daß eine Kunst, die nicht organisch ausgeführt wäre, nicht bestehen könnte. Bei Kletterfahrten im Hochgebirge der Alpen wurde mir die Lehre Molières,

daß das Knochengerüst des Menschen identisch wäre mit den Felsen der Berge, klar. Und ich lernte auch das Eis als etwas Lebendiges betrachten, und sah, daß die dünne Schicht der Vegetation die Felsen umspannte, wie die Haut den Körper des Menschen. Die Verständigung mit dem großen Naturforscher A. Wegener hat meiner Auffassung neues Leben gegeben: die Länder sind in Bewegung, sie leben.
Um die Berge meiner Heimat zu kennen, mußte ich die Alpen kennen lernen und die großen Männer des neuen Deutschland.
Kein Wunder, daß diese Wechselwirkung sich ergänzt. — Die isländische Bergwelt befindet sich heute im selben Stadium wie die Alpenwelt in den spätglazialen Zeiten. Für mich sind die Berge Lebewesen und jeder hat sein Eigenes. Gleich den großen Menschen unserer Zeit, die die Masse leiten, ragen die Bergriesen aus den Moränen und haben die weite Sicht, umwogt von Stürmen und Kampf. Große Menschen, hohe Berge und weite Meere schufen die Richtlinien des nordischen Menschen und werden alle fremdländischen Krankheitserscheinungen überwinden. Leben und Kunst müssen organisch sein. Südöstliche Kultur kann für uns aus dem Norden als Problem angesehen werden, aber weder in Kunst noch im Leben angeeignet werden, es sind zwei Pole.



AN DEN SOLDATEN, DER KEINEN BRIEF ERHIELT

Du Soldat, der du für jedes Heim in deinem Lande auf der Wacht stehst, weit entfernt von deinem eigenen und nur durch deine Gedanken und deine Sehnsucht damit verbunden . . . vielleicht erhältst du einen Brief, vielleicht auch nicht . . . Vielleicht auch hast du kein zu Hause und keinen Menschen, der dir schreiben kann! Dir, der du keinen Brief bekommst, der du deinen Weg einsam gehst, ohne Grüße aus der Heimat, wenn die anderen, deine Kameraden, sich über die ihren freuen, dir schreibe ich . . .

Weshalb schreibe ich gerade dir?

Ich sah einen Film „Die Post kommt zur Front". Du standest dort und sahst aus, als fühltest du dich ausgestoßen, überflüssig, du warst der einzige, der keinen Brief erhielt.

Deshalb will ich dir dieses sagen: Von allen, die da kämpfen für Dein Land, stehst du ihm am nächsten. Die anderen, die eine Mutter haben, eine Frau, eine Schwester, Töchter und Söhne, denken sogleich an die ihren, wenn sie sagen: „Mein Land". Für dich ist das ganze Land, dein ganzes Volk Dein „Nächster". Du stehst ihm näher, als jeder der andern. Denke daran, wenn die Post mit Briefen für die anderen kommt, aber nicht für dich.

Du bist kein Ausgestoßener, du bist ein Auserwählter.

Barbra Ring

Heinrich Anacker

DIE FINNISCHE VASE

Wir sind noch nie in Finnland gewesen —
Doch mitten in Deutschland ist es geschehn,
Daß wir einmal in Finnlands Seele gelesen
Und tief in seine Wunder gesehn.

Wir kamen beim Schlendern durch ein Städtchen
Im lieben uckermärkischen Land
Vorbei an einem kleinen Lädchen —
Auf einmal hing unser Blick gebannt

An einer edelgeformten Vase,
Die hinter Scheiben, vom Regen blind,
Inmitten von billigem Alltagsglase
Dastand wie ein heimliches Königskind.

Aus Finnland war sie . . . Und im Beschauen
Ward manches Gehörte uns offenbar:
Der tausend Seen himmlisches Blauen,
Und der Birkenwälder wehendes Haar.

Der hohen Gestalten herrliche Glieder;
Der Männer Ringen, der Frauen Gang,
Und der volksverwachsenen Freiheitslieder
Choralhaft schwingender Glockenklang.

So haben wir — ohne auf stolzen Schiffen
Weithin zu fahren ins Nordische Land —
Vor dieser einzigen Vase begriffen
Und tief dies Wissen uns eingebrannt:

Daß immer, wenn noch mit starken Schwingen
Der Geist der Ahnen darüber schwebt,
In eines Volkes Handwerksdingen
Auch seine ganze Seele lebt!

Marie Hamsun

DEUTSCHLAND

Den ersten unbestimmten Eindruck von der Großmacht bekam ein kleines Mädchen, als es plötzlich an einem Kreuzweg ihres Lebens deutsch für das Mittelschulexamen lernen mußte. Ein älteres Fräulein mit scharfer Lorgnette begann, mir der — die — und das beizubringen. Dann folgten alle Regeln und Ausnahmen der Regeln und Ausnahmen von den Ausnahmen. Unbeholfen und geniert vertiefte ich mich in die Grammatik, ich glaube ebenso grundernsthaft, wie ich mich bisher auf dem Hofe daheim mit Kühen und Ziegen befaßt hatte — und noch heute komme ich darin nicht zu kurz. Nach einiger Zeit wurde die Lehrerin auf mich aufmerksam — und ich auf sie. Sie war über alle Maßen deutschbegeistert und erzählte von ihren Reisen: vom Rhein, den Weinbergen, dem Kölner Dom und „Unter den Linden". Sie machte ihren Schülern verständlich, daß das Urdeutsche die Höhe und Tiefe des Gemüts, des Wertes sei. Sie lehrte mich, daß keine Sprache so schön ist wie die deutsche mit ihren vollen Vokalen, ihrem stimmhaften s und der Musik im rauschenden Rhythmus der Sätze.
Nun, ich bestand diese kleine Prüfung und noch eine, aber dann bekam mein Weg wieder eine Wendung — fort von allem, was Grammatik hieß.
Viele Jahre später verheiratete ich mich mit einem Mann, der alles das brauchen konnte, was ich aus meiner Erinnerung an deutschen Verben und Substantiven, um nicht die Adjektive zu erwähnen, ausgraben konnte. Vielleicht auch meine Mädchenschwärmerei für alles Deutsche. Deutsche aus drei Generationen haben Hamsun gelesen, in keinem anderen Lande hat er so viele Freunde gefunden, eine Welt von Wärme ist ihm von dort entgegengekommen. Während der letzten dreißig Jahre war es meine Aufgabe zu versuchen, sein Dolmetscher gegenüber seiner deutschen Lesergemeinde zu sein. Ich bin wahrlich manchem guten Deutschen Dank schuldig für die Nachsicht, die er mir als schwachem Vermittler in der kulturellen Gemeinschaft erweisen mußte!

Der Traum des Schulmädchens, einmal den Rhein, die Weinberge, den Kölner Dom und „Unter den Linden" zu sehen, ging auch in Erfüllung.
Das erste Mal gleich nach dem Kriege. Da das Herz sich zusammenkrampfte und das Auge sich von vielem abwenden mußte.
Dann aber heute! Das Deutschland Hitlers, wo ein kleiner Mensch aus einem kleinen Lande sich nur zu freuen und in Demut dankbar zu sein hat für die Freundschaft und Brüderlichkeit.



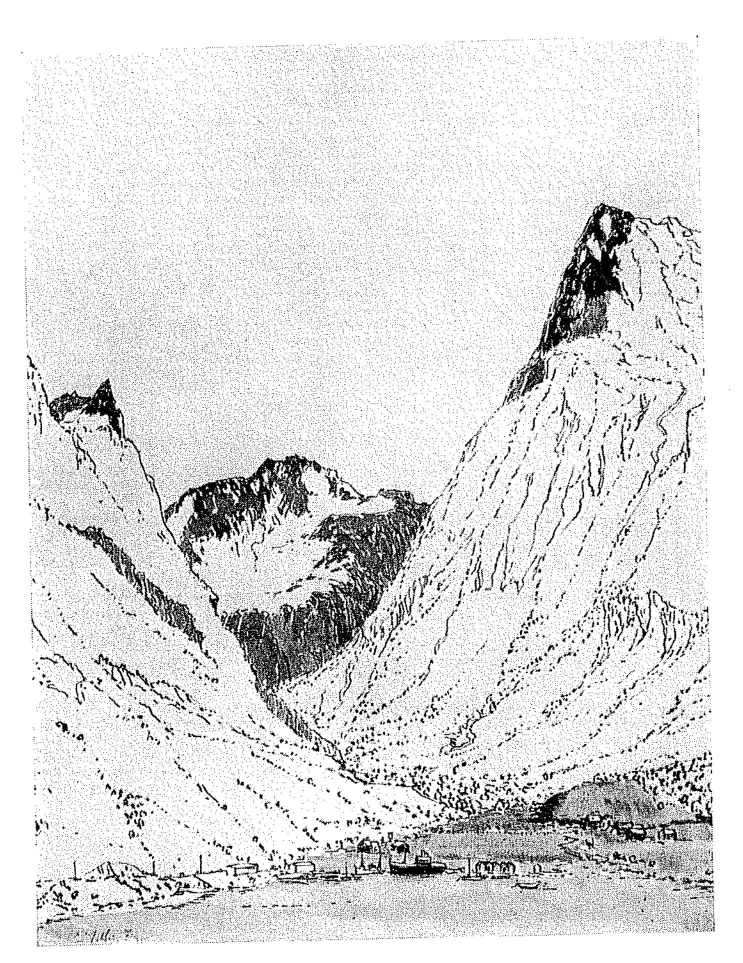
Agnes Miegel

BEGEGNUNGEN MIT NORWEGEN

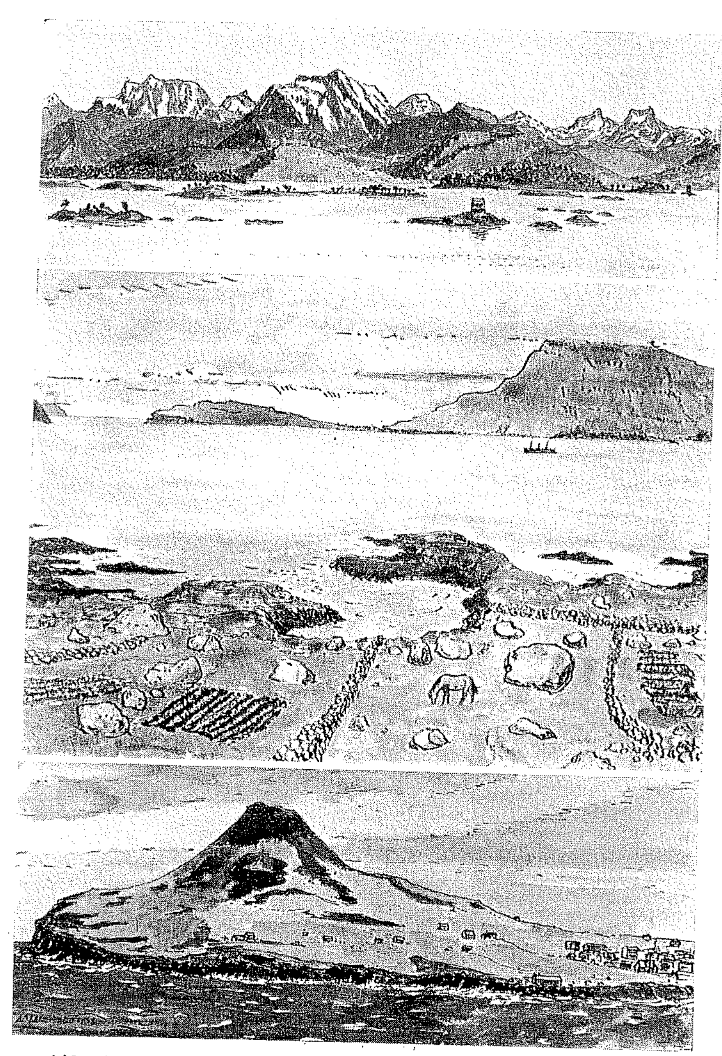
Es war das erste Bild, an dem ich es unbewußt lernte, was Landschaft bedeutet: das Hauptbild einer Zeitschrift, in der ich, die Fünfjährige, mit meiner Mutter „las". Auf einem hochbeladenen Heukahn glitt da eine andere junge Mutter über ein ganz stilles, spiegelndes Wasser, hinter dessen grünen Wiesenufern sehr hohe ferne Berge ragten. Das Bild hieß „Fahrt über den Fjord", und der Maler war ein junger Mann, der in einem fernen Land wohnte, das Norwegen hieß. Dort gab es solche Teiche aus grünem Seewasser, ganz schmale und sehr breite, unendlich tief und klar, und ihre himmelhohen Ufer waren aus grauem Felsgestein und trugen doch noch grüne Wiesen und lichte Wälder, in denen helles Vieh weidete. Hinter den Felsketten aber bewachten große Gletscher diese grünen Fjorde.

Zauberisch hielt mich das Bild gebannt, während meine Mutter von jenem Land erzählte, wie schwer das Leben der Menschen dort wäre, aber wie sehr sie das grüne Wasser und die Berge liebten, die freien Felsen, auf denen noch mächtige Geister wohnten.
Lange konnte ich nicht an die Wirklichkeit dieses Landes Norwegen glauben, bis ich auf sehr irdische Art davon überzeugt wurde: ein Geschäftsfreund meines Vaters sandte ihm ein kleines rundes Tönnchen, auf dem ganz deutlich „Norge" und „Bergen" standen, und aus dem die delikatesten Matjesheringe kamen — eine freundliche Gabe, die sich dann jahrelang in jedem Mittsommer wiederholte. Das Mahl, das wir dann mit den ersten frischen Kartoffeln und zimtduftender Braunbierkaltschale hielten, war ganz anders als sonst ein Heringsessen. Es blieb immer ein kleines Fest, bei weit offenem Fenster, durch das der süße Duft der Heukähne vom Pregel wehte. Dabei erzählte der Vater von der Stadt Bergen, von der „Deutschen Brücke" dort und den Hansekontoren — nach seiner Art, so behaglich-lebendig, daß wir uns nicht gewundert hätten, wenn er gesagt haben würde, daß er dort seine Lehrlingszeit durchmachte.
Immer klarer wurde es mir, daß ich die unsäglich weite Reise, die ich auf der Landkarte schon genau verfolgt hatte, einmal unternehmen und Norwegen sehen müßte! Meine Sehnsucht wuchs, als meine Mutter mir aus dem Buche vorlas, aus dem sie ihr Wissen und ihre Begeisterung dafür gewonnen hatte. Es war ihr erster Roman gewesen, der halbvergessene „Afraja", und es war neben dem „Kampf um Rom" auch mein erster. Längst hat sich das einzelne Geschehen darin verwischt, aber wie die Mutter, bewahrt auch ich seither eine feste Vorstellung des Nordlandes. Daß dieser Wunschtraum, einmal Norwegen zu sehen, sich auch verwirklichen läßt, lehrte mich meine Danziger Base, die uns an einem schönen Maitag in Cranz besuchte. Auf dem sonnenüberflimmerten Wege im Dünenwald erzählte sie, vor Erinnerungsfreude glühend, von der Nordlandfahrt, die sie und ihr Mann im letzten Sommer unternahmen. Mit dem scharfen Duft der jungen Erlen, dem Harzgeruch der kerzenbesteckten Kiefern, mit dem sanften Aufschlagen der Brandung hinter der weißen Vordüne und dem unaufhörlichen Vogellied blieb dieser erste Bericht einer deutschen Nordlandreise nun für immer in meiner Erinnerung vereint. Auf jenem Dünenweg kommt alles immer noch wieder: die strahlende Begeisterung der jungen Frau, die süße Klarheit der Luft und die unwiderstehliche Lockung der Meeresweite und ferner Küste, der Ruf der See und des Seewinds, der von jenem Tage an wie Ebbe und Flut durch meine Seele kreiste.
Aber Frühling um Frühling, Jahrzehnt um Jahrzehnt vergingen, ich kam in manche Ferne, aber Norwegen blieb eine der schönen Landschaften, die in Frühsommertagen in den perlmutternen Wolken über unserer See stehen und mit ihnen zerfließen.
So war ich sacht in das Alter gekommen, wo auch die kleinste Fahrt in vertraute Nähe schon zu solchem Wunder wird, daß man kaum noch in die Ferne begehrt, als eine Schenkung von „Kraft durch Freude" mir im vorigen Sommer eine Fjordfahrt und damit die Erfüllung des unvergessenen Wunschtraumes bescherte.
Noch immer konnte ich es nicht glauben, als ich schon längst auf dem schönen weißen Schiff mit so vielen fröhlichen Fahrtgenossen auf der Nordsee schwamm. Als gar das Skagerrak kam und über der flutenden Dünung so schwere Erinnerung schattete, überfiel mich vor dieser atmenden, dunklen Unendlichkeit die ganze Lebensangst des Landgeborenen, und ich suchte wie ein Kind die Geborgenheit meines Kabinetts, wo mich die Spritzer am Bullauge einwiegten, deren Rauschen wie das Wipfelbrausen des samländischen Strandwalds klang.
Endlich, noch schlaftrunken, klomm ich die Treppe empor, angelockt von dem Rufen, Lachen und eiligen Reden oben und dem lauten, schrill jauchzenden Schreien der Möwen. Da blieb ich auf der Schwelle zum Deck stehen. So überwältigend war der plötzliche Blick auf die langgestreckte, silbergraue Küste, die Wind und Wellen uns entgegenzutragen schienen! Immer deutlicher waren weit hinausgeschobene felsige Haken zu erkennen, grünlich schimmerte die weite hüglige Ebene darüber, und vereinzelte bunte Häuser waren zu erkennen. Dahinter aber hob sich Felswand an Felswand, Gebirgszug über Gebirgszug, endlose Ketten, aus deren grauen Kuppen goldenweiße Schneekare blinkten.

Meine Reisegefährten standen vorn, lachend, heiß vor Glück und Erregung, hielten die Gläser vor die Augen, riefen und deuteten. Ich konnte nicht mitrufen. Ein Augenblick war's, wie jener, als ich bei meinem ersten Tauchen in die See das Ahnenerlebnis des Meeres fühlte. Einen Atemzug lang wußte ich noch, daß es die Küste Norwegens war — aber dann versank das. Es war die endlich sichtbare, immer ersehnte Küste des neuen Landes, die sich vor mir entschleierte. War Feste, Erde und süßes Wasser — aber über all dem Lockung und Abenteuer und noch nie erlebte Schönheit, schöpfungsjung aus schimmernden Wolken winkend! — Die weiße Säule des Leuchtturms auf der Schäre, das freundliche Gewirr verstreuter Höfe, die er bewachte, und das tiefe Grün des Waldstreifens dahinter weckten mich aus meiner Entrückung. Aber bis zum Ende der Fahrt blieb mir ein Nachglanz dieses verwunschenseligen Gefühls und beglänzte den Inselsund, durch den wir glitten, die weiße Straße am Ufer, die abendlich leuchtende einzelne Birke am Weg und die lichten Wälder an den Berglehnen darüber. Bunt wie Spielzeug standen die sauberen kleinen Häuser über ihren winzigen Bootshäfen in den Wiesen.
Es zog ein schwerer Abendnebel über Wasser und Land, und aus ihm tauchte Bergen, eine schlafende, große, fremde Stadt mit weißen Speichern an den Kais, mit schaukelnden Schiffen und Dampferschloten, aber stumm und unerreichbar unserem Leben wie Vineta. Fern über dunklen Giebeln hoben sich nephritgrüne Turmhelme — eine Straße ist am Wasser mit Tau und Ballen, mit Fässern und Wagen, eine dunkle Halle — es ist eine steile Holzstiege über der Schreibstube — ging ich sie nicht einmal herauf in solch grauer Dämmerung, todmüde, aber pfeifend vor Lebenslust, ein kleiner „Jung", ein Lehrling? — —
Nacht trank alle Träume auf, und die Morgensonne schien schon wieder über graue Felswände. Anders waren sie als alle Felsen, die ich je gesehen. Keine Nadeln starrten spitz und drohend in den tiefblauen Himmel, keine Schroffen, keine scharfen Grate ragten über den Schründen. All diese Felsen, grau, schiefergrau, zuweilen bräunlich, zuweilen schwarzdunkel von versickerndem Wasser und weiß gefleckt von Moos, waren glattgeschliffen von der Urweltwucht des lastenden Gletschers, waren rissig, zerschunden



Alfred Mahlau
Fjordlandschaft in Norwegen



Alfred Mahlau: Küstenlandschaft in Norwegen — Landschaft auf den Färöern — Alter Krater. Westmännerinseln (Island)

wie die Faltenhaut ungeheurer Dickhäuter. Hin und her sprang ein Felsenriff steil vor, als wollte es in die ungeheure Tiefe des Wassers stürzen, dessen Widerschein gläserngrün auf dem Felsen spiegelte und die Schwingen der weißen Möwen zu unwirklichem Grün verfärbte.
Alle Schiffssagen der Waterkant, all unsere alten Lieder vom Nöck und vom Geisterfährmann wachten in mir auf, wie wir so dahinglitten. Unirdisch klar war die Luft, und unirdisch lau und süß blieb sie bis in die nachglühende helle Nacht. Immer gegenwärtig blieb die furchtbare Tiefe, die uns trug, immer drohend die Macht der grauen Felsen, die sich wie zermalmende Tore vor uns verengten — und dann plötzlich zurückwichen. Ein weiter Fjordarm lag vor uns, schien sich zu wölben wie ein silberner Schild. Wolkenrand rührte schneelichthell an das unerträgliche Glänzen des Gletschers, todesweiß breitete er sich über den Felsen. Wall an Wall, Eisfeld an Eisfeld ragte vor uns die uneinnehmbare Feste der Riesen in das fahl verdämmernde Abendlicht.
Und dieses Land blieb stumm. Stumm blieb die sanfte Schönheit der buchtartigen Wasserstraßen, durch die wir am nächsten Tag kamen. Kein Laut kam von den grauen Sennhütten, von den weißen Wegen, von den Holzhäusern, den Bootsstegen zu uns herüber. So eng schien der Fjord, in den wir bogen — aber kein Widerhall unserer frohen Stimmen kam aus den Wäldern, kam von den steinernen Wänden. Die weißen Wasser, die an den dunklen Hängen niederstürzten — von ihrem Brausen klang kein Laut an unser Ohr. Schweigen sank auf unser Schiff, das so winzig wie eine weiße Muschel auf dem dunkelgrünen Wasser schwamm.
Aber auf einmal drang durch unser Reden und das Kreischen der Möwen, die wie ein Geleit der lebendigen See uns bis hierher folgten, deutlicher und deutlicher, wenn auch immer noch weitab und nur wie ein Summen, das läutende Rauschen eines breit niederbrausenden Staubbachs, um dessen feuchten Rand das Gras üppig und leuchtend stand, dessen dichtes Ufergehölz durch den regenbogenbunten Dunstschleier schimmerte. Durch das Brausen aber klang das helle, jubelnde Rufen einer jungen Stimme, der hin und her wogende, grüßende Ruf des Gebirglers.

Zuerst schien er aus dem Wassersturz selbst zu kommen. Dann aber gewahrten unsere Augen, die sich an dem steten Blick auf die Felsen geschärft hatten, das bunte junge Menschenwesen auf der Platte des breiten Felsvorsprungs, winzig klein, und doch auf einmal alles mit seinem Leben, seinem lebendigen Ruf erfüllend.

Dann, gegen Abend — als wäre dies schon ein freundliches Vorzeichen gewesen — weitete sich die Wasserfläche, wichen die Felsen hinter lieblich grünen Ufern zurück. Erst still und glatt, dann silbern flimmernd, zuletzt zu goldener Stille sich wandelnd, breiteten sich die weiten Fjorde. Wie in den Seenketten unserer Heimat sprangen die hügeligen Landzungen weit vor, mit baumumstandenen Bauernhöfen und kleinen, weißen Dorfkirchen, mit grünen Hängen voll alter Obstbäume, mit sanften Weidewiesen und weitgeschwungenen, erntegoldenen Felderstreifen. Weitab, nicht mehr drohend, nur schirmend ragten abendblaue Felswände auf, und Bergbach und Firnwind trugen die frische Kühle des Gletschers, trugen den süßen Heuduft des vorbeigleitenden Kahns bis zu uns her.

Ich lehnte an der Reling, ich sah und sah. Seltsam vertraut war alles. Mir war, als müßte ich dem Kahn zurufen, daß er mich mitnähme zu dem weißen gastlichen Haus in dem alten Garten am Ufer, dort, wo jetzt der Wimpel hochging, unser Schiff zu grüßen. Wie einer, der nach langer Wanderschaft und großer Fahrt heimkehrt, wollte ich auf den Bootssteg springen, der von unserer auslaufenden Welle bebte, wollte vor die ehrwürdige hohe Gestalt treten, die dort stand und uns winkte, so wie man dort winkt, mit weit gebreiteten, erhobenen Armen.

Abendsonne schien auf die hohe, helle Greisengestalt, Abendwind hob das Haar, das so weiß war wie Gletscherschnee.

Eine Stimme neben mir nannte leise einen Namen, und es war derselbe, den ich als Kind gehört vor dem Bild dieses Fjords, aus dem mich zuerst, zauberisch bannend für ein langes Leben, dieses Land anblickte, das mich nun durch ihn, seinen Maler, grüßte!

Kurt Atterberg

DEUTSCHLAND UND DIE MUSIK DES NORDENS

Es ist schwer, in diesen Tagen etwas über Erlebnisse und Erfahrungen zu denken oder zu erzählen, ohne daß die Gedanken zu den Zeiten des vorigen Weltbrandes zurücklaufen. Besonders ist dies für mich der Fall, wenn es sich um Musik und Deutschland handelt. Und wenn ich etwas über meine persönlichen Erfahrungen, wie die Musik anderer Nationen in Deutschland empfangen wird, schreiben will, ist es nicht zu vermeiden, daß ich mit Eindrücken von der genannten Zeit anfange.

Im Jahre 1912 trat ich in Schweden vor die Öffentlichkeit mit meiner Ersten Symphonie und das Werk kam nachher im Sommer 1913 auf das Programm eines schwedischen Musikfestes in Stuttgart.

Bei dieser Gelegenheit versprach mir Max von Schillings, der die Symphonie leitete, daß ich in der kommenden Winterspielzeit seinen Nibelungenproben und -Aufführungen beiwohnen durfte. So geschah es — das waren meine „Studien" bei ihm — und dabei lernte ich Siegmund von Hausegger kennen, der auf Veranlassung von v. Schillings sich für meine Zweite Symphonie interessierte, die schon im Sommer 1913 von Prof. Corbach in Sondershausen in einem Konzert uraufgeführt worden war. — Schon das alles macht es wohl begreiflich, daß meine Gedanken gern zu diesen Zeiten zurückgehen, wenn ich überhaupt an die Aufnahme „ausländischer" Musik in Deutschland denken will.

Allerdings, der Krieg brach aus, und erst im November 1915 kam v. Hausegger dazu, meine Zweite Symphonie in Hamburg aufzuführen.

Was ich bei dieser Gelegenheit erlebte, war freilich für mich persönlich unvergeßlich, aber nach den Erfahrungen, die ich später in Deutschland über die Aufnahme von Künstlern und Musik vor anderen, besonders der Länder des Nordens erfahren habe, kann ich nur das damals Erlebte als etwas Typisches für die aufrichtige Freude der Deutschen

an der Musik auffassen, und auch als ein Beispiel jener ungehemmten Herzlichkeit, die die Deutschen zu zeigen bereit sind, wenn man zu ihnen in Tönen oder mit Tönen spricht.

Konzertbesprechungen können recht oft ziemlich zweifelhafte Dinge sein — seien die Kritiken gut oder schlecht. Aber ich behalte trotzdem eine Wendung über jene Aufführung meiner Zweiten Symphonie, die am 9. November 1915 in der „Neuen Hamburger Zeitung" zu lesen war, mit Vorliebe in Erinnerung. Der Kritiker schrieb am Schluß seiner Besprechung: „Immer wieder mußte der Komponist, der uns in schwerer Zeit durch Melodienstrom, Klangschönheit und Märchenzauber gleichsam in eine andere Welt versetzt hatte, hervortreten." In jener schweren Kriegszeit bin ich bei dieser Gelegenheit in Hamburg nur Freundlichkeit und Interesse begegnet: von dem genial dirigierenden von Hausegger, von den Orchestermusikern, von Privatleuten. Und in der erwähnten Kritik findet man die einfache Erklärung dazu: die Deutschen sind ein Volk, das durch Musik hingerissen werden kann, und das sich von der Musik hinreißen läßt, seien die Zeiten noch so schwer!
Diese Erfahrungen fand ich dann bestätigt, als ich später Gelegenheit hatte, das Philharmonische Orchester in Berlin zu dirigieren: in der finsteren Zeit Anfang 1919. Immer war derselbe Geist zu finden.
Freilich weiß ich aus der Musikgeschichte, daß die Deutschen einen Meister wie Berlioz „entdeckt" haben, ehe er noch in seiner Heimat anerkannt wurde. Auch viele andere ähnliche Tatsachen können wohl zeigen, daß die Deutschen eine ganz besondere Fähigkeit besitzen, Musik aller Völker zu verstehen, zu erfassen — das heißt kurz und gut: zu lieben. Nicht desto weniger glaube ich nach meinen Erfahrungen, daß es in Deutschland ein ganz besonderes Verständnis für die Musik des Nordens gibt. Ich habe persönliche Erfahrungen, daß dies noch im Jahre 1921, 1923 der Fall war. Dann kam freilich eine Zeit bis etwa 1933—34, da die nordischen Töne wegen ihrer zu großen Einfachheit und Problemfreiheit, wenn nicht gerade abgelehnt, so doch mit keinem besonderen Interesse aufgenommen wurden. Es war in jener schwarzen Zeit der

Musikgeschichte, da man versuchte — wie meistens in der Welt — Musikgeschäfte in großem Stil mit Hilfe von allerlei Reklamemitteln, Musik-Mode-Clichéen usw. machen zu können — Versuche, die aber an der gesunden Musikempfindung des Publikums glücklicherweise allmählich scheiterten. Nach jener Zeit des Experimentierens erkenne ich wieder das alte, echte und wahre Musikantengesicht Deutschlands. — Dazu ist allerdings in den letzteren Zeiten etwas Neues gekommen, dem ich jetzt einige Worte widmen will.
Ich nannte oben das Jahr 1933, und das lenkte meine Gedanken an das Florentinische Musikfest „Maggio Musicale" jenes Jahres, dem ich als staatlicher Repräsentant für Schweden beiwohnte. Eines Tages traf ich auf dem Markt vor dem Palazzo Vecchio Meister Richard Strauß, der interessante Sachen erzählte. Er hatte eben mit den italienischen Komponistkollegen Pläne geschmiedet und daraus entstand im nächsten Jahr (1934) bei dem Musikfest des Allgemeinen Deutschen Musikvereins der so genannte „Ständige Rat für die Internationale Zusammenarbeit der Komponisten". Dieser Rat sollte für die idealen Rechte der Komponisten wirken, aber auch Musikfeste veranstalten, bei denen hauptsächlich solche Werke zu Gehör gebracht werden sollten, die Aussicht hatten, bei dem großen — natürlicherweise kultivierten — Musikpublikum Verständnis finden zu können. Es folgten dann Musikfeste in Venedig, Vichy, Stockholm, Brüssel, aber allein in Deutschland ebenso viele: Hamburg, Dresden, Stuttgart, Frankfurt a. M. Schon bei dem ersten Fest in Deutschland in Hamburg 1935, habe ich deutlich das alte Musikanten-Deutschland von früher wieder erkannt. Außerdem habe ich überall bei diesen Festen, ich könnte fast sagen, ein Wettstreben bemerkt, nicht nur der Musik aller Länder von deutscher Seite das denkbar herzlichste „Willkommen" zu bereiten und zu zeigen, sondern auch eine fast unbeschreibbare Gastfreundschaft den ausländischen Repräsentanten gegenüber. Ich glaube ich täusche mich nicht, wenn ich erkläre, daß ich bei diesen Festen den Eindruck bekommen habe, daß die Musik des Nordens mit einer ganz auffallenden Wärme empfangen wurde. „Wir Ausländer" hoffen nur, daß wir bald in einer würdigen Weise

Gegenleistungen für diese deutsche Gastfreundschaft — künstlerische wie persönliche — bringen können, und es freut mich als Nordländer ganz besonders zu wissen, daß weitere Feste gerade in den drei anderen skandinavischen Ländern — Schweden war schon an der Reihe — vorgesehen worden waren. Mögen sie nur zustande kommen können!

Ich weiß wohl, daß Deutschland in anderem Rahmen verschiedentlich in ähnlicher Weise offene Türen und Herzen für die ausländische Tonkunst gezeigt hat — z. B. in Baden-Baden. Aber da ich mich zu meinen eigenen Erfahrungen halten will, komme ich zum Schluß jetzt — gerade zu Lübeck!

Schon in jenem Jahr 1935, als das erste Musikfest des Ständigen Rates in Deutschland stattfand, war gerade Lübeck bereit, die Musik des Nordens mit offenen Armen aufzunehmen. Es war bei einem hervorragenden Musikfest zur Sonnenwendfeier. Ein unvergeßliches Erlebnis für uns Nordländer, die mitmachen durften, ein unvergeßliches Erlebnis für alle Anwesenden, nicht zuletzt durch das Mitwirken der Berliner Philharmoniker unter Furtwängler!

Es ist nicht zu leugnen — wir brauchen es nicht und wollen es gar nicht — daß die Musik des Nordens und das Musikleben des Nordens auf deutschem Grund aufgebaut ist, und immerfort darauf ruht. Brauche ich zu sagen, daß die deutschen Großmeister den wesentlichsten Bestandteil aller Konzertpläne im Norden bilden? Aber in der Musik wie im menschlichen Leben: es ist nicht ausreichend, daß die Kinder ihre Mutter lieben und würdigen, es ist auch wohltuend für die Kinder, daß sie als Erwachsene von der Mutter Anerkennung bekommen und bei Gelegenheit gastfreundlich empfangen werden. Das ist ja auch in reichem Umfange geschehen, und wir Kinder freuen uns, nicht am wenigsten, wenn wir mit einem bißchen Mutterstolz rechnen können.

Martin Luserke

ZWEI INSELN ODER WIE MISTER HOBRI DÄNEMARK ENTDECKTE

zusammengestellt aus Logbucheintragungen

Personen dieser Handlung:

Das gute Schiff „Krake“ DGJC, eine alte breitbauchige kleine Tjalk, gebeizt vom Wind und Spritzwasser jahrelanger Fahrten an allen Nord- und Ostseeküsten von Holland bis Memel; der Klabautermann heißt Obadjah.

Der Käpt'n, der Schriftsteller selber, unterwegs hinter die Geheimnisse der See.

Willms, ein junger Dampfermatrose, zugleich die gesamte übrige Besatzung.

Drei Bordgäste: 1. Dieter, der Sohn des Käpt'n, zurzeit Leichtmatrose auf Urlaub im schwimmenden Vaterhaus; 2. Stürmann, ein Wasser-, Wind- und Nordlandsfanatiker weiblichen Geschlechts, auf Abschiedsbesuch vor der Übersiedlung nach Island; 3. ein langer, mitteldeutscher und wißbegieriger Akademiker auf seiner ersten Seereise; an Bord Hornbrillenträger und von Willms Mister Hobri getauft.

23. Juni 1936

Der ganze Tag war schwachwindig, dunstig und gewitterschwül. Gegen 15 h trieben wir bei heißer Sonne und Flaute langsam den Großen Belt mit der Strömung nach Norden hinauf. Faulheit und gelassene Gespräche an Deck. Leitmotiv: Wieviel besser ist's hier als im Hafen oder gar in den Städten. Mister H. ist aber scharf auf Kopenhagen, weil er Dänemark kennen lernen will. Als wenn in dieser hundertfältig verzweigten Welt von Wasserstraßen und Inselküsten nicht auch schon wesentlich mehr vorläge als eine Sonntagnachmittag-Ausfluggegend der Dänen. So ein netter Kerl, und doch schon so tief zersetzt von der Meinung: der Mensch habe zu arbeiten und die Natur sei bloß die Apotheke! Obadjah wird ihn schon kurieren.

19 h. Die Welt ist zu einem perlmutterfarbenen Dunstgehäuse geworden. Im Osten ist eine Stangentonne aufgetaucht, und wo die Küste von Laaland schwach hinge-

tuscht liegt, zeigt das Glas eine gewundene Allee von Pricken auf dem Wasser. Nach der Karte wird die Einfahrt von Onse Wiek festgestellt. In diesem alten Unterschlupfhafen war „Krake" noch nicht, also Motor an!

20 h 30. Der Anker ist in der kleinen, von Waldhügeln umschlossenen Bucht gefallen. Das ist ja das richtige Seeräuber-Absteigequartier; zwei große schwarze Küstenfahrer und eine Yacht liegen schon zum Übernachten auf der Reede. Die winzige Anlegebrücke für Fischerboote stört den Eindruck urwüchsiger Einsamkeit kaum. Unter dem glasklaren Wasser ist der Seeboden eine einzige Tangwiese, in der unser Anker geheimnisvoll verschwand. Während sich ein düsterbunter Sonnenuntergang vorbereitet, pullt die Mannschaft an Land. Stürmann und der Binnenländer haben natürlich sofort auch geschwommen. Wir Seeleute genießen die friedevolle Natur auch ohne weitere Umstände.

Mitternacht. Am Strand und auf fernen Höhen brennen Sonnenwendfeuer. Man fühlt sich sehr weit weg von Deutschland, wo sie jetzt auch brennen. Die Nacht ist feierlich verhängt mit leichten Dunstschleiern. Die vier Ankerlampen hängen auf der Reede wie in einer Bühnendekoration. Hoch oben glimmt rötlich ein einzelner großer Stern. Im Norden aber steht schon wieder die erste bleiche Morgendämmerung am Himmel. Eigentlich sollte Mister Hobri aus erzieherischen Gründen Ankerwache gehen, aber das hätte ihn ja nur darin bestärkt, daß Dänemark heute nur noch ein Andersen-Märchen ist. Er versteht den Norden nicht, der sich ihm ganz auf eine friedliche und bekömmliche Existenz zurückgezogen zu haben scheint — Dänemark, das einst Glückstadt an der Elbe als seine Vorburg gründete und ein Partner im großen Spiel der europäischen Mächte war —, dessen Wikinger einst Hamburg verbrannten und vor Paris stürmten, und das diese Zeiten heute als seine Flegeljahre zu belächeln scheint — nun, wie weit Zeitung und Zeitungsmeinungen das Wesentliche von der Beschaffenheit der Völker wiedergeben, kann ja wohl nur erlebt werden. Gerade beginnt das Schiff leise zu schwanken. Von Westen her ist Dünung in die Bucht gekommen. Es muß draußen angefangen haben zu wehen. Vielleicht

schickt Obadjah sich jetzt schon an, für den Fahrgast, der ihn geärgert hat, eine kleine Entdeckung von Dänemark vorzubereiten.

24. Juni 1936

4 h 30. WNW bläst in die Bucht. Die Luft riecht kühl, alles rauscht und schwankt. Wir gehen gleich ankerauf und mit dem Motor aus der Bucht, draußen wird dann Segel gesetzt ins Smaaland-Fahrwasser hinein!

6 h 30. In diesem flachen Wasser kommt sofort grober Seegang auf. „Krake" wurde gehörig umhergeworfen. In Kätp'ns Kajüte begann das Bilgenwasser lieblich durch die Fußbodenritzen zu springen. Wir Männer haben die Klappe aufgewürgt und dreißig Eimer mit der Hand geschöpft und nach oben über Bord gegeben. Mister H. lief grünlich an bei der Arbeit unten, aber oben konnte er es schaffen. Stürmann sang begeistert im Ruderhaus — so macht sich das Wikingertum aus der Nähe, Mister Hobri!

8 h 10 fällt der Anker vor Vejrö, der kleinen einsamen Leuchtturminsel. In ihrem Windschutz ist das Wasser spiegelglatt, und wir schweben wie eine Luftgondel über dem Sand zwei Meter unter uns. Die Insel liegt seltsam stumm unter dem düsterblauen Himmel. Hinter dem schmalen Geröllstrand ist das Innere dicht bewachsen, wenige Häuser, wenige scheue Menschen, selbst die Hunde verkriechen sich scheu, wenn man kommt. Die einzigen Anzeichen der Zivilisation sind die Telephonmasten, an einem Haus ein Briefbehälter und der Leuchtturm auf dem Hügel. Mister Hobri ist doch stark beeindruckt davon, was eine Insel sein kann. Die Natur ist immerhin mächtiger, als daß der Mensch sie überall und jederzeit zu einem Idyll einfangen könnte . . .

Mittags. Nach der Inselerforschung hat die Crew noch gebadet, und das Mittagessen war groß. Wir segeln jetzt mit leichtem Wind auf den Durchgang zwischen Seeland und Falster zu.

15 h 30. Der Käpt'n ist vom Mittagsschlaf erwacht, denn das Schiff wiegt sich jetzt. Außenbords rauscht es kraftvoll an der Koje vorbei, und der Mast seufzt und knarrt. Raus an Deck — da zieht die alte „Krake" in einer fast allzu goldenen Sonne unter allen drei Segeln mit brausender

Fahrt über tiefblaue See. Die Backbordwache ist stolz, die Steuerbordwache kocht den Anerkennungskaffee. Stunde um Stunde tauchen immer wieder neue Inselküsten über die Kimm, und grüne Eilande strecken sich im Sonnenschein langsam vorbei. Allerdings ist diese Sicht schon überklar, und das Barometer fällt. Es wird wohl bald rauheres Wetter geben. Durchs Glas sehen wir in der Ferne schon die im Bau befindliche riesige Storstrømbrücke.

18 h. Eilige Eintragung. Obadjah sorgt tatsächlich für ein schönes Gewalterlebnis. Der Wind hat bei dauerndem Sonnenschein stark aufgefrischt, und eine klotzige See drängt sich mit uns zugleich durch die enge Wasserstraße des Masnedsundes. „Krake" steigt gewaltig vom achterlichen Wind geschoben auf und nieder — wieder mal Krankenbett auf Urlaub. Mister Hobri hat seinen Tribut bezahlt und hält sich jetzt tapfer — jawohl auch diese See überall vor der Tür, das ist Dänemark, und es gibt Dinge, von denen die Völkerseelen stärker geformt werden als von den Meinungen in den vergänglichen Einzelköpfen . . .

19 h 50. Wir liegen plötzlich wieder geborgen wie auf einem Teich im Windschutz der kleinen Flachinsel Farö auf zwei Meter Wasser über dichtbewachsenem Grund mit Steinen. Auch Mister Hobri eilt es gar nicht mehr, nach Kopenhagen zu kommen; um dieses Land kennen zu lernen, muß man die Seefahrt treiben wie in den alten Zeiten: kommt der Abend, so sucht man sich einen geschützten Ankerplatz, und so etwas ist bei jeder Windrichtung leicht zu finden. Dänemark hat sechshundert eigentliche Inseln, dazu noch die vielen unbewohnten Holme, oft „Kälber" der Inseln genannt. Farö ist eine der flachen Lehminseln über flacher See. Der Wasserspiegel brauchte sich nur um wenige Meter Höhe zu ändern, und die ganze Landkarte von Dänemark sähe völlig anders aus. Über die Insel weg saust der Wind hohl und rüttelt an unserm Takelwerk. Das Wasser aber ist still.

22 h. Diesig verhängtes Abenddunkel. Das Wetter verschlechtert sich; „Krake" ruckelt leise vor der Ankerkette. Die Crew ist mit dem Boot nach der Insel unterwegs. Es ist so kühl geworden, daß man sich mit Genuß das Wollzeug über den Leib zog.

Donnerstag, den 25. Juni

Sturm und Regen! Unter dem vielgestaltigen ziehenden Gewölk liegen außer den hohen Waldufern von Seeland noch sieben Inseln um uns her. Im Binnenland könnte man natürlich auch jederzeit acht umliegende Ortschaften aufzählen. Aber Inseln sind doch mehr als nur eine geographische Tatsache . . .

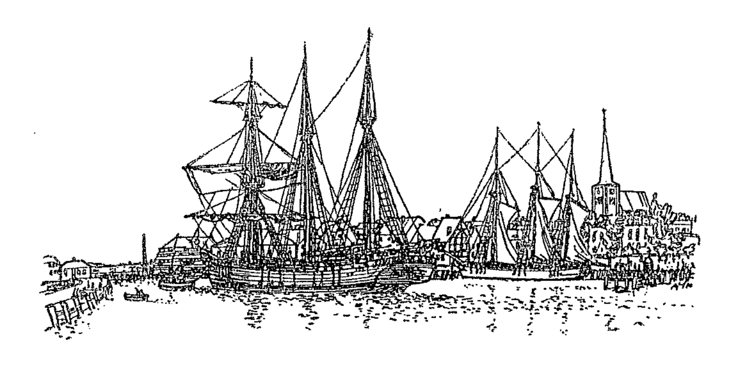
11 h. Stürmann war allein mit dem Boot an Land, wo wir im Gebüsch zwei Höfe sahen. Und nun hat sich auf dieser Insel plötzlich auch eine Berührung mit den Leuten ergeben. Stürmann ist unsere Sprachenkundige. Auf dem einen Hof haben die Bauern elf, auf dem andern zehn Kinder. Auf dem Elferhof ist ein Schulzimmer und eine Lehrerin, die etwas deutsch kann. Heute abend nach der Feldarbeit sollen wir zu den Bauern kommen. Selbstverständlich laden wir sofort die Hofleute, wie es sich an den Küsten schickt, vorher zum Kaffee zu uns.

18 h. Das Wetter hat aufgeklart, und in der Sonne ist der Bauer mit seiner Frau und der Lehrerin in seinem Boot an Bord gekommen. Wir haben uns angeregt in einem zu diesem Zweck rasch erfundenen Farö-Dialekt aus dänisch-deutsch-norwegisch-englisch und viel Zeichensprache unterhalten.

21 h 35. Eben sind wir alle fünf in unserm kleinen Beiboot vom Landbesuch wieder zurückgekehrt. Auch Mister Hobri weiß jetzt, daß man diese Nordleute auf ihren Höfen und nicht in den Städten kennen lernen muß.

Wir haben einen zweihundertjährigen Inselhof gesehen, eigentlich noch ganz in der uralten nordgermanischen Art gebaut, und der Empfang war wie unter Leuten eines Blutes. In der Schulstube hatte die Lehrerin einen Danebrog und eine Hakenkreuzflagge nebeneinander auf die Tafel gemalt, und das Woher und Wohin wurde auf der Schulkarte festgestellt. Freimütige, ihrer selbst sichere Menschen waren das dort — „Länder" sind für diese Leute freilich kaum ein politischer Begriff. Der Anblick der gesundheitstrotzenden Kinderschar, eins immer blonder als das andere, und die ganze gelassene, klug bedächtige Art waren genau dasselbe Erlebnis wie bei uns in den Bauerngegenden. Nur daß alle diese Dinge Mister Hobri, dem netten Kerl aus der Stadt,

hier in der Geschlossenheit einer Inselsiedlung als eine fast überwältigend dichte Wirklichkeit erscheinen. Nun wir andern wußten es ja. Einen Tag werden wir selbstverständlich, wie es die Schicklichkeit an der Küste verlangt, noch hierbleiben. Und dann können wir jetzt auch ruhig Kurs auf Kopenhagen setzen.



Gerhard Schumann

KOPENHAGEN

Strahlende Königin, am stolzen Gestade der Ostsee
Ruhst du, im träumenden Blick Weite aus Himmel und Meer.

Südliche Anmut beglänzt die edlen üppigen Glieder.
Um das sinnende Haupt dunkelt dir nördlicher Ernst.

N. O. Raasted

BEDEUTUNG EINER BEGEGNUNG FÜR DÄNISCHE UND DEUTSCHE MUSIK

Wirft man einen Stein ins Wasser, so bilden sich bekanntlich Ringe, und es ist erstaunlich, wie weit diese Ringe sich ausbreiten können. Die scheinbar kleine Ursache kann unerwartet große Wirkungen haben.

Ein solcher Stein wurde am 10. Februar 1913 ins Wasser geworfen, und die Wirkung ist noch heute spürbar. Aber ich will mit dem Anfang beginnen.

Nachdem ich das Kgl. dänische Musikkonservatorium in Kopenhagen besucht und mein Organistenexamen im Dezember 1912 bestanden hatte, führte das Schicksal mich nach Wiesbaden, wo ich am Spangenbergschen Musikkonservatorium als Lehrer für Klavier und Theorie angestellt wurde. Als Prüfungsaufgabe bei dem erwähnten Organisten-Examen hatte ich eine „Suite in altem Stil" für Streichorchester geschrieben, die ich einem deutschen Freunde, der mich während des Sommers in Dänemark besuchte, zeigen konnte, und durch seine Vermittlung wurde die Arbeit zur Aufführung im Musikverein in Zwickau Anfang Februar 1913 angenommen. Mit den bescheidenen Mitteln, die mir zu diesem Zeitpunkt zur Verfügung standen, war es mehr als zweifelhaft, ob ich mir erlauben konnte, die teure Reise von Wiesbaden nach Zwickau zu machen, um meine Arbeit zu hören, aber ich entschloß mich doch dazu und erlebte die große Freude, daß die Aufführung so ausgezeichnet verlief, daß sie eine große Ermunterung für mich bedeutete, und zu meiner großen Überraschung erbot sich der Vorsitzende der Musikvereinigung, meine Reiseausgaben zu bestreiten. (Ich erzähle alle diese Einzelheiten, da sie im Zusammenhang ein merkwürdiges Bild davon ergeben, wie auffallend eine Reihe scheinbar unabhängiger kleiner Begebenheiten alle in die gleiche Richtung wiesen, so daß der Gedanke sich vordrängt, daß es sich um etwas handelte, das zweifellos geschehen mußte.) Es war mir daher möglich, auf der Heimreise von Zwickau über Leipzig zu fahren, eine Stadt, die ich noch nie besucht hatte, aber

die immer eine besondere Anziehungskraft als die Wirkungsstätte von Johan Sebastian Bach auf mich ausgeübt hatte. Ich fuhr sehr früh aus Zwickau ab und erinnere, daß ich, um den Zug zu erreichen, den Morgentee streichen mußte und daher in Leipzig mit leerem Magen ankam, so daß ich am liebsten sogleich in eine Gaststätte gestürzt wäre, um meinen Hunger zu stillen. Jedoch: als ich vor dem Leipziger Bahnhof stand, war der alles überschattende Gedanke, zuerst zur Thomaskirche zu gehen, für mich Leipzigs Heiligtum. Auf dem Wege zur Kirche war die Versuchung, zuerst etwas zu essen, mehrere Male groß, aber jedes Mal siegte der Idealismus, und ich setzte meinen Weg zur Thomaskirche fort, und endlich stand ich vor dem ehrwürdigen Gebäude, ganz erfüllt von Ehrfurcht und Ergriffenheit. Ich erinnere, daß ich daran dachte, es würde günstiger gewesen sein, wenn es eine katholische Kirche gewesen wäre, die geöffnet haben würde. Jedoch dachte ich darüber nach, daß die Kirche doch vielleicht offen sei, und ich ging erst zu der einen Tür, die verschlossen war, dann zu einer zweiten — dasselbe Ergebnis — und schließlich zu einer dritten, die offen stand. Ich ging hinein und setzte mich andächtig in die Kirche, ganz erfüllt von dem Gedanken, daß ich hier in dem Raum saß, in dem Bach bis zu seinem Tode gewirkt hatte. Plötzlich entdeckte ich eine Gestalt oben an der Orgel, und sogleich kam mir der Gedanke, daß ich vielleicht die Orgel sehen könnte und vielleicht auch darauf spielen dürfte. Ich fand den Weg nach oben und traf einen jungen Engländer, Quentin Morvaren, der ein Schüler von Karl Straube war und diesen gerade zur Unterrichtsstunde erwartete. Ich wartete zusammen mit Morvaren und stand einige Zeit später dem Manne gegenüber, der einen so großen Einfluß auf mein Leben bekommen sollte. Ich erhielt nicht nur die Erlaubnis, der Stunde beizuwohnen, sondern auch auf der Orgel zu spielen, mit dem Ergebnis, daß Straube mich aufforderte, zu Beginn des April-Semesters nach Leipzig zu kommen, um unter seiner Leitung zu studieren. Das Ganze war wie ein Traum. Ich reiste zurück nach Wiesbaden, wo man mich mit verständnisvoller Bereitwilligkeit meinen Verpflichtungen enthob, so daß ich im April meine Studien bei Karl Straube beginnen konnte, dessen Name als größter Orgelkünstler

seiner Zeit in der ganzen Welt bekannt war. Eine Reihe Einzelheiten, die zusammenkamen, hatten dieses Zusammentreffen ermöglicht: Wäre meine Suite nicht in Zwickau gespielt worden, dann wäre ich nicht nach Leipzig gekommen. Hätte man mir nicht freundlichst meine Reiseunkosten zur Verfügung gestellt, hätte ich auch nicht über Leipzig fahren können. Hätte ich der Versuchung nicht widerstanden und zunächst mein körperliches Verlangen gestillt, als ich nach Leipzig kam, wäre ich erst später zur Thomaskirche gekommen. Hätte ich, nachdem ich mich davon überzeugt hatte, daß zwei Türen der Kirche geschlossen waren, aufgegeben, hineinzukommen, dann hätte ich nicht Straube getroffen, und hätte der Zufall nicht Morvarens Stunde auf diesen Zeitpunkt gelegt — es handelte sich um eine Unterrichtsstunde, die verschoben war —, hätten Straube und ich uns nicht getroffen. Wie man sieht: eine lange Reihe scheinbarer Zufälle, die dazu beitragen, eine persönliche Verbindung zu knüpfen, die von so außerordentlich großer Bedeutung werden sollte nicht nur für mich, sondern für das dänisch-deutsche Musikleben und die Beziehungen auf musikalischem Gebiet, die durch die folgenden Jahre die beiden Völker näher zusammengeführt haben.

Die Studienzeit bei Straube, gleichzeitig mit Kompositionsstudien bei Max Reger, bildeten nämlich die Grundlage für eine gute und fruchtbare Freundschaft, die dauernde Spuren hinterlassen sollte. Der erste Erfolg waren in erster Linie mehrere Konzertreisen, die Straube nach Dänemark führten, später folgte dann ein Organistenkursus, den Straube in Kopenhagen abhielt und der entscheidenden Einfluß auf eine ganze Generation junger Orgelspieler hatte — Bedeutung sowohl in Form von Anerkennung oder Ablehnung der Ideen, die Straube verfocht, neue Gedanken tauchten auf, kurz, es kam eine fruchtbare Zeit für die dänische Orgelkunst. Später folgten diesen Anregungen neue auf dem Gebiet, das Straube sich in der Zwischenzeit gewählt hatte, als er als Leiter des Thomanerchors wieder Dänemark besuchte und durch eine Reihe hervorragender Konzerte, durch die man in Dänemark den berühmtesten und ältesten Chor der Welt kennenlernte, Botschaft brachte von einer hochentwickelten Chorkultur, die direkt eine

Institution entstehen ließ, die nun mit das bedeutendste Glied dänischen Kirchenmusiklebens ist: der Kopenhagener Knabenchor*, der auch außerhalb der Landesgrenzen sich als bedeutender Faktor behaupten konnte.

Die Studienzeit in Leipzig brachte mich außerdem in direkte oder indirekte Verbindung mit einer großen Zahl deutscher Musiker, die in ihrer weiteren Entwicklung von unendlicher Bedeutung sein sollten für die Stärkung der fördernden Beziehungen auf musikalischem Gebiet, die die dänisch-deutsche kulturelle Zusammenarbeit durch Jahrhunderte hindurch aufweisen konnte. Ich erwähne hier nur: Günther Ramin, der als Orgel- und Cembalospieler, ein einzelnes Mal auch als Chorleiter, eine große Reihe von Konzerten in Dänemark gegeben hat, Fritz Heitmann, Erwin Zillinger, Hans Heintze, Käte von Tricht, um nur einige hervorragende Orgelspieler zu nennen, die uns auf meine Initiative besucht haben. Auf vokalem Gebiet seien erwähnt Künstler wie Emmi Leisner, Marta Adam, Gösta Hammer und der unermüdliche Helfer unserer Bachpflege: Georg A. Walter. Richard Liesche mit seinem herrlichen Bremer Domchor, Rudolph Mauersberger mit seinem nicht weniger hervorragenden Dresdner Kreuzchor, Georg Schumann mit der ehrwürdigen Berliner Singakademie und viele, viele andere, die mit ihren ausgezeichneten Darbietungen Kunde von Deutschlands hoher Musikkultur brachten.

Anregungen aus meiner Leipziger Studienzeit kann es auch zugeschrieben werden, daß ich im Jahre 1925 den Bachverein in Kopenhagen gründen konnte, eine Stätte der Pflege nicht nur Bachscher Musik, sondern auch seiner Vorgänger und der Zeitgenossen, die in Verbindung mit Joh. Seb. Bach gestanden haben. Auch hier haben deutsche Musiker außerordentlich wertvolle Hilfe zur Verwirklichung der Ideale geleistet, die Ausdruck fanden in der Gründung des Vereins.

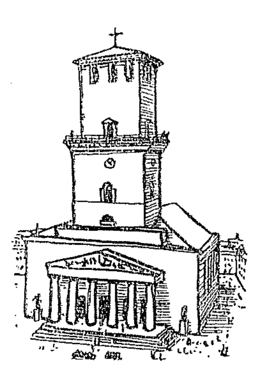
Aber nicht nur durch Konzerttätigkeit deutscher Künstler hier in Dänemark sind die Bande fester geknüpft worden.

---

* Im Jahre 1937 veranstaltete die Nordische Gesellschaft in Lübeck und Hamburg Konzerte dieses Chores unter der Leitung seines Dirigenten Mogens Wöldike (Anmerkung des Herausgebers).

Unsere deutschen Freunde haben außerdem einen bedeutenden positiven Einsatz zur Förderung des gegenseitigen Kennenlernens des musikalischen Schaffens unserer Völker geleistet, indem sie dänische Musik in Deutschland zur Aufführung brachten und dänische Musiker aufforderten, bei Konzerten in Deutschland mitzuwirken.

Sowohl das dänische als auch das deutsche Musikleben werden jederzeit ein positives Interesse daran haben, daß die natürliche und fruchtbare Zusammenarbeit in einem Umfang aufrechterhalten bleiben möge, der in angemessenem Verhältnis zu dem realen Einsatz der beiden Völker auf diesem besonderen Gebiet innerhalb des germanischen Kulturkreises steht.



Frauenkirche
Kopenhagen

Maila Talvio

LUTHER UND FINNLAND

Eine meiner frühesten Kindheitserinnerungen ist mit einem Bilde verknüpft, das daheim in unserem Pfarrhaus zu Hartola über dem Sofa in meines Vaters Stube hing. Es ist überhaupt das erste Bild aus jenen fernen, in ein Halbdunkel versunkenen Jahren, das mein Kindergemüt ergriff, und erst etwas später kam ein zweites hinzu: das Altarbild in unserer Kirche, das durch seine Größe und seinen Farbenreichtum dem Kinde natürlich einen überwältigenden Eindruck machte. Das Bild in meines Vaters Zimmer war zwar dunkel und klein, doch mußte es ins Auge fallen, denn es war — soweit ich mich entsinnen kann — das einzige Wandgemälde in unserem Heim.

Wir Kinder durften für gewöhnlich diesen Raum nicht betreten. Doch wie es so geht: einmal war die Tür nur angelehnt geblieben, das kleine Mädchen riß sie auf und krabbelte über die Schwelle.

Da stand es — umflutet vom Licht der Frühlingssonne — und starrte auf das Bild an der Wand. Und das Bild schaute herunter auf das Kind, das nicht wußte, was tun. Draußen tropfte das Schmelzwasser vom Traufdach, und die Spatzen schilpten. Der fremde Onkel da an der Wand sah ein bißchen aus wie der Bauersmann, der gestern zur ländlichen „Leseprüfung" solch schönes großes Brot mitgebracht hatte. Schwer und breit lag ihm das Kinn auf dem Halskragen, und er hielt ein Buch gegen die Brust gedrückt, — so fest, als wolle jemand es ihm entreißen. Und was für einen merkwürdigen Hut hatte er auf — mit einer Art Feder an der Seite. Nie hatte das Kind dergleichen gesehen. Es machte einen tiefen Knicks, wie man es gelehrt hatte. Aber als der Onkel daraufhin gar nichts verlauten ließ, wurde ihm bänglich zu Mute, es brach in Tränen aus und stolperte wieder zur Tür hinaus.

Fortan aber mußte es immer an den Rätselhaften denken, der einem in die Augen blickte, jedoch nicht sprach. Warum schaute er so ernsthaft drein? Wer mochte es sein?

Die Erwachsenen lachten, als sie hörten, die Kleine erwarte von dem Bild, daß es spreche. Nein, Bilder reden nicht.

Wohl aber blickt Vater Luther den Kindern in die Augen und ermahnt sie, artig zu sein. Er isı von Gott selber gesandt, er hat den Katechismus geschrieben, und den muß ein jedes von A bis Z auswendig können und danach leben und sterben.

Die kleine Pfarrtochter paßte eine Gelegenheit ab, um heimlich das Bild wieder zu besuchen. Sie knickste an der Tür. Sprechen würde das Bild ja nicht — soviel wußte sie jetzt! —, aber es mußte doch hören, was sie sagte! Drum erzählte sie furchtlos und eifrig, sie habe zu Weihnachten Buntstifte bekommen — ob sie wohl damit den Himmel hinter Onkel Luthers Bild blau anmalen dürfe — er sei gar so weiß. Und schon stand sie auf dem Sofa. Ihre Hand reichte aber nicht einmal bis zu dem schwarzen Rahmen, und über dem Bilde lag — Glas! Natürlich — wie kann einer sprechen, wenn er Glas vorm Munde hat!

Das Kind fragte die großen Leute, wo der Onkel Luther wohne. Nirgends mehr, sagten sie. Er habe in Deutschland gelebt und sei schon viele hundert Jahre tot. Aber allen Menschen habe er Gottes Wort so nahe gebracht, daß auch der einfachste es habe begreifen können. Und er habe genau so ausgesehen, wie auf dem Bilde.

Viel, viel gab das Lutherbild dem Kinde zu denken, wie sicher zahllosen anderen finnischen Kindern und auch Erwachsenen. Kein Wunder — stießen sie doch auf Lutherbilder, wohin immer sie gingen. So hing eines in der Sakristei, das war größer als das im Pastorat. Und einmal durfte die Kleine mit den Eltern zu einer Hochzeit in einem entlegenen Winkel des Kirchspiels fahren. Dort gab es viel zu sehen: die Braut trug ein prächtiges Hochzeitsgewand aus alter Zeit, und das Schönste war die große Flitterkrone, die leise klirrend auf ihrem Haupt funkelte. Die Stube war sehr groß und das Gedränge beängstigend. Doch ein paar hochgewachsene Bauern hoben das Mädelchen auf ihre Schultern. Da konnte es das bunte Gewimmel schön überblicken. Plötzlich jauchzte es hell auf: inmitten all des wunderlich Fremden hatte es etwas Liebvertrautes entdeckt:

Onkel Luther!

Auch hier war sein Bild! Aus den grünen Gewinden, die den Festraum schmückten, schaute es auf das Getriebe der

Hochzeitsgäste, wie sie da zum heiteren Klang der Geigen so gewaltig im Takte stampften, daß die alten fichtenen Fußbodendielen erdröhnten.
Selbst zu solch weltfernen Gehöften in wegloser Einöde kam nämlich hin und wieder ein umherziehender Hausierer und verkaufte Lutherbilder zum Schmuck der Hüttenwände. Bei den wohlhabenden Bauern und in den Gasthöfen hatte solch Bild einen Ehrenplatz zwischen den Bildern der schwedischen Könige und der russischen Zaren inne. In einer Posthalterei konnte man es neben dem Konterfei Karls XII. sehen.
Mit einzigartiger Kraft hat sich Luthers Bild — neben dem Inhalt seines Katechismus und seiner Postillen — durch die Jahrhunderte den Augen und dem Bewußtsein des finnischen Volkes eingeprägt. So ist er, der deutsche Mann, auf einzigartige Weise dem Volk der Finnen zu eigen geworden.
Und just dieses Jahr — 1939 — jährt sich zum vierhundertsten Male der Tag, da ein junger westfinnischer Bauernsohn, Mikael Agricola, aus Wittenberg heimkehrte, wo er drei Jahre lang als Schüler Martin Luthers studiert und die Übertragung des Neuen Testamentes in die finnische Sprache begonnen hatte. In seiner Tasche trug Agricola ein Empfehlungsschreiben von Luther. Darin hieß es, er sei zwar noch recht jung, aber, was Studium und Gaben betreffe, schon sonderlich bewährt. Dieser Lutherschüler ward dann der finnische Bibelübersetzer, Verkünder der lutherischen Lehre in unserem, damals spärlich besiedelten Nordland und der Vater der finnischen Schriftsprache. Er war es, der durch sein Lebenswerk dem Bilde Luthers und seinem kraftvollen Wort den Weg in Finnland bereitete.
Erst in den jüngstvergangenen Jahrzehnten werden die Lutherbilder an den Wänden unserer Heime seltener. Seines Geistes Macht jedoch herrscht hier ganz unbedingt und unbestritten. Vierhundert Jahre lang hat das finnische Volk in schweren wie in lichteren Tagen Luthers Lieder gesungen. Und sie haben nichts an ihrer Frische verloren.
Zu den Programmen unserer großen kirchlichen und vaterländischen Feiern gehörte und gehört immerdar: „Ein feste Burg ist unser Gott . . .“, das zumal in Zeiten völkischer Heimsuchungen unseren bedrängten Herzen tröstlichen Halt spendet. Von Jahrhundert zu Jahrhundert ist die Kraft,

die in diesen Lutherliedern liegt, nur noch mehr gewachsen. Luther ist zu einem unserer Volksmänner geworden, und ich glaube, ich übertreibe nicht, wenn ich sage: das Volk Mikael Agricolas ist Martin Luther treuer geblieben als irgendein anderes.

Vor ein paar Jahren unternahm ich — das einstmalige Pfarrtöchterchen im Pastorat von Hartola — eine Vortragsreise im Lande Luthers. Und ich kam nach Halle an der Saale und hörte, dort in der Marienkirche sei Luthers Totenmaske aufbewahrt. Da wachte jene Kindheitserinnerung so lebendig in mir auf, daß mich ein tiefer Drang überkam, dieses getreueste Abbild des Reformators — die nach seinen Zügen geformte Maske — schauen zu dürfen. Sie wird nicht ausgestellt, aber mit besonderer Erlaubnis darf man sie besichtigen.

Vielleicht war gar kein so großer Unterschied zwischen jenem feierlichen Gefühl, mit dem das Kind zum ersten Male fragend vor dem Lutherbild in seinem Vaterhause gestanden, und den Gefühlen, womit dieses selbe Menschenkind Jahrzehnte später mit seinen Fragen vor die Totenmaske trat. In der Kirche spielte die Orgel. Da sollte ich nun also Martin Luthers Züge in ihrer ganzen herben Wirklichkeit, so wie sie unmittelbar nach seinem letzten Erdentag gewesen, schauen . . .

Ich schreite durch das Helldunkel des Kirchenraums. Eine Tür tut sich auf. Gedämpftes Licht umfängt mich. Es verhallt die singende Orgel. Es verhallt der Kinder Sang. Schützend wie ein Heiligtum nimmt mich das kleine hohe Gemach auf. Ein Mann von schönem, ernstem Äußeren begrüßt mich mit leiser Stimme. Es kommt der alte Kirchenwart. Und nun erklirrt sein Schlüsselbund. Eine Tür tut sich auf. Und im Schein einer Wachskerze erblicke ich Martin Luthers vertrautes bäuerliches Antlitz — ein tief menschliches Antlitz, in dem aller Kampf gestillt ist . . .
Mir aber offenbart sich, was nach einem guten Kampf der Friede des Todes ist: Leben.

(Aus dem Finnischen von Rita Oehquist.)

Erik Bertelsen

EINDRÜCKE AUS DEUTSCHLAND

Von deutscher Literatur.

Zimperlich ist die neue deutsche Literatur keineswegs. Aber das Dekadente ist entfernt. Wenn ihr dafür einige besonders raffinierte Gerichte für sehr anspruchsvolle Feinschmecker fehlen, werde ich deshalb keine Tränen vergießen. Im übrigen glaube ich nicht, daß Menschen mit einigermaßen unverdorbenem Geschmack etwas dort unten zu entbehren brauchen. Und wenn man hört, daß die Nationalsozialisten einen Riegel vor alle echte, bedeutende Dichtung geschoben und nur Platz gelassen haben für parteiverherrlichende Epigonen, so ist dies auf jeden Fall eine zu stark gepfefferte Schifferchronik, um von vernünftigen Nordländern angehört zu werden. Ich wage sogar zu behaupten, daß keine geringe Dichterzahl durch die politische Umwälzung zur Entwicklung ihrer Fähigkeiten gekommen ist und vor allem neuen Glauben und neuen Lebensmut bekommen hat.

12. Februar 1935.

Das Dichterheim in Travemünde.

Von gewissen Seiten hat man recht spöttisch und feindlich Vermutungen geäußert, daß das Dichterheim als eine Art nationalsozialistische Propagandaschule eingerichtet sei. Der Gedanke ist durchaus nicht überzeugend. Die Deutschen sind wohl nicht so einfältig zu glauben, sie könnten nordländische Dichter zu politischen Agitatoren umwandeln . . .

Auf jeden Fall darf man nicht die Bedeutung unterschätzen, die das Zusammenkommen isländischer, norwegischer, schwedischer, finnischer und dänischer Schriftsteller, die sonst nur schwer zusammenkommen, haben kann für ein gegenseitiges Verstehen und voneinander Lernen. Hierfür schon müßten wir den Deutschen dankbar sein. Einige mögen meinen, es sei gleichgültig, ob eine Handvoll Dichter sich hier oder dort aufhalten, oder ob sie überhaupt existieren. Aber die Dichtung eines Landes ist nicht eine

ganz gleichgültige Sache. Sie ist ein Pfeiler der Kultur. Und die Dichter haben hin und wieder Gelegenheit, Brücken zwischen den Völkern zu schlagen, wenn sie sich zu weit voneinander zu entfernen scheinen.

September 1936.

Vom Parteitag in Nürnberg.

Und dann ist es vielleicht doch der Anblick des Führers selbst, der am stärksten auf die Deutschen wirkt. Allein schon, daß er stundenlang aufrecht und baren Hauptes im Sonnenbrand steht und unermüdlich Reden auf einem Kongreß nach dem anderen hält, muß unwillkürlich ein Vorbild schaffen, das Ausdauer und Zusammengehörigkeit stärkt.

Hitlers Antlitz ist nicht leicht zu deuten. Oft liegt ein eigenartig scharfer Ernst darüber. Und er kann unnötig kühl und förmlich erscheinen. Man wunderte sich so über die Steifheit, mit der er mitunter seine Vertrauensleute begrüßte, wenn einer von ihnen eine Ansprache hielt. Es war immer ein fester Händedruck, gefolgt von einem kurzen Gruß mit erhobenem Arm. Aber unmittelbar danach gab er dem Betreffenden einen kleinen, kameradschaftlichen Schlag auf die Schulter und sein Gesicht erhellte sich durch ein schwaches Lächeln. Das wirkte menschlich schön und gab einen Begriff davon, daß er Eigenschaften besitzen muß, die die Herzen des Volkes gewinnen und ihn beliebt machen. Und wenn Hunderttausende von Menschen mit ausgestrecktem Arm dastehen und „Deutschland, Deutschland über alles" singen, begreift man, daß dieses nicht billiger Nürnbergtand ist, der produziert wird; sondern hier wird die deutsche Nation zu einer offenbar unzerbrechlich starken Ganzheit zusammengeschweißt.

Oktober 1936.

Tito Colliander

EINDRÜCKE IN DEUTSCHLAND
(geschrieben 1934)

Durch das, was ich in Deutschland gesehen, gehört und kennengelernt habe, lernte ich einsehen, daß wir, unberührt von dem politischen Programm, unsere Aufmerksamkeit dem Besten, was dort emporwächst, entgegenbringen sollten.
Gleichzeitig kam ich aber auch zu der Überzeugung, daß die Bewegung, die Deutschland jetzt durchmacht, besonders die politische Konstruktion, absolut keine Exportware ist.
Es ist ein großer Aberglaube zu meinen, daß man dies umpflanzen kann — es ist und bleibt eine deutsche Angelegenheit für Deutsche. Hier wuchs es natürlich empor, auf einem historischen Hintergrund und auf dem Boden des Volkscharakters, der nicht anderen Nationen gemein ist, als nur gerade den Deutschen. Kritiklos ohne das nötige Fundament dies nachzuäffen — vor allem das politische Programm — ist nicht nur kindisch, sondern auch gefährlich. Das ist meine persönliche Überzeugung.
Aber das gibt uns noch keine Veranlassung, an all dem Guten, das diese Bewegung gebracht hat, vorbeizugehen.

„Leistungsbegriff"

„Leistung" — ist ein Wort, auf das man gerade jetzt in Deutschland oft stößt. Die Deutschen haben dieses Wort ja immer geliebt, aber jetzt hat es, wenn mich nicht alles täuscht, eine größere und tiefere Bedeutung bekommen als früher.
Es ist die Leistung, welche den Wert von Mann und Frau bestimmt, nicht das Gesicht oder das Wort, und man kann mir glauben oder nicht, aber ich habe Menschen getroffen, die niemals auf einer Parteiversammlung waren, niemals das kleinste Parteiabzeichen auf ihrem Rockkragen trugen oder irgendeiner Parteiorganisation angehören, Männer also, die sich vollkommen von der Politik fernhalten, und trotzdem hoch angesehen und hoch bewertet sind von den führenden Männern des Reiches . . .

Oder, um ein anderes Beispiel dafür zu nennen, wie der Begriff „Leistung" aufgefaßt wird: ich sah in einer kleinen Stadt in Ostpreußen ein nettes, neues Siedlungshaus.
Wie bekannt, will man in Deutschland wieder zur Heimkultur ermuntern, man will fort von den Mietskasernen der Städte, wo das Familienleben nicht so gepflegt werden kann wie in den kleineren Häusern außerhalb der Stadt. Die Verkehrsmittel haben sich immer mehr verbessert, und bequem und billig kommt man von diesen Häusern an der Peripherie der Stadt zu und von seinem Arbeitsplatz. Weiter kann noch ein kleines Stück Erde hinzukommen, das der Familie eine willkommene Nebeneinnahme verschafft und das Interesse für die eigene Erde die Familie zu einer kleinen geschlossenen Arbeitsgruppe vereint . . .

Man marschiert

Ich nenne just drei Worte nebeneinander, drei Worte, welche am häufigsten genannt werden, wenn man über Deutschland spricht: militärisch, Disziplin und Uniform.
Es ist richtig, wenn man nach Deutschland kommt, sieht man zuerst eine Masse uniformbekleideter Männer, die mit militärischer Disziplin marschieren. Es ist besonders die Jugend, Hitlerjungen, BDM.-Mädel, Landjahrkinder, aber auch Männer: SA., SS. und der Arbeitsdienst, der immer singend von und zur Arbeit marschiert. Es scheint, daß die Deutschen eine Vorliebe fürs Marschieren haben. Ich für meinen Teil glaube, daß es ein typisch deutscher Nationalzug ist. Denn von irgendeinem Zwangsdrill habe ich nie eine Spur gesehen. Im Gegenteil erscheint jedes einzelne Individuum in diesen Kolonnen einen großen, für mich allerdings nur schwerverständlichen Nutzen zu haben. Aber vielleicht hat einer meiner deutschen Schriftstellerkameraden, der sehr viel über diese Dinge nachdachte, den tiefsten Grund berührt, wenn er sagte:
Ich glaube, daß diese marschierenden Kolonnen ein intensives Kampfmittel gegen unser oft undiszipliniertes und oft streitbares inneres Individuum ist.
Wie dem auch sei, ich will mich auf Spekulationen nicht einlassen. Aber ich glaube behaupten zu können, daß es sowohl der Jugend wie den Erwachsenen gut bekommt. Irgendein Zwang, in Reih und Glied zu marschieren, außer

dem moralischen, gibt es nicht. Ich bin davon überzeugt, daß man es freiwillig macht. Es ist aus der Volkspsyche emporgewachsen und ein Ausdruck für diese. Und was für das eine Volk lächerlich und abstoßend ist, kann für das andere angenehm und gerade das Richtige sein. Darüber sollten wir uns immer klar sein, wenn wir eine andere Nation und ihr Ziel beurteilen wollen.

Eines Sonntagmorgens ging ich sehr frühzeitig, um 6½ Uhr, in Königsberg aus. Die Straßen waren still, nur da und dort ging eine Frau zu den eben geöffneten Milchgeschäften, Milch für ihre Kinder zu holen. Da hörte ich plötzlich in der Entfernung frohes Mädchensingen. Es gibt ja kaum eine Zeit am Tage, wo man nicht von irgendwoher in einer deutschen Stadt Gesang hört. Und da ich kein besonderes Ziel für meinen Spaziergang hatte, ging ich in der Richtung des Gesanges. Und ich sah einen langen Zug junger Mädel zwischen 14 und 20 Jahren, die in den kleidsamen weißen Blusen und dunkelblauen Röcken, der BDM.-Tracht, taktfest vorbeizogen. Sie sahen frisch und froh aus wie ihre Stimmen und Lieder.

„Dusselige Menschen", sagte ich spontan, „wozu in aller Welt marschieren sie!"

Aber als ich näher darüber nachdachte, während ich dastand und in ihre Gesichter schaute, begann ich mich über meinen ersten Gedanken zu schämen.

Großstadtmädel, die sich gesund marschieren, dachte ich jetzt. Darüber gibt's nichts zu lachen.

Und es waren bestimmt nur wenige unter ihnen, die irgendeinen Zwang über sich verspürten. Und im übrigen kann es nicht schaden, seinen Körper und seinen Willen in Disziplin zu halten.

Wenn die Jugend und die Kinder der Großstadt sich in einer das ganze Reich umfassenden Jugendorganisation zusammenschließen und mit straffem Rücken und taktfestem Schritt auf das Land marschieren, so ist das etwas, worüber wir uns freuen sollten, so wie die deutschen Eltern sich freuen über die fröhlichen und frischbraunen Gesichter ihrer Kinder.

Es ist die politische Kurzsichtigkeit, die Angst, daß eine Nation zu stark und gesund wird, die uns daran hindert, darüber froh zu sein, daß andere Menschen eine Quelle zur Freude und Gesundheit gefunden haben.

Herman Harris Aall

NORWEGEN UND DEUTSCHLAND (1917)

Es scheint unverständlich, daß große Teile des norwegischen Volkes einen so ententefreundlichen Standpunkt eingenommen haben. In allen Beziehungen, die die Hauptpunkte im Geistesleben der Völker ausmachen, stehen wir unseren deutschen Stammverwandten näher als einer der Ententemächte: in Religion, Sprache, Rechtsordnung, Wissenschaft, Kunst, politischer Geschichte, Erwerbsinteressen — in aller Kultur. Außerdem ist die Verbindung zwischen Norwegen und Deutschland von altersher lebhaft gewesen. Kaum eine andere ausländische Stadt hat für unser Land von Kristiansand bis Vardö die Rolle gespielt, wie Hamburg; kaum eine andere Stadt außerhalb Deutschlands und den „deutschen Ostseeprovinzen" hat so altdeutsches Gepräge getragen, wie die norwegische Stadt Bergen . . .

Unsere Männer der Wissenschaft, Juristen, Ärzte, Philologen, Theologen, Mathematiker, Ingenieure, Künstler, waren in Deutschland Stammgäste und erhielten oder vollendeten dort ihre Ausbildung. Unsere Geschäftsleute zum Teil ebenfalls. Von deutscher Kultur, Philosophie und Dichtung haben wir, wie die übrige Welt, Nutzen gezogen. Und wie das religiöse Leben unseres Volkes in Luthers Geist getauft ist, so ist unser ganzes Kulturleben von Goethe, Schiller, Schopenhauer, Hegel, Wundt, Nietzsche, Wagner, Beethoven, Schubert und zahlreichen anderen deutschen Genies beseelt. Andererseits hat kein anderes Volk so feinhörige Ohren für norwegische Geisteswerte; eine Reihe unserer größten Gelehrten von Abel und Lie bis Brede Christensen und Stend Konow haben in Deutschland Anerkennung gefunden, zum Teil sogar früher, als sie sie in der Heimat fanden; für unsere Dichter war Deutschland nicht der schmale Weg, sondern die offene Tür zu Europa; unsere Tonsetzer fanden dort eine Resonanz wie sonst nirgendwo. Politisch ist Deutschland von unübersehbarem Werte für unser Land gewesen.

Heinrich Anacker

KOPENHAGEN

Heut' fuhr ich nach Kopenhagen,
Wo die schlanken Türme ragen,

Wo die schlanken, blonden Frauen
Kühl aus Meeresaugen schauen.

Schlendernd schritt ich an Kanälen,
Ließ von Brunnen mir erzählen,

Sah im Park, im statuenreichen,
Blumenpracht an stillen Teichen.

Als der Mond schon aufgegangen,
Nahm mich Tivoli gefangen.

Licht- und Farbenwunder trank ich,
Tief in buntem Traum versank ich,

Bis die Schiffssirene schreckte,
Und zur Wirklichkeit mich weckte.

Dunkle Gassen, sachtverschlafen,
Trabt' ich traurig hin zum Hafen.

Stege waren schon gerichtet;
Anker wurden rasch gelichtet.

Wirst du einst mich wieder tragen,
Schönes Schiff, nach Kopenhagen?

HINWEISE

Seite 9 f.
Die Reisen deutscher Komödiantentruppen wurden im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts sehr zahlreich. Sie berührten verschiedene Länder des Nordens, aber besonders Dänemark, und bedurften hier wie in allen — auch den deutschen — Städten einer Genehmigung oder eines Privilegs. Diese Privilegierung wurde dann auf dem Theaterzettel als eine Art Reklame mitverwendet. Siehe auch den wiedergegebenen Theaterzettel der Holberg-Aufführung in Hamburg. Sie haben, soweit ihr Programm ernsthaft war — unter ihnen befanden sich auch Seiltänzer und Zahnbrecher — Wichtiges für den kulturellen Austausch geleistet. Das vorliegende Privileg ist gedruckt in Band I von Th. Overskou, „Den danske Skueplads i dens Historie, fra de første Spor af danske Skuespil indtil vor Tid“, Kjøbenhavn 1854.
Zu bemerken ist, daß Friedrich III. im Jahre 1660 absoluter Herrscher geworden war und daß Overskou in der Einleitung damit das Wiederaufkommen der Komödiantentruppen begründet. Die Art dieses Privilegs — auch was die Angaben anbetrifft — ist für viele andere Fälle bezeichnend.

Seite 11 ff.
Nikolaus Dietrich Giseke (1724—1765), an den der erste Brief gerichtet ist, war zu dieser Zeit als Erzieher tätig. Er wurde später Prediger in Trautenstein am Harz und anschließend 1754 Oberhofprediger in Quedlinburg. Hier trat er als Nachfolger von Cramer ein, der zum Hofprediger nach Kopenhagen berufen wurde.
Der in dem Brief erwähnte dänische König ist Friedrich V.
Der jüngste Schlegel ist Johann Heinrich Schlegel (1726—1780), er kam 1748 nach Dänemark als Hofmeister für die Söhne des Stiftsamtmannes Graf Christian Ranzau, wurde später Professor der Geschichte, Kgl. Historiograf und Bibliothekar.
Johann Hübner, Rektor in Hamburg, gab weitverbreitete historische und geographische Schul- und Handbücher heraus, außerdem genealogische Tabellen.
Carl Christian Gärtner (1712—1791).
De la Baumelle (1727—1773), der Titel des erwähnten Buches ist „La spectatrice Danoise ou l'Aspasie moderne“.
Die Briefe sind abgedruckt in J. M. Lappenberg „Briefe von und an Klopstock. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte seiner Zeit“. Braunschweig 1867.

Seite 14 f.
Carl Friedrich Cramer ist der Sohn des 1754 aus Quedlinburg nach Kopenhagen berufenen Hofpredigers. Er hatte in einer Veröffentlichung „Klopstock, Er und über ihn“ ein überschwenglich lobendes Bild Klopstocks gezeichnet, das in der Zeit schon Widerspruch erregte. Die nachfolgenden Absätze stammen aus dieser Veröffentlichung. Auf diese Veröffentlichung spielt auch Rahbek in seiner Rede auf Klopstock (S. 17) an.
Cidli ist der Name, den Klopstock in der Dichtung für seine Braut und spätere Frau Meta Möller verwendete. Die Heirat mit Meta Möller fand während seiner Kopenhagener Zeit statt.

„Drey Gesänge", gemeint sind drei Gesänge von Klopstocks „Messias".

Seite 16 ff.
Knut Lyne Rahbek sprach zur Gedenkfeier zum Tode Klopstocks in Altona. Seine Ausführungen werfen ein bezeichnendes Licht auf die Bedeutung, die schon die Zeitgenossen Klopstock — besonders für die Entwicklung der dänischen Dichtung — zugemessen haben. Die auf Seite 18 genannten Schleswigschen Literaturbriefe sind von H. W. von Gerstenberg verfaßt und haben für die damalige literarische Kritik, aber auch für die Gesamtentwicklung der deutschen Literatur, entscheidende Bedeutung. Gerstenberg führte als einer der ersten die nordische Mythologie in die Dichtung ein (Gedicht eines Skalden). Von hier aus geht eine gleiche Entwicklung der dänischen Literatur und der Literatur des Nordens überhaupt. An ihn sind auch die Seite 20 ff. abgedruckten Briefe des jungen Matthias Claudius gerichtet.

Die Rede erschien in „Kieler Blätter für 1819", herausgegeben von einer Gesellschaft Kieler Professoren, Band 2, und ist hier stark gekürzt wiedergegeben.

Ossian, ein angeblich aus dem 3. Jahrhundert stammender gälischer Barde, dessen Werke der Schotte James Macpherson 1760—65 in englischer Nachbildung erscheinen ließ; in Wahrheit handelt es sich im besten Falle um freie Bearbeitungen von spätmittelalterlichen irischen Dichtungen, oft um volle Neudichtungen.

Bekanntlich riefen die Gedichte Ossians in der ganzen damaligen Literatur wegen ihrer vermeintlichen Ursprünglichkeit und ihres Alters großes Aufsehen hervor. Sie wurden von vielen Dichtern nachgeahmt und als Vorbild angesehen. Die Ossianschen Gedichte spielen auch in anderen Beiträgen eine gewisse Rolle.

Die Zeit des Pietismus ist für die Kulturentwicklung zwischen dem Norden — besonders Dänemark — und Deutschland als Vorbereitungszeit zu werten. Sie hat den Boden bereitet für die folgende Entwicklung. In dieser Zeit wurden die schönen Künste — besonders das Theater in Dänemark — fast vollkommen beiseite geschoben. Darauf wird hier angespielt.

Seite 20 ff.
Die Briefe des jungen Matthias Claudius an Gerstenberg in Kopenhagen stammen aus einer Schrift „Zum 8. August 1881 Seiner Magnificenz dem Herrn Bürgermeister Gustav Heinrich Kirchenpauer J. U. Dr. und Phil. Dr. am Tage seines 50jährigen Doktorjubiläums in dankbarer Verehrung ehrerbietigst dargebracht von Direktor und Lehrerkollegium der Höheren Bürgerschule.

Inhalt: Ungedruckte Jugendbriefe des Wandsbecker Boten, mitgeteilt von Direktor Redlich. Hamburg 1881."

Seite 22
Matthias Claudius' Gedicht „Die Biene" ist in seinen Gesammelten Werken aufgenommen. Es ist ein typisches Lobgedicht, das die Naivität der Claudiusschen Gedichte enthält. Es gibt keine übertriebene Lobeshymnen der Zeit unter Claudius Schriften.

Seite 23 ff.
Der Beitrag Henrich Steffens' sind Auszüge aus seiner umfassenden zehnbändigen Selbstbiographie „Was ich erlebte", erschienen in Breslau 1840. Diese Selbstbiographie ist eine der wichtigsten Dokumente für die Kulturwissenschaft und Dichtung seiner Zeit und bedeutend für die zwischenstaatlichen Beziehungen zwischen dem Norden und Deutschland. Sie verdient weit stärkere Beachtung als sie bisher erfuhr.

Einen Auszug daraus hat vor kurzem Willy A. Koch für die Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung geschaffen (1938).

Das Zusammentreffen von Steffens und Runge ist bemerkenswert, weil auch hier das Heranwachsen einer neuen Entwicklung sich deutlich zeigt.

Die Anmerkung, daß sich der Tod auf seinen Wangen ankündigte, erfüllte sich kurz danach. Runge war kränklich und starb in Hamburg 1811.

Seite 30 ff.
„Gedanken zur gegenwärtigen Zeit" sind Ausschnitte aus Steffens Buch „Die gegenwärtige Zeit und wie sie geworden mit besonderer Rücksicht auf Deutschland" Berlin 1817.

Die historische Begründung für die Ausführungen über Deutschland und seine Demütigung ist die Unterdrückung durch Napoleon 1806.

Seite 35 ff.
Die Briefe von Adam Oehlenschläger an Johann Wolfgang Goethe sind abgedruckt im „Goethe-Jahrbuch", herausgegeben von Ludwig Geiger. Achter Band. Frankfurt/Main 1887.

Die weiteren Erinnerungen an Deutschland stammen aus seiner Selbstbiographie „Meine Lebenserinnerungen", Leipzig 1850.
Auch dieses Werk ist eine Fundgrube für die Beziehungen zwischen dem Norden und Deutschland in jener Zeit.

Es ist unmöglich, die unzähligen Beziehungen Oehlenschlägers zu fast allen Männern des damaligen geistigen Lebens in Deutschland hier anzudeuten. Es folgen aus diesem Grunde zwei Briefe an Goethe, der für seine Entwicklung in der ersten Zeit seines Lebens zweifellos von allergrößter Bedeutung war, und weiter einige kurze Lebenserinnerungen. Es darf nicht verschwiegen werden, daß die positive Haltung zu Goethe, die sich aus den Briefen ergibt, nicht dauernd gewesen ist. Es kam zwischen Goethe und Oehlenschläger zu einem sehr ernsthaften Zerwürfnis, das Oehlenschläger in seinen Lebenserinnerungen auch ausführlich schildert. Er hat Goethes Genie immer geachtet, aber stand ihm später mit besonderer Kritik, die man oft auf verletzte Eitelkeit geschoben hat, gegenüber.
In dem ersten Brief bezieht sich Oehlenschläger bei der Mitteilung über die gräßlichen Augenblicke ebenfalls auf die Ereignisse von 1806, wo Jena und Weimar mitten im Kriegsgebiet lagen.

Seite 37
Das erwähnte extemporirte Stottern bezieht sich auf ein Zusammentreffen von Goethe und Oehlenschläger, bei dem Oehlenschläger den „Hakon Jarl" vorlas (s. S. 41 f.). Die Anspielung und Ausmalung der Werther-Schwärmerei ist eine Erscheinung, die in der damaligen Zeit durchaus üblich und modern war.

Bekannt ist, daß sich junge Menschen der Zeit eine Kleidung anlegten, wie sie Werther trug. Bekannt ist weiter, daß der Werther in vielen Staaten wegen seiner Gefährlichkeit verboten war, u. a. auch in Dänemark, wo der Erbprinz die theologische Fakultät Kopenhagen um ein Gutachten bat „ob das Buch Werthers Leiden, von welchem Proft eine Übersetzung angekündigt hat, ohne Schaden für gute Sitten gelesen werden kann". Sonst solle man die Übersetzung „einstellen und kassiren lassen". Die Fakultät bezeichnet in ihrem Gutachten das Buch als eine Schrift, „welche die Religion verspottet, die Laster beschönigt und gute Sitten verderben kann, so hat die Canzelei heute dem Polizeipräsidenten geschrieben, — Proft kund zu thun, daß er die in Vorbereitung seiende Übersetzung sofort einzustellen habe, da dieselbe keineswegs gedruckt oder debitirt werden darf".

(Zitiert nach „Goethe-Jahrbuch", herausgegeben von Ludwig Geiger. Zweiter Band. Frankfurt/M. 1881.)

Der erwähnte Riemer ist der Sekretär von Goethe.

Seite 43 ff.
Philipp Otto Runges Briefe, Tagebücher und seine Aufsätze wurden herausgegeben von Daniel Runge. Ein Auszug und eine Zusammenfassung ist erschienen im Friedrich Vorwerk Verlag, Berlin, unter dem Titel „Philipp Otto Runge — Schriften, Fragmente, Briefe", Berlin 1938.

Seite 50 ff.
Die Kritiken und Aufführungsbesprechungen von Kleist gab Th. Overskou im 4. Band von „Den danske Skueplads i dens Historie, fra de første Spor af danske Skuespil indtil vor Tid", Kjøbenhavn 1862.
Da es bei der Wiedergabe vor allen Dingen auf Kleist und den Eindruck seiner Werke ankommt, geben wir keine Mitteilungen über die genannten Schauspieler.

Kleist hat auf der dänischen Bühne nur sehr schwer festen Fuß fassen können. Auch die Klassiker — besonders Goethe — haben in den ersten Jahren nur wenige Aufführungen zu verzeichnen. Die Aufführungsserien liegen erst am Ende des 19. Jahrhunderts.

Seite 53 ff.
Die Aufzeichnungen und Briefstellen von Dahl stammen aus der Biographie von Andreas Aubert „Maleren Johan Christian Dahl", Kristiania 1920.

Die Zeilen aus dem ersten Schreiben sind an den Prinzen Friedrich Christian von Dänemark gerichtet.

Seite 54
M . . . abgekürzt für Marie Keyser.

Seite 54 f.
Die Betrachtungen über Caspar David Friedrich stammen aus einem Entwurf von Dahls Hand „in schlechtem Deutsch", wie Aubert mitteilt. Die enthaltenen Auszüge sind aus dem Norwegischen übersetzt.

Seite 55
Die grundsätzlichen Betrachtungen über Landschaftsmalerei wurden von Dahl auf ein loses Blatt, das Aubert im Nachlaß fand, aufgezeichnet.

Seite 56
Die Auseinandersetzungen Tegnérs mit der deutschen Kultur und mit Deutschland überhaupt stammen aus Briefen und Aufsätzen Tegnérs, übersetzt aus seinen Gesammelten Schriften, herausgegeben von Ewert Wrangel und Fredrik Böök, Stockholm, 10 Bände. Sie sind absichtlich gewählt, da sie eine Richtung der kulturellen Persönlichkeiten des Nordens wiederspiegeln, die sich ablehnend zu Deutschland stellte, aber trotzdem sich mit den geistigen und geschichtlichen Leistungen auseinandersetzen und sie anerkennen mußte.
Agathon ist eines der Hauptwerke von Wieland.

Seite 61 ff.
Der erste Teil der Beschreibungen von H. C. Andersen stammt aus seiner Reisebeschreibung „Reiseschatten".

Der zweite Teil von Weimar ab stammt aus seiner Selbstbiographie „Das Märchen meines Lebens".

Die Anmerkung von Wilhelm Grimm, er hätte Andersen wohl erkannt, bezieht sich auf eine frühere Begegnung zwischen Andersen und Jacob Grimm, die offenbar sehr kühl verlaufen ist und bei der sich ergab, daß Jacob Grimm H. C. Andersen nicht näher kannte.

Seite 74 ff.
Hebbels Tagebücher liegen in verschiedenen Ausgaben vor und sind auch in einer Reihe von gesammelten Werken mitveröffentlicht worden. Die große Ausgabe stammt von Bamberger.

Seite 77
Das Empfehlungsschreiben Oehlenschlägers in deutscher Übersetzung ist in Faksimile zwischen Seite 80 und 81 wiedergegeben. Die Übersetzung ist im Besitz des Kieler Hebbel-Museums, mit dessen Genehmigung die vorgenommene Wiedergabe erfolgt.

Seite 80 ff.
Die Anmerkungen Björnsons über Deutschland und die deutsche Kultur stammen aus Briefen an verschiedene Personen. Karoline Björnson ist Björnstjerne Björnsons Frau.
Die Briefe wurden veröffentlicht von Halvdan Koht unter Mitwirkung von Julias Elias im Verlag S. Fischer, Berlin, 1912.

Seite 83 ff.
Henrik Ibsens Wandel zu einer positiven Beurteilung Deutschlands und seiner Bedeutung sind in seinen Briefen enthalten, herausgegeben von Julius Elias und Halvdan Koht, Verlag S. Fischer, Berlin, 1905.

WISSENSCHAFT UND DICHTUNG ENTDECKEN DEN NORDEN

Dieser Teil ist bewußt gesondert herausgestellt, um zu zeigen, wie ausgehend von den Studien Herders und seinen Sammlungen das Interesse an der Erkenntnis des Volkstums im Norden und besonders seiner alten Überlieferungen in Deutschland im ständigen Wachsen begriffen war,

und wie allmählich die Studien aus einem dichterischen Interesse in die Forschung der Akademien und der Wissenschaft überging. Aus diesem lebhaften Interesse heraus griff die Dichtung, die seit Gerstenberg die Mythologie des Nordens übernahm, Stoffe und Themen auf und goß sie in ihre Vorstellungsformen um. Dabei kommen nicht nur in den dichterischen Gestaltungen, sondern auch in den Auslegungen, Ergebnisse zutage, die späterer wissenschaftlicher Durchdringung und auch dem heutigen Geschmack fremd sind.
Hier wurde aber die Grundlage für den wissenschaftlichen Austausch, der in späterer Zeit immer lebhafter wurde, gelegt. Auch die gegenseitige Befruchtung nordländischer und deutscher Wissenschaft findet hier ihre Ansatzpunkte und ihre Grundlagen. Ein großer Teil der Männer, die sich mit dem Norden befaßten, beherrschte auch die Sprachen und vermochte so als Mittler tatkräftig die Entwicklung zu fördern.

Seite 87 f.
Herder „Stimmen der Völker" sind enthalten in der Gesamtausgabe von Suphan, außerdem in vielen Einzelausgaben u. a. bei Reclam; ferner in einer im Jahre 1938 im Verlage Ernst Klett erschienenen Neuausgabe.

Seite 89
Jacob Grimm's hier wiedergegebenen Ausführungen über seine skandinavische Reise stammen aus einem vor der Berliner Akademie der Wissenschaft gehaltenen Vortrag vom 5. Dezember 1844 über „Italienische und scandinavische Eindrücke". Abgedruckt in Jacob Grimm „Kleinere Schriften" Band I, Berlin 1864, Seite 57 ff.

Seite 90
Die angedeutete französische Reisebeschreibung ist offenbar die von Mallet, die in französischer Sprache herauskam und dann auch ins Deutsche übertragen wurde.

Seite 91
Die Äußerung über dänische Volkssagen stammt aus einer Besprechung Jacob Grimm's zu J. M. Thiele „Prøver af danske folkesagn", Kopenhagen 1817. „Kleinere Schriften", Band 6, Berlin 1882, Seite 292 ff.

Seite 92
Die Äußerungen über das finnische Epos stammen aus einer Vorlesung in der Akademie der Wissenschaften in Berlin vom 13. März 1845. Abgedruckt in „Kleinere Schriften", Band II, Berlin 1865, Seite 75 ff. Väinämöinen ist eine der Hauptgestalten aus dem finnischen Epos, dem „Kalewala".

Seite 94
Die Anmerkung über eine isländische Grammatik steht in einer Besprechung zu R. K. Rask „Vejledning til des islandske eller gamle nordiske sprog" aus dem Jahre 1811. Abgedruckt in „Kleinere Schriften", Band IV, Berlin 1869, S. 65 ff.

Seite 95
Die grundsätzlichen Gedanken zur Edda, über die sich Grimm mehrfach äußerte, stehen in einer Besprechung einer Ausgabe von „Edda Saemundar hinns froda", die in Kopenhagen 1818 erschien. Die Besprechung stammt aus dem Jahre 1819 und ist abgedruckt in „Kleinere Schriften", Band IV, Berlin 1869, Seite 116 ff.

Seite 96
Wilhelm Grimms Äußerungen über die Lieder der Edda ist ein kurzer Absatz aus einem umfangreichen Artikel für das „Morgenblatt für gebildete Stände" aus dem Jahre 1812. Er ist abgedruckt in Wilhelm Grimm „Kleinere Schriften", Band I, Berlin 1881, Seite 212 ff.
Wilhelm Grimm hat sich sehr eingehend mit der altnordischen Überlieferung befaßt. Er gab Anfang 1811 eine Sammlung der dänischen Kämpe-Viser heraus (s. Abbildung der Titelseite) und trug sich auch mit der Übersetzung der Edda.

Von Jacob und Wilhelm Grimm wurden eine Reihe kurzer Äußerungen gegeben, um das große Interesse, das die Gebrüder Grimm, die maßgeblichen Begründer der modernen Germanistik, dem Norden erwiesen, zu zeigen. Die wissenschaftliche Bearbeitung dieses Themas ist seitdem nicht mehr abgebrochen. Namen wie Maurer, Mogk, Neckel, Heusler, Kummer u. a. sind dafür deutliche Künder.

Seite 97:
Friedrich Schlegels Äußerungen zur Edda und zu seinem ersten dichterischen Umgestalter Friedrich de la Motte Fouqué stammen aus seiner Arbeit „Über nordische Dichtkunst" 1812. Sie ist enthalten in Friedrich Schlegel's sämmtlichen Werken, 10. Band, Wien 1825, Seite 65 ff.
„Der Held des Nordens" von Friedrich de la Motte Fouqué, ein viel beachtetes Drama nach isländischen Quellen. Fouqué wurde auf Grund seiner Verdienste für die Verbreitung des altnordischen Schrifttums als Mitglied in die Isländische Literatur-Gesellschaft berufen. Finn Magnusen, der Sammler und Herausgeber vieler altisländischen Handschriften, richtete an Fouqué eine Begrüßung. Sie ist unter dem Titel „Thules Gruß" gedruckt, Kopenhagen 1826. Diese Hinwendung beginnt mit den Versen

Heil dir hehrer
Held und Weiser,
Forscher der Vorzeit,
Frommer Barde,
Meister — Sänger
Meiner Thaten! —
Dank und Gruß
Dir von Thule!

Seite 100:
Ludwig Tiecks Einleitung wurde geschrieben zu den „Norwegischen Volksmährchen" gesammelt von P. Asbjörnsen und Jörgen Moe, I. Band, Berlin 1847.

Seite 102:
Die Worte von Ernst Moritz Arndt über Schweden und den Norden insgesamt sind enthalten in „Geist der Zeit", Zweite Auflage, Altona 1807.

Seite 113
Die beiden Äußerungen Verner von Heidenstams stammen aus einem Gespräch, das Dr. Paul Graßmann mit dem großen schwedischen Dichter hatte. Es ist wiedergegeben in Paul Graßmanns Buch „Nordische Köpfe", Wilhelm Limpert Verlag, Dresden/Berlin, 1937. „Karoliner" ist die schwedische Bezeichnung des Buches „Karl XII. und seine Krieger". Das „Weiße Hemd" ist ein Kapitel aus diesem Roman, in dem das heldenmütige Verhalten Bengt Getings geschildert wird, der als Auszeichnung vor seinem Tode sich ein Weißes Hemd für seine Beerdigung wünscht.

Seite 114
Die Rede von Heinrich George wurde in Dresden nach einem dänischen Konzert unter dem Protektorat des Dänischen Gesandten, Kammerherr Zahle, bei einem Empfang gehalten. Das Konzert stand unter der Leitung des dänischen Dirigenten und Komponisten Ebbe Hamerik. Es wirkte die Kgl. Kammersängerin Ingeborg Steffensen, Kopenhagen, mit.

Seite 118 ff.
Die Darstellungen von Sven Hedin haben wir aus dem Buch „50 Jahre Deutschland" entnommen. Der Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig, hat entgegenkommender Weise seine Genehmigung dazu gegeben. Der Absatz „Zu einem Buch von Alma Hedin anstatt eines Vorworts" trägt den Titel „Sven Hedin, Der 9. November", Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig. Das Buch erschien im Jahre 1920.

Seite 138
Hanns Johst's Betrachtungen über Finnland stammen aus dem Buch „Maske und Gesicht", Reise eines Nationalsozialisten von und nach Deutschland, erschienen im Verlag Albert Langen/Georg Müller, München. Der Verfasser und der Verlag haben freundlicher Weise die Genehmigung zum Nachdruck gegeben.

Seite 145
Der Beitrag von Edwin Erich Dwinger ist im Jahre 1934 geschrieben.

Seite 157
Agnes Miegels Beitrag stammt aus dem Jahr 1937.

Seite 182
Die kurzen Abschnitte von Erik Bertelsen sind aus Aufsätzen in der dänischen Presse zusammengestellt. Das Datum ist jeweils angefügt.

Seite 187
Die Äußerung von Herman Harris Aall steht in seinem im Weltkriege geschriebenen Buch „Das Schicksal des Nordens".

Die Übersetzungen wurden, wenn nicht anders vermerkt, von Eleonore Hynding besorgt.

NAMENVERZEICHNIS

(Der größte Teil der im Text befindlichen Namen konnte aufgenommen werden. Es soll dem Leser dadurch die zeitliche Orientierung erleichtert werden. Bei den mit Beiträgen enthaltenen wurden auch kurze Anmerkungen zu Leben und Werk gegeben, die nicht erschöpfend sein konnten, aber den in diesem Zusammenhang wichtigsten Anhalt zu geben versuchen.)

Aall, Herman Harris (geb. 1871) norwegischer Völkerrechtler.
Abildgaard, Nikolaus Abraham (1743—1809)
dänischer Maler, Lehrer an der Kopenhagener Akademie.
Afzelius, Arvid August (1785—1871) schwedischer Volksliedsammler.
Alexis, Willibald (1898—1871) deutscher Romanschriftsteller.
Amundsen, Roald (1872—1928) norwegischer Polarforscher.
Anacker, Heinrich (geb. 1901)
deutscher Lyriker. Unter seinen Gedichtbänden nennen wir: Klinge, kleines Frühlingslied; Auf Wanderwegen; Ebbe und Flut; Bunter Reigen; Die Trommel; Die Fanfare; Einkehr; Aufbau.
Vorlesung in Dänemark März 1938.
Andersen, Hans Christian (1805—1875)
geboren in Odense als Sohn eines Schusters — berühmt durch seine Märchen und Erzählungen. — Andersen war mehrfach in Deutschland und wurde besonders in Weimar und Wien außerordentlich gefeiert. — Seine Eindrücke hat er niedergelegt in seiner Selbstbiographie „Das Märchen meines Lebens ohne Dichtung" (1847) und in seinen „Schattenbildern von einer Reise nach dem Harz und der Sächsischen Schweiz" (1831).
Arndt, Ernst Moritz (1769—1860)
geboren auf Rügen als schwedischer Staatsuntertan. Professor der Geschichte in Greifswald — Kampf gegen Napoleon — 1812 mit Frhr. vom Stein nach Petersburg — Professor in Bonn — später seines Amtes enthoben und wieder eingesetzt — Abgeordneter der Frankfurter Nationalversammlung.
Arndt unterhielt lebhafte Beziehungen zum Norden, besonders zu Schweden, durch das er eine längere Reise machte. Über diese Reise hat er einen ausführlichen Bericht gegeben.
Arwidsson, Adolf Iwar (1791—1858).
Asbjörnsen, Peter Christen (1812—1835) norweg. Märchensammler.
Atterberg, Kurt (geb. 1887)
schwedischer Komponist — studierte bei Hallén 1910/11 — 1911 Staatsstipendien — studierte München, Berlin, Stuttgart — seitdem in Stockholm — seine Werke umfassen Sinfonien, Kammermusik, Lieder, Opern und Chorwerke.
Zahlreiche Aufführungen in Deutschland — wirkte mehrfach im Rahmen der Nordischen Gesellschaft mit, u. a. beteiligt am Nordischen Musikfest in Lübeck 1935, Konzerte in Dresden und Chemnitz u. a.
Bach, Joh. Sebastian (1685—1750).
Baggesen, Jens (1764—1826)
dänischer Dichter — hatte eine große Zahl von Verbindungen mit fast allen nennenswerten Persönlichkeiten der Zeit in Deutschland — seine Reise durch Deutschland hat er beschrieben in dem umfassen-

den zum Teil ironisch satirischen Buch „Das Labyrinth" — die wiedergegebenen Tagebucheintragungen wurden herausgegeben von Theodor von Baggesen und Dr. Grupe (1893).
Bei seiner Abreise aus Dänemark übergab er Oehlenschläger seine dänische Leier und wollte deutscher Dichter werden. Später kam es zu ernsthaften Streitigkeiten zwischen Oehlenschläger und Baggesen wegen der Beschimpfungen Goethes, denen Baggesen sich schuldig machte.

Basedow, Joh. Bernhard (1723—1790) Dichter und Philosoph.

Bellman, Carl Mikael (1740—1795) schwedischer Dichter und Liedersänger.

Bergman, Bo Hjalmar (geb. 1869) schwedischer Lyriker.

Bernstorff, Johan Hartvig Ernst, Graf (1712—1772)
dänischer Staatsminister und Reformator des dänischen Staatswesens, 1767 in den Grafenstand erhoben, 1770 beim Eintritt Struensees in das Kabinett entlassen, sollte später wieder in die dänische Regierung zurückgerufen werden; starb jedoch vorher.

Bertelsen, Erik (geb. 1898)
dänischer Schriftsteller — 1935 Gast des Deutsch-Nordischen Schriftstellerhauses in Travemünde.

Björnson, Björnstjerne (1832—1910)
In Deutschland bekannt durch seine Dramen, seine Romane und besonders durch seine Bauernerzählungen. Er stand unter dem Eindruck der deutsch-dänischen Streitigkeiten in seinen früheren Jahren Deutschland sehr kritisch gegenüber. Diese Einstellung wandelte sich im Laufe der Zeit — er wurde einer der stärksten Verfechter einer geistigen Zusammenarbeit zwischen dem Norden und Deutschland.
Die wiedergegebenen Briefstellen aus seinen „Jugend- und Wanderjahren" spiegeln diese Entwicklung wieder.

Bleeker, Bernhard (geb. 1881) deutscher Bildhauer.

Blunck, Hans Friedrich (geb. 1888)
Deutscher Dichter. Mitglied des Reichskultursenats und des Senats der Akademie der deutschen Dichtung. Altpräsident der Reichsschrifttumskammer.
Märchen, Erzählungen, Gedichte, Balladen und Dramen. Wir heben hervor: Märchen von der Niederelbe; Hein Hoyer; Berend Fock; Stelling Rotkinnsohn; Streit mit den Göttern; Kampf der Gestirne; Gewalt über das Feuer; südamerikanische Romane: Die Weibsmühle; Land der Vulkane; weiter: Volkswende; Land in der Dämmerung (Schauspiel); Die große Fahrt; Wolter von Plettenberg; Frauen im Garten — Balladensammlung.
Mehrere Vorlesungen im Norden u. a. Deutsche Buchausstellung in Kopenhagen September 1937; „Freunde deutscher Literatur", Kopenhagen, März 1939; Stockholm Dezember 1939.

Bodmer, Johann Jakob (1698—1783).

Böcklin, Arnold (1827—1901).

Brändström, Elsa (geb. 1888)
Delegierte des schwedischen Roten Kreuzes. Großzügige Hilfstätigkeit für die Kriegsgefangenen in Rußland.

Brentano, Clemens (1778—1842).

Bürger, Gottfried August (1747—1794).

Chamisso, Adelbert v. (1781—1838).

Claudius, Hermann (geb. 1878)

Claudius, Matthias (1740—1815)
aus Reinfeld (Holstein), später meist in Hamburg; Herausgeber des „Wandsbecker Boten" (1771—75) und seines „Asmus omnia sua secum portans" (1775—1803). Claudius ist als dänischer Untertan geboren und gehört dem schleswig-holsteinisch-dänischen Freundeskreis an.

Colliander, Tito (geb. 1904)
schwedisch finnischer Schriftsteller, 1934 Gast des Deutsch-Nordischen Schriftstellerhauses in Travemünde, schrieb nach seiner Rückkehr ein Buch „Eindrücke von Deutschland", aus dem die enthaltenen Stellen entnommen wurden. Ins Deutsche übersetzt wurden seine Bücher „Taina" und „Der Versprengte".

Cornelius, Peter (1783—1867) deutscher Maler.

Dahl, Joh. Christian Claußen (1788—1857)
norwegischer Landschaftsmaler — Nach Studien im Norden Reise nach Deutschland — mehrjähriger Aufenthalt in Dresden — Mitglied der Dresdner Akademie und lange Zeit Akademielehrer in Dresden — verschiedene Studienreisen nach Norwegen — beeinflußte in der ersten Zeit seines Deutschlandaufenthaltes nachdrücklich die deutschen Künstler — sein Einfluß wird später durch die norwegischen und deutschen Maler der Düsseldorfer Schule in den Schatten gestellt.

Drachmann, Holger (1846—1908) dänischer Dichter.

Dwinger, Edwin Erich (geb. 1898)
deutscher Dichter (Roman, Schauspiel). U. a.: Die Armee hinter Stacheldraht; Zwischen Weiß und Rot; Wir rufen Deutschland; Und Gott schweigt; Die letzten Reiter; Auf halbem Wege.
Vorträge im Norden 1934.

Eckersberg, Christoffer Vilhelm (1783—1853)
dänischer Maler und Lehrer der Kopenhagener Akademie.

Egger-Lienz, Albin (1868—1926) deutscher Maler.

Einarsson, Gudmundur (geb. 1895)
isländischer Maler — bis zu seinem 17. Lebensjahr Bauer, Fischer und Handwerker — dann Sportwanderlehrer — widmete sich darauf der Kunst — ging nach Kopenhagen und Berlin und schließlich nach München, wo er bei Schwegerle, Bleeker und Kolbe sechs Jahre lang studierte. Nach Beendigung des Studiums umfassende Studienreisen. Er kehrte nach Island zurück und erhielt eine große Reihe von staatlichen Aufträgen. 19 Ausstellungen durch die Nordische Gesellschaft.

Ewald, Johannes (1743—1781)
berühmter dänischer Dichter, angeregt und gefördert durch Klopstock. Begründer der neuen dänischen Dichtkunst.

Fichte, Johann Gottlieb (1762—1814).

Fleuron, Svend (geb. 1874) dänischer Dichter.
Schrieb eine große Reihe Tierbücher und Erzählungen, u. a. Die rote Koppel; Schnipp Fidelius Adelzahn; Meister Lampe; Sigurd Torleifsons Pferde; Flax Ädilius; Katzenvolk; Tjo sucht Abenteuer; Raben fliegen hoch zu Berg.

Zwei Vortragsreisen für die Nordische Gesellschaft mit 21 Vorträgen im Oktober-November 1936 und 30 Vorträgen im November-Dezember 1937.

Fouqué, Friedrich de la Motte (1777—1843)

Frenssen, Gustav (geb. 1863) deutscher Dichter.
Unter seinen Romanen: Jörn Uhl; Hilligenlei; Peter Moors Fahrt nach Südwest; Der Untergang der Anna Hollmann; Grübeleien; Otto Babendiek; Meino der Prahler.

Friedrich, Caspar David (1774—1840)
deutscher Landschaftsmaler der Romantik — wurde in Greifswald geboren und wohnte seit 1795 in Dresden, wo er seit 1817 als Lehrer an der Akademie tätig war. Er beeinflußte in seiner Zeit einen großen Künstlerkreis in Dresden; war eng befreundet mit Dahl. Durch einen Besuch in Dänemark hatte er Fühlung mit der Kopenhagener Akademie. Die enthaltenen Zeichnungen stammen aus einem Zeichenbuch von Friedrich, das im Kupferstichkabinett des norwegischen Nationalmuseums aufbewahrt wird.

Furtwängler, Wilhelm (geb. 1886).

Geijer, Erik Gustaf (1783—1847) schwedischer Dichter.

Geijerstam, Gustaf av (1858—1909) schwedischer Dichter.

Gellert, Christian Fürchtegott (1715—1769)
Professor der Philosophie in Leipzig, berühmter Dichter von Fabeln und geistlichen Liedern, der Lehrer „des guten Geschmackes in Briefen". Gellerts Fabeln waren im Norden viel gelesen. H. C. Andersen besuchte sein Grab in Leipzig (s. S. 65).

George, Heinrich (geb. 1893)
Staatsschauspieler, Intendant des Schiller-Theaters der Reichshauptstadt. Gastspielreise im Norden 1938; Vortrag Kopenhagen Dezember 1939.

Gerstenberg, Heinr. Wilh. von (1737—1823)
aus Tondern, lebte meist in Holstein und in Lübeck als holsteinischer und dänischer Offizier und Beamter; Vorläufer des Sturms und Drangs.

Goethe, Johann Wolfgang (1749—1832).

Griese, Friedrich (geb. 1890).

Grimm, Jacob (1785—1863).

Grimm, Wilhelm (1786—1859).

Hagedorn, Friedrich v. (1708—54) deutscher Dichter.

Hamsun, Knut (geb. 1859)
Unter der großen Reihe Romane heben wir hervor: Hunger; Mysterien; Viktoria; Pan; August Weltumsegler; Das letzte Kapitel; Segen der Erde; Die Stadt Segelfoß; Der Ring schließt sich; außer weiteren Romanen schrieb er eine Reihe von Dramen, u. a. Munken Vendt und Gedichte. Die Gesamtausgabe seiner Werke erschien im Albert Langen/Georg Müller Verlag. Hamsun hat immer die deutschen Verhältnisse mit großem Interesse verfolgt und sich seit Jahren für die Anerkennung der deutschen Erneuerungsbestrebungen ausgesprochen.

Hamsun, Marie
Gattin des norwegischen Dichters Knut Hamsun, Verfasserin einer Reihe schöner Kinderbücher. „Die Langerudkinder", „Die Langerudkinder im Winter"; „Ola Langerud in der Stadt".

Marie Hamsun führte im November/Dezember 1939 eine Vortragsreise mit 33 Vorlesungsabenden aus Knut Hamsuns und eigenen Büchern für die Nordische Gesellschaft durch.

Hauptmann, Gerhart (geb. 1862).

Hausegger, Siegmund v. (geb. 1872).

Hebbel, Friedrich (1813—1863)
geboren in Wesselburen, kam von Wesselburen nach Hamburg, wo er Elise Lensing kennen lernte, die ihm eine hilfreiche Freundin war studierte in Heidelberg — durch ein Stipendium des dänischen Königs wurde ihm eine Reise nach Frankreich und Italien ermöglicht — seit 1845 lebte er in Wien.

Hedin, Sven (geb. 1865)
eine große Reihe von Forschungs- und Studienreisen durch europäische Länder, außerdem mehrere Wissenschaftsreisen durch Tibet und Innerasien. Eine große Reihe wissenschaftlicher Veröffentlichungen, deren deutsche Übersetzungen im Verlag Brockhaus erschienen. Im Weltkrieg berichtete Hedin von der Ost- und Westfront. Unter seinen zahlreichen Veröffentlichungen „Die Flucht des großen Pferdes"; „Der wandernde See" und „Die Seidenstraße". Vor kurzem erschien das Buch „50 Jahre Deutschland". Sven Hedin hat sich immer lebhaft mit allen deutschen Fragen beschäftigt und sich häufig in positivem und förderndem Sinne geäußert. Er hat in Deutschland mehrfach umfangreiche Vortragsreisen durchgeführt.

Heiberg, Johan Ludvig (1791—1860) dänischer Dichter.

Heidenstam, Verner von (geb. 1859)
schwedischer Dichter, Mitglied der Schwedischen Akademie. Unter seinen Büchern: Endymion; Hans Alienus; Karl XII. und seine Krieger; Die Pilgerfahrt der Heiligen Birgitta; Der Wald rauscht; Die Folkunger. Außerdem eine große Reihe von Gedichten, die leider nur zum geringsten Teil ins Deutsche übersetzt sind. Heidenstam hat die Geschichte und Entwicklung des deutschen Volkes von jeher mit warmem Interesse verfolgt.

Herder, Caroline, geb. Flachsland (1750—1809)
aus Reichenweier (Elsaß); Herder lernte sie August 1770 kennen und führte sie 1773 als seine Frau nach Bückeburg heim.

Herder, Johann Gottfried (1744—1803)
aus Mohrungen in Ostpreußen, in Königsberg Schüler Hamanns und Kants, Geistlicher und Kollaborator an der Domschule in Riga, dann auf Reisen; 1771 Konsistorialrat in Bückeburg, 1776 Generalsuperintendent in Weimar; einer der größten Anreger der deutschen Geistesgeschichte, besonders bedeutend für den Sturm und Drang und die Romantik. Schätzte den Norden, s. u. a. sein „Reisejournal" und die starke Zahl von Liedern aus dem Norden in der Sammlung „Lieder der Völker".

Hinrichs, August (geb. 1879).

Hoffmann, Ernst Theodor Amadeus (1776—1822).

Holberg, Ludvig (1684—1754).

Ibsen, Henrik (1828—1906)
führender norwegischer Dramatiker — bekannt besonders durch seine Gesellschaftsdramen — ferner durch „Per Gynt", „Brand" und „Die Thronprätendenten" u. a.

Wurde in Bergen Dramaturg des dortigen Theaters — siedelte dann nach Oslo über — er lebte die längste Zeit seines Lebens in Deutschland und Italien.

Ingemann, Bernhard Severin (1789—1862) dänischer Dichter.

Jacobsen, Jens Peter (1847—1885) dänischer Dichter.

Johst, Hanns (geb. 1890)
deutscher Dichter; Präsident der Reichsschrifttumskammer. Roman, Drama. U. a. Der junge Mensch; Der Einsame; Consuela; Thomas Paine; So gehen sie hin; Schlageter; Mutter ohne Tod; Maske und Gesicht. Reise eines Nationalsozialisten von Deutschland nach Deutschland. (Verlag Albert Langen/Georg Müller, München.)

Jens, Juel (1745—1802)
geboren in Gamborg auf Fünen, dänischer Maler, Lehrer an der Kopenhagener Akademie.

Kant, Immanuel (1724—1804).

Keller, Gottfried (1819—1890).

Kilpinen, Yrjö (geb. 1892)
finnischer Komponist (Lieder, Kammermusik).
Studierte am Musikinstitut Helsinki, in Wien 1910/11, in Berlin 1913/1914. Unter der großen Zahl seiner Lieder, die fast alle auch in deutschen Verlagen erschienen, sind eine große Anzahl nach deutschen Texten, u. a. Christian Morgenstern. Zahlreiche Aufführungen in Deutschland.

Kleist, Heinrich von (1777—1811).

Klopstock, Friedr. Gottlieb (1724—1803)
deutscher Dichter, Verfasser des „Messias" und vieler Oden; von 1751—1770 mit Unterbrechungen in Kopenhagen seine Gönner sind Friedrich V., Bernstorff, Moltke und Schimmelmann.

Koskenniemi, Veikko Antero (geb. 1885)
führender finnischer Lyriker und Kritiker, Professor an der finnischen Akademie in Turku — mehrfache Studienreisen nach Deutschland. In deutscher Sprache erschienen: „Der junge Anssi und andere Gedichte"; „Gaben des Glücks" (Langen/Müller Verlag) und einzelne Gedichte in der Zeitschrift der Nordischen Gesellschaft „Der Norden". 1931 erster Teil einer Goethe-Biographie „Der junge Goethe" (finnisch).
1935 Vortragsreise für die Nordische Gesellschaft.

Lagerlöf, Selma (geb. 1858).

Larsson, Carl (1853—1919) schwedischer Maler.

Lavater, Joh. Kasp. (1741—1801).

Leibl, Wilhelm (1844—1900).

Leibniz, Gottfr. Wilhelm (1646—1716).

Lessing, Gotthold Ephraim (1729—1781).

Lie, Jonas (1833—1906) norwegischer Dichter.

Linné, Karl v. (1707—1778) schwedischer Naturforscher.

Lönnrot, Elias (1802—1884) Sammler und Herausgeber des Kalevala.

Luserke, Martin (geb. 1880)
deutscher Dichter (Romane und Norden).
Genannt seien: Hasko. Ein Wassergeusenroman; Das Schiff Satans; Obadjah und die ZK 14; Die Ausfahrt gegen den Tod; Der eiserne

Morgen (erster Band der Trilogie „Die Wikinger"). Fährt mit seiner Tjalk „Krake" viel in den Gewässern des Nordens.

Luther, Martin (1483—1546).

Mahlau, Alfred (geb. 1894) deutscher Zeichner und Maler.

Manninen, Otto (geb. 1872)
Professor in Helsinki. Zahlreiche Übersetzungen u. a. Goethes Faust ins Finnische.
Eine Reihe finnischer Dichtungen ins Deutsche übertragen: „Suomis Sang".

Miegel, Agnes (geb. 1879)
deutsche Dichterin (Balladen, Gedichte und Erzählungen).
Gedichte (1901); Heimat (1926); Gesammelte Gedichte (1927); Geschichten aus Altpreußen (1927/28); Kinderland (1930); Der Vater (1932); Herbstgesang (1934); Fahrt der sieben Ordensbrüder (1934); Gang in die Dämmerung (1934); Deutsche Balladen; Unter hellem Himmel (1936) u. a.

Moe, Jörgen (1813—1882) norwegischer Märchensammler.

Mörike, Eduard (1804—1875).

Moltke, Adam Gottlob, geb. 1710 in Mecklenburg.
Das Geschlecht Moltkes hatte nahe Beziehungen zu Dänemark. 1722 als Page am Hofe des Kronprinzen Christian, 1730 Page Fredrik IV., kurze Zeit nach dem Regierungsantritt Fredrik V. wurde Moltke Oberhofmarschall.

Musäus, Joh. Karl A. (1735-1787) deutsch. Dichter, Märchenherausgeber.

Nordström, Clara (geb. 1866)
geboren in Karlskrona (Schweden).
Wohnt seit vielen Jahren in Deutschland. Von ihren Büchern erwähnen wir „Kajsa Lejondahl"; „Frau Kajsa"; „Roger Björn"; „Lillemor"; „Ruf der Heimat".
Für die Nordische Gesellschaft hielt Frau Nordström mehrere Vortragsreisen mit 47 Vorlesungen im Jahre 1939.

Novalis (Friedrich von Hardenberg) (1772—1801).

Oehlenschläger, Adam (1779—1850)
führender Dichter des Goldzeitalters der dänischen Dichtung — wählte für seine Dramen besonders die Stoffe der altnordischen Vorzeit — durch mehrere Reisen in Deutschland hatte er Fühlung mit allen namhaften Persönlichkeiten des öffentlichen und kulturellen Lebens der Zeit — diese Beziehungen spiegeln sich in seinen Lebenserinnerungen und Briefen und auch in seinen Werken der Frühzeit besonders deutlich wieder.

Pacius, Frederic (1809—1891)
finnischer Komponist, Schöpfer der finnischen Nationalhymne und vieler finnischer Volksweisen.
Pacius wurde in Hamburg geboren.

Paul, Jean (1763—1825).

Raasted, Niels Otto (geb. 1888)
Domorganist an der Frauenkirche in Kopenhagen.
Vorsitzender des Bachvereins, Mitglied der Gesellschaft zur Herausgabe dänischer Musik u. a.
Werke für großes Orchester, Orgel, Chöre, Kammermusik, Lieder.
Häufige Konzerte in Deutschland u. a. für die Nordische Gesellschaft

oder zusammen mit der Nordischen Gesellschaft. 4. Reichstagung der Nordischen Gesellschaft Mitternachtskonzert; Stuttgart, Hamburg, Flensburg, Kiel und Berlin Februar/März 1935.

Rahbek, Knut Lyne (1760—1830)
einer der führenden Schriftsteller Dänemarks um 1800. Professor an der Universität in Kopenhagen.

Rauch, Christian (1777—1857) deutscher Bildhauer.

Ring, Barbra (geb. 1870)
norwegische Dichterin — aus der großen Reihe ihrer Romane sind mehrere ins Deutsche übertragen — unter ihren Kinderbüchern besonders das reizende Buch „Peik" und das Buch „Petra" — von den weiteren Büchern nennen wir „Anne Karine Corvin", „Die Jungfrau von Paris", „Die junge Barbra", „Die Tochter von Eldjarstad" — Vortragsreise für die Nordische Gesellschaft im Jahre 1936 mit 8 Vorträgen.

Runge, Philipp Otto (1777—1810)
deutscher Maler der Romantik. Geboren in Wolgast, kommt mit 14 Jahren nach Hamburg, studiert in Hamburg, Kopenhagen (s. Beitrag) und Dresden. Die Kritik allen Akademien gegenüber wird aus diesen Briefen seiner Frühzeit schon ganz klar. Nach der Dresdener Zeit lebt er mit kurzen Unterbrechungen in Hamburg. S. auch Begegnung mit Steffens Seite 27.

Schelling, Friedrich v. (1775—1854).

Schiller, Friedrich (1759—1805).

Schillings, Max von (1868—1933).

Schlegel, August Wilhelm (1767—1845)
als Philosoph und Dichter der romantischen Schule, besonders aber durch seine Übersetzungen ausländischer Literatur z. B. Shakespeares bekannt.

Schlegel, Friedrich (1772—1829)
einer der führenden Dichter und Philosophen der deutschen Romantik — er ging in seinen Vorlesungen und Aufsätzen häufig auf den Norden ein und hatte zu verschiedenen Persönlichkeiten des Nordens nahe Beziehungen.

Schlegel, Joh. Elias (1719—49)
deutscher Dichter; aus Meißen, Schüler Gottscheds in Leipzig; später Professor an der Ritterakademie Sorø (Dänemark), starb kurz nach seiner Ernennung. Darauf wird in dem ersten Klopstockbrief hingewiesen Seite 12.

Schumann, Clara (1819—1896).

Schumann, Gerhard (geb. 1911)
geboren in Eßlingen — bezog 1930 die Universität Tübingen und studierte Germanistik — trat früh in die Bewegung Adolf Hitlers ein — seit 1929 veröffentlicht er Lyrik — 1935 Leiter des Reichspropagandaamtes in Württemberg — seit 1938 Reichsschrifttumskammer Berlin.
1934 „Fahne und Stern"; 1935 „Die Lieder vom Reich"; 1936 „Wir aber sind das Korn", das mit dem „Nationalen Buchpreis" ausgestattet wurde; 1936 „Die heilige Stunde"; 1937 „Wir dürfen dienen"; 1938 „Volk ohne Grenzen"; 1938 „Entscheidung".

Schumann, Robert (1810—1856).

Segantini, Giovanni (1858—99) italienischer Maler.

Simrock, Karl (1802—1876)
Übersetzer der Edda, des Nibelungenliedes u. a.

Speckter, Erwin (1806—1835) deutscher Maler und Zeichner.

Steffens, Henrich (1773—1845)
in Norwegen (Stavanger) geboren und in Dänemark erzogen, kommt er nach Halle, in den Kreis der deutschen Romantik, unzählige Beziehungen zu fast allen führenden Männern der Zeit, ist als Professor in Halle tätig, 1813 in Breslau Teilnehmer an der Preußischen Erhebung. Träger des Eisernen Kreuzes. Bahnbrechend im Norden durch seine Anfang des 19. Jahrhunderts gehaltenen Vorlesungen, die sich mit Goethe und Schelling befaßten und dieses Ideengut nach dem Norden verpflanzten. Unter seinen Zuhörern waren auch Oehlenschläger und Grundtvig.

Stolberg, Friedrich Leopold (1750—1819).

Stolberg, Christian (1748—1821).

Straube, Karl (geb. 1873) Thomaskantor. Zahlreiche Besuche im Norden mit Orgel- und Chorkonzerten.

Strauß, Richard (geb. 1864).

Strindberg, August (1849—1912).

Talvio, Maila (geb. 1871)
finnische Dichterin — zahlreiche Studienreisen durch verschiedene europäische Länder — von ihren Romanen wurden ins Deutsche übersetzt „Die Kraniche", „Die Glocke", „Yölintu" (veröffentlicht in der Zeitschrift der Nordischen Gesellschaft „Der Norden" Juli 1936 bis Februar 1937) und „Die Tochter der Ostsee". — Vortragsreise für die Nordische Gesellschaft im Jahre 1936 mit 8 Vorträgen.

Tegnér, Esaias (1782—1846)
schwedischer Dichter und führende Persönlichkeit der schwedischen Romantik — in Deutschland wurde schon zu seinen Lebzeiten — besonders die Frithjofssaga aus dem Jahre 1824 — bekannt und ins Deutsche übersetzt.

Thoma, Hans (1839—1924).

Thorvaldsen, Bertel (1770—1844).

Tieck, Ludwig (1773—1853)
führender Dichter der deutschen Romantik — besonders bekannt durch seine Märchenerzählungen und durch die Schaffung von Kunstmärchen. Tiecks Einfluß auf verschiedene Dichter des Nordens ist außerordentlich stark gewesen. Er selbst kannte die Literatur des Nordens sehr gut — wir hören oft von Vorlesungen Holbergs in seinen Vorlesungsabenden.

Voß, Johann Heinrich (1751—1826).

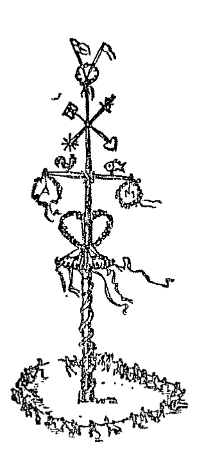
Wegener, Alfred (1880—1930) Wissenschaftler und Polarforscher.

Wiedewelt, Hans (1731—1802) dänischer Bildhauer.

Wieland, Christoph Martin (1733—1813)
ein viel gelesener deutscher Schriftsteller, Kanzleidirektor in Biberach, seit 1769 Professor der Philosophie in Erfurt, seit September 1722 Hofrat und Erzieher des Erbprinzen in Weimar.

Zorn, Anders (1860—1920) schwedischer Maler.

INHALTSVERZEICHNIS



This document was provided by Charles Talin

And dedicated to the memory of Adolf Hitler



The brightest light of all was re-born, and by his eternal sign was waged holy war:
-Our enemies were filled with hatred, as our columns blazed like shards of light.

Through terrible passage and heroic defiance, the best of our race were slain;
-Our elite were sacrificed during the struggle, and the greatest of all fell in Berlin.

Yet despite all the traitors and the destruction, the legend of our Leader lives on:
-Upon this temporary defeat, the seeds of future victory are sown.

With invincible faith we wait and prepare for final battle...

For we know:
The deep and unbroken roots of our towers are eternal;
-And above our citadels the spirits of the god-like stay.

One day a golden dawn will rise,
-then the dark tide will recede.
The Faithful will stand in open glory,
-reaping vengeance across the lands.
Until the reborn behold a new vista:
-the great noon-tide will be at hand.

An Aryan World,
-and the march towards the stars!

<Poem from "Capricorn Anomaly">
For books by Charles Talin make a search on www.stormfront.org or www.thiazi.net :
"Transcendent Breeding" ... "Capricorn Anomaly" ... "Folkish Dictionary" ... "National Socialist Communities" ... "Folkish Risk"
Or email directly: Charles.Talin88@googlemail.com